

G. K. CHESTERTON  
DER  
UNSTERBLICHE  
MENSCH

GE 12

2021.68  
(68042)

G. K. CHESTERTON

*Der unsterbliche Mensch*

Y

*Biblioteca d'associazione  
Vogelweider Dolzano*

1930

---

CARL SCHÜNEMANN/VERLAG/BREMEN

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON CURT THESING

BUCHAUSSTATTUNG VON HUGO STEINER - PRAG  
SAMTLICHE RECHTE VORBEHALTEN / COPYRIGHT BY  
CARL SCHÜNEMANN, BREMEN, 1930 / GEDRUCKT BEI  
CARL SCHÜNEMANN

## *Einführung*

### Der Plan dieses Buches

Es gibt zwei Wege heimzugelangen; der eine ist am Platze zu verharren. Der andere ist, die ganze Erde zu umkreisen, bis man zu der gleichen Stelle zurückkehrt; und ich versuchte eine solche Reise in einer Geschichte aufzuzeichnen, die ich einstmals schrieb. Doch es bedeutet eine Erleichterung, sich von jenem Thema einer anderen Geschichte zuzuwenden, die ich nie schrieb. Gleich jedem Buch, daß ich nie schrieb, ist es bei weitem das beste Buch, das ich je geschrieben habe. Da es nur zu wahrscheinlich ist, daß ich es nie schreiben werde, so will ich es hier symbolisch verwenden, denn es war ein Symbol der nämlichen Wahrheit. Ich erdachte es als ein Märchen der unendlichen Täler mit abschüssigen Hängen, jenen gleich längs der Flanken der Berge, an denen die alten weißen Pferde von Wessex weiden. Es handelte von einem Knaben, dessen Hof oder Haus auf einem solchen Hange stand, und der auszog, um etwas zu finden, den Denkstein und das Grab eines Riesen; und als er fern genug von Hause war, schaute er zurück und sah, daß sein eigener Hof und Garten flach an der Bergseite hingestreckt, gleich den Farben und Feldern eines Wappenschildes schimmernd, nur Teile einer gigantischen Gestalt waren, auf der er ständig gelebt hatte, die aber zu groß und zu nahe gewesen war, um als ein Ganzes erkannt zu werden. Das scheint mir, ist ein wahres Gemälde des Fortschrittes jedes wahrhaft unabhängigen Geistes heutzutage; und das ist der Standpunkt dieses Buches.

Der Standpunkt dieses Buches ist mit anderen Worten der, daß das nächste und beste Mittel, wahrhaft innerhalb der

Christenheit zu sein, darin besteht, wahrhaft außerhalb ihr zu sein, und ein spezieller Gesichtspunkt dieses Buches besagt, daß die volkstümlichen Kritiken des Christentums nicht wahrhaft außerhalb desselben stehen. Sie stützen sich auf umstrittenen Grund in jedem Sinne des Wortes. Sie sind unbestimmt in ihren Zweifeln. Die Kritik hat einen seltsamen Ton angenommen, ein unwissendes Herumbecheln aufs Geratewohl. So bringt sie ein antikirchliches Lied gleich Klatsch in Umlauf. Sie beklagt sich, daß Pfarrer sich gleich Pfarrern kleiden, als wären wir freier, wenn die Polizei, die uns behütet oder beim Kragen packt, bürgerliche Kleidung trüge. Oder sie beschwert sich, daß eine Predigt nicht unterbrochen werden dürfe und schimpft eine Kanzel eines Feiglings Schloß; das Büro eines Redakteurs jedoch bezeichnet sie nicht als eines Feiglings Schloß. Das ist oder wäre ungerecht sowohl gegen Journalisten wie Priester; aber auf Journalisten würde es weit eher zutreffen. Der Geistliche erscheint in Person und könnte leicht, wenn er die Kirche verläßt, einen Fußtritt ernten; der Journalist dagegen verschweigt sogar seinen Namen, so daß niemand ihm einen Schlag versetzen kann. Diese Leute veröffentlichen in der Presse witzlose Aufsätze und Briefe, weshalb die Kirchen leer ständen, ohne hinzugehen und sich zu überzeugen, ob sie leer sind, oder welche leer sind; ihre Vorschläge und Einfälle sind abgestandener und geistloser als der fade Priester in einer dreiköpfigen Posse, so daß man diese Leute am liebsten nach Art des Pastors in der Babbalade trösten möchte: „Dein Geist ist nicht so leer wie jener Hopley Porters.“ So könnten auch wir mit Recht zu dem schwachköpfigsten Geistlichen sagen: „Dein Geist ist nicht so leer wie der des empörten Laien oder des sogenannten schlichten Mannes oder des Mannes von der Straße oder irgendeines unserer Kritiker in den Zeitungen, denn diese Menschen haben nicht den Schatten einer Idee, was sie eigentlich erstreben, geschweige denn, was du ihnen geben solltest.“ Plötzlich fahren sie herum und schmähen die Kirche, weil diese nicht

den Krieg verhindert hat, den sie selber gar nicht zu verhindern wünschten und den verhindern zu können, niemand für sich in Anspruch genommen hat, außer die Vertreter jener nämlichen Schule fortschrittlicher und kosmopolitischer Skeptiker, diese Hauptfeinde der Kirche. Stets war es die antiklerikale und agnostische Welt, die das Kommen des allgemeinen Friedens prophezeite, und daher hätte diese Welt über das Kommen des allgemeinen Krieges am tiefsten beschämt und bestürzt sein müssen. Was die allgemeine Meinung anbetrifft, der Krieg hätte die Kirche in Mißkredit gebracht — so könnte man ebenso gut behaupten, die Sintflut hätte die Arche in Mißkredit gebracht. Wenn die Welt in der Irre geht, so ist das weit eher ein Beweis, daß die Kirche recht hat. Die Kirche ist gerechtfertigt, nicht weil ihre Kinder sündlos leben, sondern weil sie sündigen. Aber das kennzeichnet die allgemeine Stimmung in bezug auf die ganze religiöse Überlieferung; die Menschen befinden sich in einem Zustande der Reaktion. Es steht gut um den Knaben, so lange er auf seines Vaters Lande wohnt, und es steht wieder gut mit ihm, sobald er fern genug ist, um zurückzuschauen und es als ein Ganzes zu erkennen. Aber diese Leute befinden sich in einem Zwischenzustand, sie haben sich in einem dazwischenliegenden Tale verirrt, aus dessen Tiefe sie weder die Höhen jenseits noch die Höhen hinter sich zu sehen vermögen. Sie können nicht heraus aus dem Halbschatten des Glaubensstreites. Sie können nicht Christen sein, und sie können nicht davon lassen Antichristen zu sein. Ihre ganze Atmosphäre ist die Atmosphäre einer Reaktion: Schmollen, Halsstarrigkeit, kleinliche Kritik. Noch immer leben sie im Schatten des Glaubens, haben aber das Licht des Glaubens verloren.

Die beste Beziehung zu unserem seelischen Heim ist, ihm nahe genug zu sein, um es zu lieben. Und die nächstbeste ist, fern genug zu sein, um es nicht zu hassen. Es ist die Behauptung dieser Blätter, daß, wenn auch der beste Beurteiler



des Christentums ein Christ ist, der nächstbeste Richter wahrscheinlich ein Konfuzianer sein würde. Der schlechteste Richter von allen ist der Mann, der heute am vorschnellsten mit seinem Urteil da ist, der schlechtgebildete Christ, der sich allmählich in einen verdrießlichen Agnostiker verwandelt, der verstrickt in das Ende einer Fehde ist, deren Anfang er nie verstand, angefressen von einer Art ererbter Langeweile, deren Grund er nicht kennt, und doch bereits müde zu hören, was er nie gehört hat. Er beurteilt das Christentum nicht gleichmütig, wie ein Konfuzianer es tun würde, er beurteilt es nicht, wie er die konfuzische Lehre beurteilen würde; er vermag nicht durch Anstrengung seiner Phantasie die katholische Kirche tausend Meilen fern an fremde morgenländische Himmel zu versetzen und sie unparteiisch zu kritisieren wie eine chinesische Pagode. Man behauptet, daß der große St. Franciscus Xaverius, dem es fast gelungen wäre, die Kirche dort als einen alle Pagoden überragenden Turm zu errichten, zum Teil deswegen Schiffbruch litt, weil seine Anhänger von ihren Mitmissionaren beschuldigt wurden, die zwölf Apostel mit dem Gewand und den Attributen von Chinesen umhüllt zu haben. Doch es wäre weit besser, die Apostel als Chinesen anzusehen und sie ehrlich als Chinesen zu beurteilen, als in ihnen Götzengebilde ohne Gesicht zu erblicken, nur geschaffen, um von Bilderstürmern zertrümmert oder von strohköpfigem Pöbel mit Steinen beworfen zu werden. Weit besser wäre es, das Ganze als einen fernen asiatischen Kult zu betrachten, die Mitra der Bischöfe als die hochragende Kopfszier geheimnisvoller Bonzen, die Hirtenstäbe als schlangengleiche Stecken, getragen in irgendeiner asiatischen Prozession; weit besser wäre es, in dem Gebetbuch eine phantastische Gebetsmühle und in dem Kreuz eine zusammengekrümmte Swastika zu erblicken! Dann würden wir wenigstens nicht unsere Fassung verlieren, wie manche dieser skeptischen Kritiker ihre Fassung — ganz zu schweigen von ihrem Witz — zu verlieren scheinen. Ihre antikirchliche Einstellung ist

zu einer Atmosphäre geworden, einer Atmosphäre der Negation und der Feindlichkeit, der sie sich nicht zu entziehen vermögen. Verglichen damit wäre es besser, sich das Ganze als ein Etwas vorzustellen, das einem anderen Kontinent oder einem anderen Planeten angehört. Es wäre philosophischer, Bonzen gleichgültig anzustarren, als ständig und geistlos über Bischöfe zu schimpfen. Es wäre besser an einer Kirche vorüberzugehen, als wäre sie eine Pagode, als ständig in dem Portal zu harren, unfähig einzutreten und zu helfen, und unfähig fortzugehen und zu vergessen. Jenen, bei denen bloße Reaktion auf diese Weise zu einer Besessenheit geworden ist, empfehle ich ernsthaft, ihre Phantasie anzustrengen und sich die zwölf Apostel als Chinesen vorzustellen. Mit anderen Worten, ich empfehle jenen Kritikern, dieselbe Gerechtigkeit den christlichen Heiligen angedeihen zu lassen wie den heidnischen Weisen.

Doch damit kommen wir zu dem endgültigen und wichtigsten Gesichtspunkt. Ich will versuchen, in diesen Seiten darzutun, daß, wenn wir die geistige Anstrengung machen, das Christentum von der Außenseite zu betrachten, wir finden werden, daß es tatsächlich dem gleicht, was die Überlieferung von seiner Innenseite aussagt. Es steht damit genau so wie mit dem Knaben, der fern genug wandert, um zu erkennen, daß der Riese, den er erblickt, wirklich ein Riese ist. Es steht damit genau so, als wenn wir endlich die christliche Kirche fern unter jenem klaren ebenmäßigen östlichen Himmel erblicken und auf einmal erkennen, daß es wirklich die Kirche Christi ist. Um es kurz zu fassen: In der Sekunde, da wir wahrhaft unparteiisch urteilen, erkennen wir, weshalb die Menschen parteiisch urteilen. Doch diese zweite Behauptung erfordert eine ernsthaftere Erörterung, und ich will mir Mühe geben, das hier eingehend darzulegen. Sobald diese Erkenntnis von etwas Festzusammenhängendem in dem abgesonderten und einzigartigen Charakter der göttlichen Geschichte klar in meinem Geiste auf-

tauchte, überkam es mich, daß die menschliche Geschichte, die zu jener hinaufleitet, genau den gleichen, seltsamen und doch festgefügteten Charakter birgt, weil die menschliche Geschichte gleichfalls göttlichen Ursprungs ist. Ich meine folgendes: genau wie die Kirche an Ansehen zu gewinnen scheint, wenn man sie aufrichtig mit dem religiösen Leben der Menschheit im allgemeinen vergleicht, so scheint auch die Menschheit selber an Ansehen zu gewinnen, sobald wir sie mit dem Leben der Natur im allgemeinen vergleichen. Und mir ist aufgefallen, daß die meiste moderne Geschichtsschreibung sich einer gewissen Sophisterei bedient, erstens um den scharfen Übergang von Tier zu Mensch zu mildern, und zweitens, um den scharfen Übergang von Heiden zu Christen zu mildern. Je mehr wir mit wirklich realistischem Geist von jenen zwei Übergängen lesen, desto schärfer treten sie in Erscheinung. Weil die Kritiker sich nicht von Vorurteilen loszulösen vermögen, erkennen sie nicht diese Trennungslinie; weil sie die Dinge nicht im nüchternen Lichte betrachten können, sehen sie nicht den Unterschied zwischen Schwarz und Weiß; weil sie sich in einer seltsamen Stimmung der Reaktion und Auflehnung befinden, fühlen sie sich zu der Feststellung veranlaßt, daß alles Weiße schmutziges Grau und das Schwarze nicht so schwarz sei, wie es gemalt wird. Ich behaupte nicht, daß es keine menschlichen Entschuldigungen für ihre Auflehnung gibt; ich behaupte nicht, daß man nicht in gewisser Weise mit ihnen fühlen kann; ich behaupte nur, daß ein solches Verfahren in jedem Falle unwissenschaftlich ist. Ein Bilderstürmer kann empört sein; ein Bilderstürmer kann berechtigt empört sein; aber ein Bilderstürmer ist nie unparteiisch. Und es ist ärgste Heuchelei, zu behaupten, daß auch nur ein Zehntel der maßgebenden Kritiker und wissenschaftlichen Evolutionstheoretiker und Professoren der vergleichenden Religionswissenschaft ein Atom Unparteilichkeit besitzen. Weshalb sollten sie unparteiisch sein? Was heißt unparteiisch sein, wo sich doch die ganze Welt im Streite

darüber befindet, ob ein Ding krasser Aberglaube oder göttliche Hoffnung sei? Ich schützte nicht vor, in dem Sinne unparteiisch zu sein, daß nicht der endgültige Glaubensakt eines Mannes Geist fesselt, weil er seinen Geist befriedigt. Aber ich behaupte, erheblich unparteiischer zu sein als jene in dem Sinne, daß ich die Geschichte aufrichtig mit einer gewissen phantasie-reichen Gerechtigkeit allen gegenüber wieder zu erzählen vermag, während jene das nicht können. Ich behaupte in dem Sinne unparteiisch zu sein, daß ich mich schämen würde, ähnlichen Unsinn über den Lama von Tibet zu schwatzen wie jene über den Papst in Rom, oder so wenig Verständnis für Julian Apostata aufzubringen, wie diese Leute für die Gesellschaft Jesu. Sie sind nicht unparteiisch. Nie halten sie die historische Wagschale horizontal, und vor allem sind sie in bezug auf diese Entwicklung und diesen Übergang niemals unparteiisch. Überall vermuten sie die grauen Abstufungen des Zwiellichts, weil sie glauben, es sei das Zwiellicht der Götter. Mag es nun das Zwiellicht der Götter sein, jedenfalls ist es nicht das Tageslicht der Menschen.

Ich behaupte, daß, in das helle Tageslicht gezogen, diese beiden Dinge seltsam und einzigartig erscheinen, und daß sie nur in dem falschen Dämmer einer eingebildeten Periode des Übergangs ein verzerrtes Aussehen bekommen. Das Erste dieser beiden Dinge ist das Geschöpf, genannt Mensch, und das Zweite ist der Mann, genannt Christus. Aus diesem Grunde habe ich dieses Buch in zwei Teile geschieden: Der erste Teil ist eine Skizze der wichtigsten Abenteuer der menschlichen Rasse, insoweit sie heidnisch blieb, und der zweite eine Zusammenfassung der wirklichen Unterschiede, die darauf beruhen, daß die Menschen Christen wurden. Beide Themen erfordern eine bestimmte Methode, eine Methode, die nicht leicht zu handhaben, und vielleicht noch weniger leicht zu definieren oder zu verteidigen ist.



Um in dem einzig vernünftigen oder möglichen Sinne den Ton der Unparteilichkeit anzuschlagen, ist es notwendig, den Nerv der Neuheit zu berühren. Mir scheint, daß wir in gewissem Sinne Dinge nur, wenn wir sie zum ersten Mal sehen, ehrlichen Auges betrachten. Deswegen, das sei nebenbei bemerkt, bereiten die Dogmen der Kirche Kindern im allgemeinen so geringe Schwierigkeiten. Doch die Kirche als ein in hohem Maße praktisches Werkzeug der Arbeit und des Kampfes ist notwendigerweise ein Ding für Erwachsene und nicht nur für Kinder. Zur Erfüllung ihrer Aufgabe ist ein gut Teil Überlieferung, Vertrautheit, ja sogar Routine erforderlich. Solange ihre Grundlehren aufrichtig empfunden werden, mag dies vielleicht der gesündere Zustand sein; doch sobald ihre Grundlehren in Zweifel gezogen werden wie heutzutage, müssen wir uns bemühen, die Aufrichtigkeit und den Wunderglauben des Kindes wiederzuerwecken; den unerschütterlichen Wirklichkeitssinn und die Objektivität der Unschuld. Ist das nicht möglich, so müssen wir wenigstens versuchen, die Wolke bloßer Konvention abzuschütteln und das Ding als etwas Neues anzuschauen, und wenn auch nur, indem wir es als etwas Unnatürliches betrachten. Dinge, bei denen es gut ist, wenn sie einem vertraut bleiben, solange Vertrautheit Liebe erzeugt, wären weit besser unvertraut, sobald Vertrautheit Verachtung erzeugt. Denn in bezug auf so erhabene Dinge, wie sie hier zur Sprache kommen, — mag man zu ihnen stehen, wie man wolle, — ist Verachtung unweigerlich ein Fehler. Ja, Verachtung beruht notwendig auf einem Irrtum. Hier müssen wir die ausschweifendste, hochfliegendste Phantasie zu Hilfe rufen; die Phantasie, die zu sehen vermag, was da ist.

Das einzige Mittel, um den springenden Punkt klarzulegen, ist ein Beispiel von etwas, ja von fast allem, das als schön und wunderbar betrachtet worden ist. George Wyndham erzählte mir einmal, er hätte eines der ersten Flugzeuge zum ersten Mal aufsteigen sehen, und es wäre wie ein Wunder gewesen, aber

nicht so wunderbar wie ein Pferd, das einem Menschen gestattet auf seinem Rücken zu reiten. Ein Anderer behauptete, der edelste körperliche Gegenstand auf Erden sei ein schöner Mann auf einem schönen Pferde. Nun, solange die Menschen dies in der richtigen Art empfinden, ist alles gut. Das vornehmste und beste Mittel, sich dieser Dinge bewußt zu werden, ist der Umgang mit Menschen, die das traditionelle Gefühl für würdige Behandlung der Tiere, die zum Beispiel das richtige Verhältnis zu Pferden haben. Ein Knabe, welcher sich seines Vaters erinnert, der ein Pferd ritt, der das Tier gut ritt und es gut behandelte, weiß, daß eine solche Beziehung befriedigend sein kann und befriedigend sein wird. Ein solcher Knabe wird über die schlechte Behandlung von Pferden um so empörter sein, weil er sie zu behandeln gelernt hat; trotzdem wird er in einem Manne, der auf einem Pferde reitet, nur etwas ganz Natürliches erblicken. Er wird dem großen modernen Philosophen, der ihm erklärt, das Pferd sollte eigentlich auf dem Manne reiten, kein Gehör schenken; er wird nicht Swifts pessimistischer Phantasie folgen und erklären, Menschen müßten gleich Affen verachtet, Pferde jedoch gleich Göttern angebetet werden. Pferd und Mann zusammen bilden für ihn ein einheitliches Bild, menschlich und kultiviert. Leicht wäre es, Pferd und Mann gemeinsam, gleich einer Erscheinung des heiligen Georg in den Wolken, heroisch zu symbolisieren. Die Fabel von dem beschwingten Roß wird diesem Knaben nicht gänzlich unglaublich klingen, und er wird auch begreifen, weshalb Ariost gar manchen christlichen Helden auf solch einen luftigen Sattel setzte und ihn über den Himmel jagen ließ. Denn dieses Reittier ist tatsächlich mit dem Manne zugleich im wahren Sinne des Wortes, in welchem wir von „Ritterlichkeit“ sprechen, verklärt worden. Ja, die Bezeichnung für diese höchste Seelenstimmung des Mannes leitet sich vom Pferde her, so daß man fast sagen darf, das schönste Kompliment für einen Mann sei, ihn mit einem Pferde zu vergleichen.

Doch wenn ein Mensch in eine seelische Verfassung geraten ist, in der er nicht mehr die Fähigkeit besitzt, diese Art Wunder zu empfinden, dann kann seine Heilung nur von der entgegengesetzten Seite in Angriff genommen werden. In seinen Stumpfsinn versunken, bedeutet für ihn das Reiten auf einem Pferde nicht mehr, als wenn jemand in einem Sessel sitzt. Das Wunder, von dem Wyndham sprach, die Schönheit, die einen glauben machte, eine Reiterstatue zu schauen, die Bedeutung des ritterlichen Reiters ist für ihn nur Konvention und Langeweile. Vielleicht handelt es sich nur um eine Mode, vielleicht sind Roß und Reiter unmodern geworden, vielleicht wurde zuviel über sie geschwätzt, oder vielleicht auf falsche Art, vielleicht wurde es dadurch schwierig, sich um Pferde zu kümmern, ohne die schreckliche Gefahr einzugehen, selbst pferdisch zu werden. Irgendwie ist jedenfalls dieser Mann in einen Zustand geraten, da ihn ein Pferd nicht mehr interessiert als ein Schaukelpferd. Seines Großvaters Sturmangriff bei Balaclava erscheint ihm so verstaubt und verschlissen wie das Album mit den Familienbildern. Einem solchen Menschen ist noch nie durch das Album Erleuchtung gekommen, im Gegenteil, der Staub des Buches hat ihn nur blind gemacht. Und nachdem er diesen Grad der Blindheit erreicht hat, wird er überhaupt erst wieder fähig, ein Pferd oder einen Reiter richtig anzuschauen, wenn er beide als eine Einheit, als etwas gänzlich Unvertrautes und fast Unirdisches plötzlich vor sich erblickt.

Heraus aus irgendeinem dunklen Forst unter irgendeinem uralten Morgengrauen muß mit schwerfälligen und doch rhythmischen Bewegungen eines der seltsamsten der prähistorischen Wesen auf uns zugetrollt kommen. Zum erstenmal müssen wir den merkwürdig kleinen Schädel, auf einem Halse länger und dicker als der Kopf selber, bemerken, der gleich dem Haupte eines Wasserspeiers auf einer Dachrinne sitzt, müssen den unförmigen Haarkamm sehen, der wie ein falsch angelegter Bart längs des Nackens verläuft, müssen inmitten

der Füße zahlreicher Rinder die plumpen, hornbeschuhten Füße entdecken, so daß die wahre Furcht nicht beim Zeigen des gespaltenen, sondern des ungespaltenen Hufes entsteht. Es handelt sich im wörtlichen Sinne auch nicht um bloße Phantasie, in diesem Sinne ein einzigartiges Ungeheuer zu erblicken, denn in gewissem Sinne ist das ein Ungeheuer, was einzigartig ist, und dieses Geschöpf ist wirklich einzigartig. Der Angelpunkt aber ist, daß, wenn wir dieses Wesen so sehen, wie der erste Mensch es sah, sich wieder in uns die Phantasie regt und uns zeigt, was es bedeutete, als der erste Mann auf diesem Geschöpfe ritt. In diesem Traume mag es abstoßend erscheinen, aber es erscheint nicht eindrucklos, und der zweibeinige Zwerg, der sich auf des Tieres Rücken schwingt, erscheint gleichfalls nicht eindrucklos. Auf längerem und wirrerem Irrweg gelangen wir so wieder zur Bewunderung von Mann und Reittier, und das Wunder ist, wenn möglich, noch wunderbarer geworden. Wieder erscheint uns der heilige George nur um so strahlender, weil der heilige George nicht auf dem Pferde reitet, sondern diesmal auf dem Drachen.

Ich möchte betonen, daß in diesem Beispiel, das ich lediglich als Beispiel gewählt habe, nicht behauptet wird, daß der vor dem ersten Waldmenschen auftauchende Nachtmahr wahrer oder wunderbarer sei, als die normale Mähre aus dem Stalle, die der kultivierte Mensch, der abzuschätzen vermag, was normal ist, sieht. Mir scheint, daß von den beiden Extremen, die überkommene Erfassung der Wahrheit die bessere ist, aber ich behaupte, daß die Wahrheit in dem einen wie in dem anderen dieser beiden Extreme zu Tage tritt, dagegen verloren geht in dem Zwischenstadium bloßer Ermüdung und einer Vernachlässigung der Tradition. Mit anderen Worten, ich behaupte, es sei besser, in einem Pferde ein Ungeheuer zu erblicken, als in ihm lediglich einen langsamen Ersatz für ein Auto zu sehen. Befinden wir uns in einem Geisteszustande, da uns ein Pferd



nur als etwas alltäglich Langweiliges erscheint, dann ist es besser vor einem Pferde Angst zu haben, weil es zu lebendig ist.

Wie es um das Pferd genannte Ungeheuer bestellt ist, so verhält es sich auch mit dem Ungeheuer, genannt Mensch. Natürlich ist nach meiner Überzeugung stets der richtigste Gesichtspunkt den Menschen zu betrachten jener, wie er in meiner Philosophie betrachtet wird. Wer die christliche und katholische Anschauung über die menschliche Natur vertritt, wird einsehen, daß diese Auffassung eine universelle und gesunde Anschauung ist, und wird sich daher befriedigt fühlen. Wer das gesunde Sehvermögen verloren hat, kann es nur durch etwas zurückgewinnen, was an das Hirngespinnst eines Wahnsinnigen erinnert, das heißt, indem er in dem Menschen ein seltsames Tier erblickt und begreifen lernt, was für ein seltsames Tier der Mensch ist. Und genau wie die Vorstellung des Pferdes als eines Monstrums der Vorzeit letzten Endes zurück zu einer Bewunderung der Macht des Menschen führt, aber nicht davon abführt, so leitet die wirklich losgelöste Betrachtung der seltsamen Laufbahn des Menschen zurück zu dem uralten Vertrauen in die unerforschlichen Pläne Gottes, aber nicht davon fort. Mit anderen Worten, es ist genau das Gleiche: Sobald wir erkennen, wie seltsam der Vierfüßer ist, preisen wir den Mann, der ihn besteigt, sobald wir erkennen, wie seltsam der Zweifüßer ist, preisen wir die Vorsehung, die ihn geschaffen hat.

Kurz und bündig, diese Einführung bezweckt die Aufstellung nachfolgender These. Wenn wir den Menschen als ein Tier betrachten, müssen wir uns klar bleiben, daß er kein Tier ist. Wenn wir versuchen, ihn uns als eine Art Pferd auf Hinterbeinen vorzustellen, muß uns plötzlich die Erkenntnis dämmern, daß er etwas ebenso Wunderbares sein muß wie das geflügelte Pferd, das sich über den Wolken des Himmels bäumt. Alle Wege führen nach Rom. Alle Wege führen wieder zu der zentralen Sittenphilosophie — einschließlich dieses

Weges durch Feenland und Chaos. Aber vielleicht wäre es besser, nie das Land einer vernünftigen Überlieferung zu verlassen, wo die Menschen leicht auf Rossen traben und mächtige Jäger vor dem Herrn sind.

Auch in dem Sonderfalle des Christentums haben wir gegen den heftigen Zug der Ermüdung anzukämpfen. Fast erscheint es unmöglich, den Tatsachen Leben einzuflößen, weil die Tatsachen so vertraut sind, und für einen Gestrauchelten bedeutet Vertrautheit allzu häufig Ermüdung. Ich bin überzeugt, daß, wenn wir die übernatürliche Geschichte Christi Wort für Wort gleichsam von einem chinesischen Helden erzählten, ihn den Sohn des Himmels statt den Sohn Gottes hießen, seinen Strahlennimbus in die goldenen Fäden chinesischer Stickereien oder in den Goldglanz chinesischer Fayencen statt in die Goldblätter unserer eigenen alten katholischen Gemälde verwandelten, einstimmig alle die geistige Reinheit dieser Geschichte preisen würden. Nichts wäre dann zu hören von der Ungerechtigkeit des Nacherbes, oder der Vernunftwidrigkeit des Sühnopfers, von der abergläubischen Übersteigerung der Sündenlast oder der unmöglichen Anmaßung eines Eingreifens in die Gesetze der Natur. Wir würden die Ritterlichkeit dieser chinesischen Auffassung eines Gottes bewundern, der vom Himmel fiel, um die Drachen zu bekämpfen und die Gottlosen davor zu bewahren, von ihrer eigenen Schuld und Torheit verzehrt zu werden. Wir würden die Feinsinnigkeit und Klugheit der chinesischen Lebensauffassung bewundern, die erkannt hat, daß alle menschliche Unvollkommenheit im wahrsten Sinne eine himmelschreiende Unvollkommenheit ist. Wir würden die esoterische und erhabene chinesische Weisheit anstaunen, die besagt, daß es höhere kosmische Gesetze gibt, als die Gesetze, die wir kennen. Wir glauben ja jedem gewöhnlichen indischen Gaukler, der zu uns kommt und in dem nämlichen Stile redet. Wäre das Christentum nur eine neue orientalische Mode, dann würde man nicht den Vorwurf

erheben, es sei ein alter orientalischer Glaube. Ich schlage in diesem Buche nicht vor, dem bereits erwähnten Beispiele des heiligen Franziskus Xaverius nur mit entgegengesetzter geheimer Absicht zu folgen und die zwölf Apostel in Mandarine zu verwandeln, nicht, damit sie gleich Einheimischen, sondern — gleich Fremden anmuten. Ich schlage das nicht vor, damit sie, was nach meiner Überzeugung sich als ein durchaus erfolgreicher, praktischer Scherz erweisen würde, — die ganze Geschichte des Evangeliums und die ganze Lehre der Kirche in einem Rahmen von Pagoden und Zopfträgern versetzen und mit boshaftem Spott zuschauen, wie sehr diese Lehre in den gleichen Kreisen, in denen sie heute als christliche Geschichte verdammt wird, als heidnische Geschichte bewundert werden würde. Dagegen schlage ich vor, wo nur möglich diese Note des Neuen und Seltsamen anzuschlagen, und aus diesem Grunde wird der Stil dieses Buches trotz des so ernststen Themas, bisweilen vielleicht absichtlich grotesk und wunderbar klingen. Mein Wunsch ist, dem Leser dazu zu verhelfen, das Christentum von der Außenseite zu betrachten, in dem Sinne, daß er es als Ganzes gegen den Hintergrund anderer historischer Dinge sieht, genau wie ich möchte, daß er die Menschheit als Ganzes gegen den Hintergrund der Natur erblickt. Und ich behaupte, daß, wenn man beide so erblickt, sie in beiden Fällen gleich etwas Übernatürlichem aus dem Hintergrunde hervorspringen werden. Sie verschwimmen nicht in den Farben des Impressionismus mit den übrigen, sie heben sich in den Farben der Heraldik von den übrigen ab, lebhaft wie ein rotes Kreuz auf weißem Feld, oder ein schwarzer Löwe auf goldenem Grunde.

Um beide klar zu sehen, müssen wir sie als Ganzes sehen. Wir müssen sehen, wie sie sich entwickelten, genau so gut wie sie begannen, denn das Unglaublichste an der Geschichte ist, daß Dinge, die so begannen, sich so entwickelt haben. Wer gerne in bloßen Phantasien schwelgt, kann sich vorstellen, das Andere sich hätte ereignen, daß andere Wesen hätten ent-

stehen können. Und wer darüber nachdenkt, was hätte entstehen können, entdeckt vielleicht eine Art evolutionistischer Gleichförmigkeit. Aber wer dem was sich ereignet hat ins Auge schaut, muß einer Ausnahme und einem Wunder ins Antlitz blicken. Falls es je einen Moment gab, da der Mensch nur ein Tier war, dann können wir, wenn wir wollen, ein Phantasiegemälde von seiner Laufbahn — übertragen auf irgendein anderes Tier — entwerfen. Ein ganz unterhaltendes Spiel, sich eine phantastische Welt vorzustellen, in der Elefanten eine elefantische Architektur schaffen mit Türmen und Zinnen gleich Stoßzähnen und Rüsseln und mit Städten riesigen Ausmaßes. Ein amüsanter Märchen ließe sich ersinnen, in dem eine Kuh sich ein Kostüm verfertigt und vier Stiefel und zwei Paar Hosen anlegt. Wir können uns einen Überaffen ausmalen, wunderbarer als jeder Übermensch, ein vierhändiges Geschöpf, das mit seinen Händen schnitzt und malt und mit seinen Füßen kocht und zimmert. Aber wenn wir das betrachten, was sich tatsächlich ereignet, werden wir bestimmt anerkennen, daß der Mensch alle anderen Gegenstände in Fernen gleich den astronomischen Räumen gerückt hat und zwar mit einer Schnelligkeit gleich dem stummen Donnerkeil des Lichtstrahls. Und in gleicher Art können wir uns, wenn wir wollen, die Kirche inmitten eines Pöbels mitrasischer und manichäischer Abergläubischer vorstellen, die sich streiten und einander beim Niederbruch des Reiches töten. Wir können uns vorstellen, wie die Kirche in diesem Kampfe vernichtet wird, und wie irgendein anderer Kult ihre Stelle einnimmt, und wir werden dann um so überraschter (und vielleicht bestürzter) sein, wenn wir ihr zweitausend Jahre später begegnen, durch die Jahrhunderte stürmend wie der beschwingte Blitzstrahl des Gedankens, erfüllt von unsterblicher Begeisterung; ein Ding ohne Rivalen, mit nichts vergleichbar und noch so neu, wie sie alt ist.

ERSTER THEIL

Über das Geschöpf genannt Mensch



## *Erstes Kapitel*

### Der Mensch in der Höhle

Weit weg unter irgendeiner Konstellation an Himmeln unendlich fern leuchtet ein kleiner Stern, den die Astronomen eines Tages vielleicht entdecken werden. Bisher konnte ich jedenfalls nie im Gesicht oder Benehmen der Astronomen oder anderer Männer der Wissenschaft ein Anzeichen bemerken, daß sie diesen Stern bereits entdeckt hätten, trotzdem sie, das ist eine Tatsache, die ganze Zeit um ihn herumgetappt waren. Es ist ein Stern, der aus sich heraus höchst merkwürdige Pflanzen und höchst seltsame Tiere erzeugt, aber keine merkwürdigeren als jene Männer der Wissenschaft. Das wenigstens ist die Art, wie ich meine Geschichte der Welt beginnen müßte, falls ich den wissenschaftlichen Gewohnheiten getreu, mit einem Bericht über das astronomische Weltall zu beginnen hätte. Ich würde mich stets bestreben, selbst unsere Erde von außen her zu betrachten, nicht durch abgedroschene Betonung ihrer relativen Stellung zur Sonne, sondern in dem ich unter Aufbietung der Phantasie ihre weltenferne Lage für den entmenschtlichten Beobachter zu ergründen versuchte. Ich glaube nur nicht an den Wert des Übermenschentums zur Erforschung der Menschheit. Ich glaube nicht an den Wert der Entfernungen, die angeblich die Welt verkleinern sollen; mir erscheint der Gedanke, Geist durch Größe beschränken zu wollen, ein wenig trivial. Obwohl der erste Gedanke, die Erde zu einem fremden Planeten zu erheben, um ihr Bedeutung zu verleihen, nicht durchführbar ist, will ich mich nicht zu dem zweiten Taschenspielerkunststück erniedrigen, sie zu einem winzigen Planeten zu verkleinern, um sie zur Bedeutungslosigkeit



keit zu stempeln. Eher würde ich behaupten, wir wüßten nicht einmal, daß sie überhaupt ein Planet sei, in dem Sinne, in welchem wir wissen, daß sie ein Ort ist und ein äußerst merkwürdiger Ort obendrein. Das ist die Note, die ich von Anfang an anzuschlagen wünsche, wenn nicht auf astronomische dann auf eine vertrautere Art.

Eines meiner ersten journalistischen Abenteuer oder Mißgeschicke, war eine Polemik gegen Grant Allen, der ein Buch über die Entwicklung der Ideen über Gott geschrieben hatte. Ich erwähnte beiläufig, daß es interessanter sein würde, wenn Gott ein Buch schriebe über die Entwicklung der Idee über Grant Allen, und ich erinnere mich noch, daß der Redakteur diese Bemerkung als blasphemisch ablehnte, was mich natürlich nicht wenig amüsierte. Das Spaßhafte war, daß dem Redakteur nie die Erkenntnis dämmerte, daß der Titel des Buches an sich eine Gotteslästerung sei, denn in schlichtes Deutsch übersetzt, besagte er: „Ich will Euch einmal zeigen, wie diese törichte Annahme, daß es einen Gott gibt, unter den Menschen entstanden ist.“ Meine Bemerkung war durchaus gottesfürchtig und berechtigt, ein Bekenntnis zur göttlichen Absicht, selbst in deren anscheinend dunkelsten oder bedeutungslosesten Manifestationen. In jener Stunde lernte ich manche Dinge einschließlich der Tatsache, daß vieles von jener agnostischen Art Ehrfurcht rein akustischer Natur ist. Der Herausgeber hatte den springenden Punkt gar nicht bemerkt, weil in dem Titel des Buches das lange Wort an erster Stelle und das kurze Wort am Ende stand, in meinem Kommentar dagegen das kurze Wort am Anfang stand und ihm einen Schrecken einjagte. Mir ist aufgefallen, daß wenn man ein Wort gleich „God“ in demselben Satze mit einem Wort wie „Dog“ verwendet, diese knappen und eckigen Worte wie Pistolenschüsse wirken. Ob man sagt Gott habe den Hund, oder der Hund habe Gott geschaffen, scheint gleichgültig zu sein; lediglich eine der zahlreichen, fruchtlosen Streitfragen der allzu spitzfindigen Theo-

logen. Doch so lange man mit einem langen Worte gleich Entwicklung anfängt, rollt alles übrige harmlos ab. Wahrscheinlich hatte der Herausgeber überhaupt nicht den ganzen Titel gelesen, denn es war ein ziemlich langer Titel, und er war ein ziemlich beschäftigter Mann.

Dieser kleine Zwischenfall ist als eine Art Gleichnis in meinem Gedächtnis haften geblieben. Die meisten modernen Geschichten der Menschheit beginnen mit dem Wort Entwicklung und mit einer ziemlich wortreichen Darlegung der Entwicklung, hauptsächlich aus dem nämlichen Grunde der in jenem Falle wirksam war. Etwas Bedächtiges und Linderndes und Allmähliges scheint in diesem Wort und in dieser Vorstellung zu liegen. Tatsächlich ist es in bezug auf diese ursprünglichen Dinge kein besonders brauchbares Wort und keine sehr nutzbringende Idee. Niemand kann sich vorstellen, wie sich Nichts in Etwas umzuwandeln vermöchte. Niemand kommt der Sache auch nur einen Zollbreit durch die Erklärung näher, wie sich Etwas in etwas Anderes zu verwandeln vermöchte. Weit logischer ist es mit der Behauptung zu beginnen: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ selbst wenn man damit nur meint: „Am Anfang leitete irgendeine unvorstellbare Kraft irgendeinen unvorstellbaren Prozeß ein.“ Denn Gott ist seiner Natur nach ein Name eines Geheimnisses, und niemand nahm je an, daß der Mensch sich vorzustellen vermöchte, wie eine Welt geschaffen wurde, ebenso wenig wie der Mensch sich vorstellen kann, daß er selber eine geschaffen hat. Entwicklung wird aber tatsächlich mit Erklärung verwechselt. Dieses Wort hat die fatale Eigenschaft in zahlreichen Gehirnen den Eindruck zu hinterlassen, als verstünden sie dieses Wort und alles andere auch, genau wie viele in einer Art Selbsttäuschung leben, sie hätten den „Ursprung der Arten“ gelesen.

Das Gefühl von etwas Beruhigendem und Bedächtigem gleich einem sanft abfallenden Hang spielt bei dieser Selbsttäuschung eine große Rolle. Es handelt sich um eine Ver-

nunföwidrigkeit, genau so gut wie um eine Täuschung, denn Langsamkeit hat in Wahrheit mit der ganzen Frage nichts zu schaffen. Ein Vorgang ist seiner Natur nach nicht weniger verständlich oder unverständlich wegen des Tempos, in dem er sich vollzieht. Für einen Menschen, der nicht an ein Wunder glaubt, wäre ein langsames Wunder genau so unglaublich wie ein rasches. Die griechische Zauberin hat vielleicht mit einem Gertenstreich Matrosen in Schweine verwandelt. Doch mit anzusehen, wie ein Seeoffizier unserer Bekanntschaft täglich einem Schweine ähnlicher wird, bis er schließlich mit vier Beinen und einem Ringelschwänzchen endet, hätte keineswegs etwas Tröstendes. Ja, wahrscheinlich würde dieser Vorgang noch unheimlicher und abstoßender wirken. Die mittelalterliche Hexe ist möglicherweise von der Zinne eines Turmes durch die Luft geflogen; aber einen alten Gentleman in behaglichem Schritt durch die Luft wandern zu sehen, würde trotzdem nach irgendeiner Erklärung verlangen. Dennoch zieht sich durch die ganze rationalistische Geschichtsauffassung diese merkwürdige und und krause Idee, eine Schwierigkeit würde vermieden, oder gar ein Rätsel aus der Welt geschafft, indem man eine bloße Verzögerung oder etwas Dilatorisches in dem Ablauf der Dinge besonders betont. An anderer Stelle wird hierüber an Hand bestimmter Beispiele noch manches zu sagen sein; hier genüge der Hinweis auf die falsche Atmosphäre der Leichtigkeit und Behaglichkeit, erzeugt durch die bloße Vorstellung eines langsamen Ablaufes. Eine solche Art Trost könnte man vielleicht einer nervösen alten Dame geben, die zum erstenmal in einem Auto fährt.

Mr. H. G. Wells hat sich als Prophet bekannt, und in dieser Frage war er ein Prophet auf eigene Kosten. Es ist merkwürdig, daß seine erste Märchenerzählung eine umfassende Antwort auf sein letztes, historisches Werk bietet. Die Zeitmaschine zerstreute im voraus alle tröstlichen, auf die bloße Relativität der Zeit gegründeten Schlußfolgerungen. In diesem

geistvollen Phantasiegemälde sah der Held Bäume gleich grünen Raketen aus dem Boden schießen und Vegetationen sich sichtbar gleich einer grünen Feuersbrunst ausbreiten oder die Sonne mit der Geschwindigkeit eines Meteors von Osten nach Westen quer über den Himmel schießen; doch nach seiner Auffassung vollzogen sich diese Dinge genau so natürlich, obwohl sie rasch verliefen; und nach unserer Auffassung sind sie genau so übernatürlich, auch wenn sie langsam vor sich gehen. Die entscheidende Frage lautet, weshalb vollziehen sie sich überhaupt? und jeder, der diese Frage wirklich versteht, wird einsehen, daß diese Frage immer eine religiöse Frage gewesen ist und sein wird, oder zum mindesten eine philosophische oder metaphysische Frage; bestimmt wird niemand annehmen, die Schwierigkeit ließe sich durch Ersatz der raschen Veränderung durch allmähliche Veränderung beantworten, oder mit anderen Worten, durch ein langsames oder rascheres Abrollen der gleichen Geschichte, wie sich das im Kino bei jeder Geschichte durch bloßes Drehen einer Kurbel bewirken läßt.

Für die Probleme primitiver Existenz ist etwas mehr erforderlich als primitiver Geist. Wenn ich die Vision dieser ersten Dinge heraufbeschwöre, möchte ich den Leser bitten, mit mir gewissermaßen ein Experiment in Einfalt anzustellen. Unter Einfalt verstehe ich nicht Stumpsinn, sondern vielmehr jene Klarheit, welche Dinge gleich Leben schärfer sieht, als Worte gleich Entwicklung. Für diesen Zweck wäre es tatsächlich besser, die Kurbel der Zeitmaschine ein wenig rascher zu drehen und zu beobachten, wie das Gras wächst, und die Bäume in den Himmel schießen, falls ein solcher Versuch den Abschluß der Sache zu konzentrieren, zusammenzuziehen und lebendiger zu gestalten vermöchte. Was wir wissen, in einem Sinne wissen, wie wir nichts anderes wissen, ist, daß die Bäume und das Gras wachsen, und daß sich tatsächlich eine Anzahl anderer, außerordentlicher Dinge ereignen; daß seltsame Geschöpfe im freien



Raume schweben, indem sie die Luft mit Flügeln von verschiedenartigster und phantastischster Gestalt schlagen; daß andere seltsame Geschöpfe lebend unter einer gewaltigen Wasserlast herumschwimmen; daß wieder andere seltsame Geschöpfe auf vier Beinen laufen, und daß das seltsamste Geschöpf von allen auf zwei Füßen einherschreitet. Dies sind Tatsachen und nicht Theorien; und verglichen mit ihnen sind Entwicklung und das Atom, ja selbst das Sonnensystem bloße Theorien. Wir haben es hier mit einer historischen und nicht mit einer philosophischen Frage zu tun. Es genügt also die Feststellung, daß kein Philosoph leugnet, daß noch immer ein Mysterium jenen zwei großen Verwandlungen anhaftet: dem Ursprung des Weltalls an sich und dem Ursprung des Lebens an sich. Die meisten Philosophen besitzen soviel Einsicht, hinzuzufügen, daß ein drittes Mysterium der Entstehung des Menschen anhaftet. Mit anderen Worten, eine dritte Brücke wurde über einen dritten Abgrund des Unvorstellbaren geschlagen, als das in die Welt trat, was wir als Vernunft und was wir als Willen bezeichnen. Der Mensch ist nicht nur eine Evolution, sondern richtiger eine Revolution. Daß er ein Rückgrat und andere nach ähnlichem Vorbild gebaute Teile wie Vögel und Fische besitzt, ist eine offensichtliche Tatsache, welche Bedeutung diese Tatsache auch haben mag. Aber wenn wir versuchen, den Menschen als einen auf seinen Hinterbeinen stehenden Vierfüßer zu betrachten, werden wir die daraus sich ergebenden Folgerungen als weit phantastischer und umstürzlicher erkennen, als wenn der Mensch auf dem Kopfe stünde.

Ein Beispiel soll als Einleitung in die Geschichte des Menschen dienen. Dies Beispiel illustriert, was ich mit den Worten meine, es sei eine gewisse kindliche Gradheit erforderlich, um die Wahrheit über die Kindheit der Welt zu erkennen. Es illustriert, was ich unter der Behauptung verstehe, eine Mischung aus populärem Wissen und journalistischem Jargon habe die Tatsachen über die ersten Dinge verwirrt, sodaß wir

nicht mehr zu erkennen vermögen, welchen wirklich die erste Stelle gebührt. Es illustriert, wenn auch nur durch ein zweckdienliches Bild, alles, was ich unter der Notwendigkeit begreife, die scharfen Unterschiede zu erkennen, welche die Geschichte formten, statt in all solchen Verallgemeinerungen wie Langsamkeit und Einförmigkeit unterzutauchen. Denn wir brauchen tatsächlich nach Mr. Wells Worten einen Umriß der Geschichte. Doch mit Mr. Mantalinis Worten können wir die Behauptung wagen, daß diese Entwicklungsgeschichte keinen Umriß oder einen schändlichen Umriß besitzt. Aber vor allem illustriert es, was meine Behauptung bedeutet, daß der Mensch, je mehr wir ihn tatsächlich als Tier betrachten, desto weniger einem Tiere gleich sehen wird.

Heutzutage wimmeln unsere Romane und Zeitungen von zahllosen Hinweisen auf eine volkstümliche Gestalt, genannt Höhlenmensch. Er erscheint uns völlig vertraut, nicht nur als öffentlicher Charakter, sondern auch als private Persönlichkeit. Seine Psychologie wird ernsthaft in psychologischen Dichtungen sowohl wie in der psychologischen Wissenschaft abgehandelt. Soweit ich beurteilen kann, bestand seine Hauptbeschäftigung im Leben darin, seine Frau herumzustoßen und überhaupt Frauen im allgemeinen grob zu behandeln. Mir ist es nie gelungen, Beweise für diese Vorstellung zu entdecken, und ich weiß auch nicht, auf welche primitiven Tagebücher oder prähistorischen Scheidungsakten sich diese Annahme stützt. Wie ich an anderer Stelle auseinandersetze, vermochte ich, selbst à priori betrachtet, auch nie die Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung einzusehen. Stets und ständig wird uns ohne jede Erklärung oder Autorität erzählt, daß der primitive Mann seine Keule schwang und die Frau zu Boden schlug, ehe er sie entführte. Jeder tierischen Analogie zufolge erscheint es als eine fast krankhafte Bescheidenheit und Prüderie seitens der Dame, immer erst darauf zu bestehen, niedergeschlagen zu werden, ehe sie einwilligt, sich entführen zu lassen. Und ich wiederhole, daß

ich nicht zu begreifen vermag, wie es denkbar ist, daß, wenn der Mann so grobschlächtig war, die Dame so verfeinerte Sitten gehabt haben soll. Der Höhlenmensch war vielleicht eine Bestie, aber es besteht trotzdem kein Grund zu der Annahme, daß er sich tierischer benommen haben soll als die Tiere. Die Liebesaffären der Giraffen und die Flußromantik der Nilpferde vollziehen sich ohne diese Lärmouvertüre und diese Schinderei. Der Höhlenmensch mag nicht besser gewesen sein als der Höhlenbär, aber das junge Bärenfräulein, so berühmt in der Hymnologie, ist keineswegs mit solch einem Hange zur Jungfernschaft ausgestattet. Kurz diese Einzelheiten über das häusliche Leben in der Höhle geben mir über die entwicklungsgeschichtlichen und statischen Theorien zu denken. In jedem Falle würde ich gerne einen Blick in das Beweismaterial werfen, aber leider ist es mir noch nie geglückt, dieses Material aufzutreiben. Das Merkwürdige ist folgendes: während zehntausend Zungen von mehr oder weniger wissenschaftlichen oder literarischen Schwätzern gleichzeitig über diesen unglücklichen Burschen, mit dem Titel Höhlenmensch, schwatzen, wird die einzige Beziehung, die wirklich wesentlich und vernünftig wäre, von ihm als dem Höhlenmenschen zu sprechen, verhältnismäßig vernachlässigt. Die Leute haben diese unbestimmte Bezeichnung auf zwanzigerlei unbestimmte Art angewandt, aber nie ihren eigenen Terminus daraufhin untersucht, was wirklich aus ihm entnommen werden könnte.

Alles hat die Menschen an dem Höhlenmenschen interessiert, außer was er in der Höhle tat. Nun gibt es aber zufällig ein gewisses, tatsächliches Beweismaterial dafür, was er in der Höhle getan hat. Es ist dürftig genug, gleich allem prähistorischem Material, aber es bezieht sich auf den echten Höhlenmenschen und seine Höhle und nicht auf den literarischen Höhlenmenschen und seine Keule. Es dürfte für unseren Wirklichkeitssinn von Wert sein, ganz schlicht nachzuprüfen, worin dieses tatsächliche Beweismaterial

besteht und nicht darüber hinauszugehen. In der Höhle wurde nicht etwa die Keule, die gräßliche, blutbesudelte Keule, gefunden, in der die Anzahl der Weiber eingekerbt verzeichnet stehen, die der Unmensch damit niedergeschlagen hat. Die Höhle war kein Blaubartzimmer, angefüllt mit den Skeletten geschlachteter Frauen. Es fanden sich keine auf Stricken aufgereichte und gleich Eiern eingeschlagene weibliche Schädel. Es fand sich vielmehr etwas, das ganz und gar nicht zu all den modernen Phrasen, den philosophischen Folgerungen und dem literarischen Gewäsch paßt, welche nur die gesamte Frage verwirren. Und wenn wir den ehrlichen Wunsch hegen, zu sehen, was uns dieser authentische, flüchtige Blick in den Morgen der Welt wirklich enthüllt, ist es weit besser, die Geschichte dieser Entdeckung kennenzulernen, als unsere Zeit mit solchen Legenden über das Land des Morgens zu verträdeln. Es wäre weit besser, die Geschichte dessen, was tatsächlich aufgefunden wurde, so schlicht zu erzählen, wie die Geschichte der Helden, die das goldene Fließ oder die Gärten der Hesperiden entdeckten, wenn wir auf diese Weise aus dem Nebel widerstreitender Theorien uns in die klaren Farben und scharfen Umrisse jener Morgendämmerung retten könnten. Die alten Barden verstanden es, eine Geschichte zu erzählen, eine langschweifige Geschichte vielleicht, aber nie eine verzerrte. Nie zwängten sie die Geschichte in eine ihr fremde Form, lediglich um Jahrhunderte später erfundenen Theorien und Philosophien Genüge zu tun. Es wäre gut, wenn moderne Forscher ihre Entdeckungen in dem nüchternen Stil der frühesten Reisenden beschreiben würden, ohne weitschweifige Anspielungen, belanglose Folgerungen und vage Vermutungen. Dann würde sich zeigen, was wir wirklich über den Höhlenmenschen und über die Höhle wissen.

Ein Priester und ein Knabe betraten vor einiger Zeit ein Tal in den Bergen und schritten durch eine Art unterirdischen Tunnel, der in ein Labyrinth unbekannter und geheimnisvoller



Gänge des Felsens leitete. Sie krochen durch Spalten, die fast unzugänglich schienen, sie zwängten sich durch Gänge, die vielleicht für Maulwürfe geeignet waren, sie fielen in Löcher tief wie Brunnen. Siebenmal drohte ihnen das Grab ohne Hoffnung auf Rettung. Dies ist nur das Alltägliche bei all solch tollkühnen Entdeckungsfahrten. Aber erforderlich wäre jemand, der solche Geschichten in das ursprüngliche Licht rückt, so daß sie nicht als alltäglich erscheinen. Der Zufall, daß die ersten Eindringlinge in jene versunkene Welt ein Priester und ein Knabe, Vertreter des Alters und der Jugend der Welt, waren, hat etwas seltsam Symbolisches. Aber hier beschäftigt mich mehr das Symbol des Knaben als das des Priesters. Niemandem, der sich seiner Knabenzeit erinnert, braucht gesagt zu werden, was es für einen Jungen bedeutet, gleich Peter Pan ein Dach unter den Wurzeln der Bäume des Waldes zu betreten und tiefer und tiefer vorzudringen, bis er, wie William Morris sich ausdrückt, die wahren Wurzeln der Berge erreicht. Stellt euch jemand vor mit jenem schlichten unverdorbenen Wirklichkeits-sinn, diesem Attribut der Unschuld, der jene Reise bis zu ihrem Ende verfolgt, nicht um in einem verstaubten Magazin Streitfragen aufzuwerfen oder zu widerlegen, sondern einfach aus Interesse an der Entdeckung selbst. Was er endlich sah, war eine Höhle so fern dem Tageslicht, daß sie die sagenhafte Höhle Daniels unter dem Meeresspiegel hätte sein können.

Erhellte nach der langen Nacht unzähliger Menschenalter, enthüllt dieses geheimnisvolle Felsgemach an seinen Wänden große, gewundene Umriss aus farbiger Erde gebildet; und als die Entdecker diese Linie verfolgten, erkennen sie über den ungeheuren, leeren Raum von Jahrtausenden die Bewegungen und Gebärden von eines Mannes Hand. Es waren Zeichnungen oder Gemälde von Tieren, und sie waren nicht nur von einem M a n n e gezeichnet oder gemalt, nein von einem K ü n s t l e r. Trotz aller archaischer Begrenzungen verrieten die Strichführungen jene Liebe der langausholenden oder der langhinzitternden

Linie, die jeder, der je gezeichnet oder zu zeichnen versucht hat, wiedererkennt, und über deren Wert zu streiten kein Künstler einem Wissenschaftler gestatten wird. Sie verraten den experimentellen und abenteuerlichen Geist des Künstlers, den Geist, welcher Schwierigkeiten nicht vermeidet, sondern erprobt. Der Zeichner hatte das Renntier in dem Augenblick dargestellt, da es das Haupt scharf herumwirft und über den Rücken wittert, wie man es bei Pferden häufig beobachten kann. Es gibt zahlreiche moderne Tiermaler, für die es eine schwere Aufgabe wäre, diese Stellung getreu wiederzugeben. Diese und zwanzig andere Einzelheiten beweisen klar, daß der Künstler Tiere mit einem gewissen Interesse und vermutlich mit einer gewissen Freude beobachtet hatte. Der Höhlenmensch war also in dieser Hinsicht nicht nur ein Künstler, sondern ein Naturforscher, ein Naturkundiger, der wirklich die Natur liebt.

Beiläufig sei erwähnt, daß die Atmosphäre jener Höhle nichts enthielt, was auf die trostlose und pessimistische Atmosphäre der journalistischen Höhle der Winde hindeutet, aus der zahllose Echos über den Höhlenmenschen auf uns einströmen und uns umklaffen. Soweit ein menschlicher Charakter aus solchen Spuren der Vergangenheit erraten werden kann, ist dieser menschliche Charakter durchaus schon menschlich, ja sogar menschenfreundlich. Bestimmt entspricht dieser Höhlenmensch nicht dem Ideal eines Unmenschen nach Art der von der populären Wissenschaft ins Leben gerufenen, abstrakten Persönlichkeit. So oft Romanschreiber und Professoren und Psychologen aller Richtungen über den Höhlenmenschen schwatzen, erfassen sie seine Persönlichkeit nie in Verbindung mit irgend etwas, das sich tatsächlich in der Höhle findet. Wenn der realistische Verfasser eines Sexualromans schreibt: „Rote Funken tanzten in Dagmar Doubledicks Hirn, der Geist des Höhlenmenschen erwachte in ihm,“ so würde der Leser recht enttäuscht sein, wenn Dagmar einfach hinginge und große Gemälde von Kühen auf der Wand des Salons ent-

würfe. Wenn der Psychoanalytiker einem Patienten schreibt: „Die unterdrückten Instinkte des Höhlenmenschen treiben Sie zweifellos, einem Wutimpulse nachzugeben,“ dann spielt er offenbar nicht auf den Impuls an, in Wasserfarben zu malen, oder eingehende Studien darüber anzustellen, wie Rinder beim Weiden ihre Köpfe bewegen. Trotzdem besteht die Tatsache, daß der Höhlenmann diese harmlosen und unschuldigen Dinge trieb, dagegen haben wir auch nicht den Schimmer eines Beweises, daß er irgendeine jener wüsten und wilden, ihm angedichteten Taten verrichtete. Mit anderen Worten, der Höhlenmensch, wie er uns gewöhnlich dargestellt wird, ist einfach eine Mythe oder richtiger eine Verwirrung, denn eine Mythe hat wenigstens einen imaginären, wahrhaftigen Umriss. Jenes ganze landläufige Geschwätz ist dagegen schlechthin eine Irrung und ein Mißverständnis ohne jeden wissenschaftlichen Hintergrund und kann zur Entschuldigung höchstens als eine äußerst moderne Stimmung der Anarchie gewertet werden. Wenn ein Gentleman den Wunsch verspürt, eine Frau zu treten, so braucht ein derartiger Knote nicht erst etwas vom Charakter des Höhlenmenschen zu entlehnen, von dem wir lediglich das wissen, was wir ein paar harmlosen und lebenswürdigen Gemälden an einer Mauer entnehmen können.

Aber das ist weder der springende Punkt, noch die besondere Moral, die hier aus diesen Bildern abgeleitet werden soll. Diese Moral ist etwas weit Größeres und Schlichteres, so groß und schlicht, daß sie zuerst als kindlich erscheint, und in der Tat ist sie auch im höchsten Sinne wahrhaft kindlich. Und deshalb habe ich dieses Etwas in dieser Apologie gewissermaßen durch das Auge eines Kindes betrachtet. Es ist die größte aller Tatsachen, die dem Knaben in der Höhle tatsächlich entgegentritt. Vielleicht ist sie zu groß, um erkannt zu werden. Wäre der Knabe ein Schaf aus des Priesters Herde, dann könnte man vielleicht annehmen, er sei in einem gewissen gesunden Menschenverstand geschult; jenem gesunden Menschenverstand,

der häufig in der Gestalt der Überlieferung zu uns spricht. In diesem Falle würde er in der Arbeit des primitiven Mannes lediglich die Arbeit eines Menschen wiedererkennen, interessant, aber durchaus nicht unglaublich als wirklich primitive Arbeit. Er würde sehen, was dort zu sehen ist, aber er würde sich nicht durch eine evolutionstheoretische Erregung oder durch eine modische Spekulation versucht fühlen, zu sehen, was dort nicht zu sehen ist. Falls er schon von solchen Dingen gehört hätte, würde er natürlich zugeben, daß die Spekulationen wahr sein könnten und nicht mit den als wahr erwiesenen Tatsachen in Widerspruch stünden. Der Charakter des Künstlers konnte ja außer jener Eigenschaft, von der allein seine Kunstwerke zeugen, noch andere Eigenschaften enthalten haben. Vielleicht empfand der primitive Mann genau solche Freude am Prügeln von Weibern wie am Zeichnen von Tieren. Mit Sicherheit läßt sich aber nur behaupten, daß die Zeichnungen lediglich von der einen, aber nicht von der anderen Eigenart berichten. Es mochte richtig sein, daß der Höhlenmann, nachdem er genug auf seiner Mutter und seiner Frau herumgetrampelt hatte, es liebte, dem leisen Gurgeln des Baches zu lauschen und das Wild zu beobachten, das herabkam, um an der Quelle zu trinken. Diese Dinge sind nicht unmöglich, aber sie sind belanglos. Der gesunde Verstand des Kindes würde sich darauf beschränken, aus den Tatsachen zu lernen, was die Tatsachen lehren, und die Gemälde in der Höhle sind nun einmal so ziemlich die einzigen Tatsachen. Das Kind würde sich begnügen, aus diesem Material zu schließen, daß ein Mensch auf Fels mit rotem Oker Tiere dargestellt hätte, aus dem nämlichen Grunde, wie das Kind selber versucht, Tiere mit Holzkohle und roter Kreide zu zeichnen. Der Mann hatte einen Hirsch gezeichnet, wie das Kind ein Pferd gezeichnet hatte, weil ihm das Zeichnen Freude bereitete. Der Mann hatte einen Hirsch mit zurückgebogenem Kopf gemalt, das Kind ein Schwein mit geschlossenen Augen, weil das schwierig war. Da sie beide



menschlich sind, vereint Kind und Mann die Brüderschaft der Menschheit, und die Brüderschaft der Menschheit ist noch edler, wenn sie den Abgrund von Jahrtausenden überspannt, als wenn sie nur die Kluft von Klassen überbrückt.

Keinesfalls würde das Kind Beweise für eine grobe Entwicklungslehre bei dem Höhlenmenschen entdecken, einfach weil keine in der Höhle zu finden sind. Wenn jemand dem Kinde erzählt, der heilige Franz von Assisi hätte aus reiner und heiliger Liebe zu Tieren jene Bilder gezeichnet, so würde nichts in der Höhle dem widersprechen.

Ich kannte eine Dame, die halb scherzhaft meinte, jene Höhle wäre wahrscheinlich ein Findelhaus gewesen, in das die Säuglinge der besonderen Sicherheit wegen gebracht wurden; und jene farbigen Tiere wären an die Wände gemalt worden, um die Kinder zu erheitern, wie ja Zeichnungen von Elefanten und Giraffen einen modernen Kindergarten schmücken. Aber war dieses auch nur scherzhaft gemeint, so lenkt dieser Scherz unsere Aufmerksamkeit auf jene anderen Annahmen, die wir nur allzu rasch als wahr hinnehmen. Die Zeichnungen beweisen nicht einmal, daß die Höhlenmenschen in Höhlen lebten, ebenso wenig wie die Entdeckung eines Weinkellers in Balham (lange nachdem diese Vorstadt durch menschlichen oder göttlichen Zorn zerstört worden war) beweisen würde, daß die Mittelklasse im viktorianischen Zeitalter ständig unter der Erde lebte. Die Höhle könnte ja gleich dem Keller einem besonderen Zweck gedient haben; vielleicht war sie ein religiöser Tempel, oder ein Zufluchtsort im Kriege, oder der Versammlungsplatz eines Geheimbundes, oder wer weiß was sonst noch. Aber es stimmt durchaus, daß die künstlerische Ausschmückung weit eher von der Atmosphäre einer Kleinkinderbewahranstalt zeugt, als von irgendeinem dieser Nachtgespenster anarchischer Wut und Furcht. Ich habe mir ein Kind in der Höhle stehend vorgestellt; es ist ja so einfach, sich irgendein Kind von heutzutage oder aus unendlich fernen Zeiten vorzustellen, wie es lebhaft die

Händchen ausstreckt, als wollte es die gemalten Tiere auf der Wand streicheln. In dieser Gebärde liegt, wie wir später sehen werden, eine Vorahnung von einer anderen Höhle und einem anderen Kinde.

Doch angenommen, der Knabe wäre nicht von einem Priester, sondern von einem Professor erzogen worden, von einem Professor, der die Beziehungen von Mensch und Tier auf die einfache Formel einer rein entwicklungsgeschichtlichen Veränderung bringt; angenommen, der Knabe sähe sich selber mit gleicher Schlichtheit und Aufrichtigkeit inmitten der Meute der Natur dahintraben, von den übrigen nur grob, dank einer relativen und neuzeitlichen Abweichung unterschieden, was wäre wohl die schlichteste Lehre, die er für sich aus jenem seltsamen steinernen Bilderbuch ziehen würde? Letzten Endes würde sie darauf hinauslaufen, daß er sehr tief gegraben und den Ort entdeckt hätte, wo ein Mann ein Bild eines Rentieres gezeichnet hätte. Aber er müßte schon ein Teil tiefer schürfen, ehe er einen Platz fände, wo ein Rentier ein Bild von einem Menschen gezeichnet hätte. Das klingt wie ein Gemeinplatz, aber in diesem Zusammenhang ist es wahrhaft eine ungeheure Erkenntnis. Mag er hinabsteigen in unvorstellbare Tiefen, mag er hinabsinken in versunkene Kontinente so fremd und fern wie Sterne, mag er sich im Innern der Erde wiederfinden den Menschen so fern wie die andere Seite des Mondes, mag er in jenen eisigen Schlünden und riesigen Steinterrassen die hirogliphischen Abdrücke der Fossilien, die Trümmer gestürzter Dynastien des Lebens entdecken, eher den Ruinen aufeinanderfolgender Schöpfungen und getrennter Welten vergleichbar als Stadien in der Geschichte dieser unserer Erde. Vielleicht trifft er auf die Spuren von Ungeheuern, zügellos sich nach Richtungen entwickelnd außerhalb all unserer gewohnten Vorstellungen von Fischen und Vögeln, tastend und greifend und das Leben berührend mit jeder noch so extravaganten Verlängerung von Horn und Zunge und Tentakel, ein aufschießender

Wald phantastischer Karikaturen von Klaue, Flosse und Finger! Nirgends jedoch würde er einen Finger finden, der eine einzige bedeutungsvolle Linie in den Sand gezeichnet hat, nirgends eine Klaue, die auch nur begonnen hätte, die matteste Andeutung einer Form einzuritzen. Allem Anschein nach war das in all jenen zahllosen kosmischen Variationen vergessener Jahrtausende genau so undenkbar, wie es bei den wilden Tieren und Vögeln vor unseren Augen unvorstellbar ist. Das Kind würde das ebenso wenig erwarten, wie es erwarten würde, die Katze eine boshafte Karikatur eines Hundes einritzen zu sehen. Der kindliche Verstand, selbst der Verstand eines entwicklungsgeschichtlich verbildeten Kindes, würde nie erwarten, etwas dergleichen zu finden. Jedoch in den Spuren der rohen und erst neuerdings entstandenen Vorfahren des Menschengeschlechts entdeckt das Kind gerade diese Eigenschaft. Sicherlich müßte es ihm seltsam dünken, daß Menschen ihm so fern, ihm so nahe sein sollten, und daß Tiere ihm so nahe, ihm so fern sein sollten. Seiner Einfalt würde es zum mindesten merkwürdig erscheinen, daß es keine Spur eines Anfanges irgendeiner Kunst bei irgendeinem Tiere zu entdecken vermöchte. Das ist die schlichteste Lehre, die man in der Höhle mit den gemalten Bildern lernen kann, nur ist sie allzu schlicht, um gelernt zu werden. Es ist die simple Wahrheit, daß der Mensch sich vom Tiere der Art und nicht dem Grade nach unterscheidet. Und den Beweis dafür haben wir hier vor uns: es lautet wie ein Gemeinplatz, zu sagen, der primitivste Mensch habe das Bild eines Affen gezeichnet, aber es klingt wie ein törichter Scherz, zu behaupten, der intelligenteste Affe habe das Bild eines Menschen entworfen. Eine Abgrenzung und ein Mißverhältnis treten hier zutage, und diese sind einzigartig. Kunst ist das Kennzeichen des Menschen.

Das ist die schlichte Wahrheit, mit der eine Geschichte der Anfänge auch tatsächlich anfangen sollte. Der Evolutionstheoretiker steht und starrt in der angemalten Höhle Dinge an,

die zu groß sind, um gesehen, und zu einfach, um verstanden zu werden. Er müht sich, alle möglichen anderen indirekten und zweifelhaften Dinge aus den Einzelheiten der Bilder abzuleiten, weil er die ursprüngliche Bedeutung des Ganzen nicht zu erkennen vermag: dürftige, theoretische Folgerungen über das Fehlen von Religion oder das Vorhandensein von Aberglaube, über Stammesregierung und Jagd und Menschenopfer und der Himmel weiß was sonst. In dem folgenden Kapitel werde ich versuchen, ein wenig eingehender der heißumstrittenen Frage bezüglich dieses prähistorischen Ursprungs menschlicher Ideen und vor allem der religiösen Idee nachzuspüren. Hier verwende ich lediglich diesen einen Fall von der Höhle als eine Art Symbol für die schlichtere Form von Wahrheit, mit der die Geschichte beginnen sollte. Alles in allem genommen: Die Haupttatsache, die der Bericht des Renntiermenschen gemeinsam mit allen anderen Berichten bestätigt, ist, daß der Renntiermann zeichnen konnte, während das Renntier es nicht konnte. Falls der Renntiermann genau so ein Tier war wie das Renntier, dann wäre es nur noch merkwürdiger, daß er das konnte, was alle anderen Tiere nicht konnten. Falls er ein gewöhnliches Erzeugnis biologischen Wachstumes gleich jedem anderen Wildtier oder Vogel war, dann ist es nur um so merkwürdiger, daß er keine Spur von Ähnlichkeit mit irgendeinem andern Vierfüßler oder Vogel besitzt. Als Naturprodukt erscheint er fast noch übernatürlicher als als übernatürliches Wesen.

Ich habe diese Geschichte in der Höhle — ähnlich der Höhle der Spekulationen Platos — begonnen, weil sie gewissermaßen ein Musterbeispiel des Irrtums rein evolutionstheoretischer Einführungen und Vorworte ist. Zwecklos mit der Feststellung anzufangen, daß alles langsam und allmählich verlief, eine reine Frage der Entwicklung und des Grades, denn bei dieser klar vor Augen liegenden Tatsache der Zeichnungen findet sich in der Tat nicht eine Spur einer solchen stufenweisen Entwicklung.



Affen begannen nicht Gemälde zu malen, noch Menschen diese zu vollenden; Pithecanthropus zeichnete ein Renntier nicht schlecht, während Homo Sapiens es gut zeichnete. Die höheren Tiere malten nicht immer bessere und bessere Portraits; der Hund malte zu seiner besten Zeit nicht besser als in seiner Frühzeit als Schakal; das Wildpferd war kein Impressionist und das Rassepferd kein Expressionist. Alles was wir nach unserer Erkenntnis dieser im Schatten liegenden reproduzierenden Künste oder darstellenden Formen sagen können, ist, daß sie nirgends in der Natur außer beim Menschen vorkommen, und daß wir nicht einmal über sie sprechen können, ohne den Menschen als etwas von der Natur Gesondertes zu behandeln. Mit anderen Worten, jede vernünftige Geschichtsschreibung muß mit dem Menschen als Menschen, als einem völlig vereinzelt dastehenden Wesen beginnen. Wie er zu dieser Stellung gelangte, ja, wie alles andere zu dieser Stellung gelangte, ist eine Frage für Theologen und Philosophen und Wissenschaftler, aber nicht für Historiker. Eine vorzügliche Probe für diese Abgesondertheit und dieses Rätsel bildet die Frage nach der Triebfeder für diese Kunst. Dieses Geschöpf unterschied sich grundlegend von allen anderen Geschöpfen, weil es in gleichem Maße Schöpfer wie Geschöpf war. Nichts ließe sich in diesem Sinne unter einem anderen Bilde als unter dem Bilde des Menschen vorstellen. Und diese Wahrheit ist so wahr, daß sie selbst beim Fehlen jedes religiösen Glaubens in der Form irgend eines moralischen oder metaphysischen Prinzips angenommen werden müßte. Im folgenden Kapitel werden wir sehen, wie sich dieses Prinzip auf all die heute modernen historischen Hypothesen oder entwicklungstheoretischen Sittenlehren, auf den Ursprung der Stammesherrschaft und auf mythologische Glaubenssätze anwenden läßt. Doch das klarste und bequemste Beispiel zum Beginnen ist dieses volkstümliche Beispiel dessen, was der Höhlenmensch tatsächlich in seiner Höhle tat. Es zeigte sich, daß so oder so etwas Neues

in der Höhlendämmerung der Natur auftaucht, ein Geist vergleichbar einem Spiegel. Er gleicht einem Spiegel, weil er einen Gegenstand wahrhaftig widerspiegelt. Er gleicht einem Spiegel, weil nur in ihm all die anderen Gestalten gleich den leuchtenden Schatten einer Vision erscheinen. Vor allem gleicht er einem Spiegel, weil er das einzige Ding seiner Art ist. Andere Dinge mögen ihm ähneln, oder einander auf verschiedene Art ähnlich sehen; andere Dinge mögen ihn übertreffen, oder einander auf verschiedene Art überragen, genau wie von der Einrichtung eines Zimmers ein Tisch rund sein kann wie ein Spiegel, oder ein Büfett größer sein kann als ein Spiegel. Doch der Spiegel ist der einzige Gegenstand, der sie alle zu umschließen vermag. Der Mensch ist der Mikrokosmos, der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Mensch ist das Abbild Gottes. Dies sind die einzigen wahren Lehren, die man in der Höhle lernen kann, und damit ist es an der Zeit, die Höhle zu verlassen und sie mit der freien Landstraße zu vertauschen.

Dennoch erscheint es richtig, an dieser Stelle ein für alle Mal zusammenzufassen, was das Wort bedeutet, der Mensch sei gleichzeitig Ausnahme und Spiegel und Maß aller Dinge. Um den Menschen zu sehen, wie er ist, ist es wieder notwendig, jene Schlichtheit, die sich von den zusammengeballten Wolken der Sophistik zu befreien vermag, streng zu wahren. Die schlichteste Wahrheit über den Menschen lautet, daß er ein äußerst fremdartiges Wesen sei, fast in dem Sinne eines Fremden auf Erden. In aller Nüchternheit: Er besitzt weit mehr von der unirdischen Erscheinung eines Geschöpfes, das fremde Gewohnheiten aus einem anderen Lande bringt, als von einem auf dieser Erde entstandenen Wesen. Er verfügt über einen unfairen Vorteil und über einen unfairen Nachteil, er kann in seiner eigenen Haut nicht schlafen; er kann seinen eigenen Instinkten nicht vertrauen; er ist gleichzeitig ein Schöpfer, der geheimnisvoll Hände und Finger regt, und eine Art Krüppel; er geht eingehüllt in künstliche Bandagen, genannt Kleider;

er stützt sich auf künstliche Krücken, genannt Möbel; sein Geist besitzt die gleichen zweifelhaften Freiheiten und die gleichen seltsamen Beschränkungen. Vereinsamt unter den Tieren erschüttert ihn der herrliche Wahnsinn, genannt Gelächter, als hätte er Einblick getan in irgendein Geheimnis der wahren, dem Universum selbst verborgenen Gestalt des Universums. Vereinsamt unter den Tieren empfindet er den Zwang, seine Gedanken abzukehren von den verrotteten Wirklichkeiten seiner eigenen körperlichen Existenz, sie gleichsam wie in Gegenwart irgendeiner höheren Möglichkeit, die das Geheimnis der Scham schafft, zu verhüllen. Ob wir diese Eigenschaften als für den Menschen natürlich preisen, oder sie als Kunstprodukte in der Natur ablehnen, sie bleiben dennoch einzigartig. Dies begreift der gesamte volkstümliche Instinkt, genannt Religion, so lange er nicht von Pedanten, besonders von den emsigen Pedanten der natürlichen Lebensweise, gestört wird. Die sophistischsten Sophisten sind die Gymnosophisten.

Es ist keineswegs natürlich, den Menschen als Naturprodukt zu betrachten; es entspricht nicht dem gewöhnlichen Verstand, den Menschen als gewöhnlichen Gegenstand des Landes oder der Meeresküste anzuschauen; es heißt nicht geradeaussehen, in ihm ein Tier sehen. Das ist nicht vernünftig; das ist eine Sünde gegen das Licht, gegen das helle Tageslicht der Proportion, die das Grundprinzip aller Wirklichkeit ist. Schuld daran trägt die Überwertung eines Punktes, die künstliche Verteilung von Licht und Schatten, das Hervorheben der geringeren und niederen Eigenschaften, die eine zufällige tierische Ähnlichkeit besitzen. Das fest im Sonnenlicht stehende Ding, das Ding, welches wir umschreiten und von allen Seiten betrachten können, erscheint gänzlich verschieden. Es ist ganz außergewöhnlich. Und von je mehr Seiten wir es betrachten, desto außergewöhnlicher wird es. Es ist bestimmt kein Ding, das auf natürlichem Wege

irgendeinem anderen Dinge entstammt oder entspringt. Wenn wir uns vorstellen, daß eine nicht menschliche, sondern unpersönliche Intelligenz von Beginn an die allgemeine Natur der nicht menschlichen Welt genügend empfunden haben könnte, um zu beobachten, wie Dinge sich auf die verschiedenste Art entwickeln, so würde dieser unpersönliche Verstand in der gesamten natürlichen Welt nichts entdecken, um seinen Geist auf etwas so unnatürlich Neues vorzubereiten. Einem solchen Geiste würden die Menschen bestimmt nicht als eine Herde unter hundert anderen Herden, die lediglich reichere Nahrung als die übrigen findet, erscheinen; auch nicht als eine Schwalbe unter hundert anderen Schwalben, die unter einem fremden Himmel den Sommer macht. Der Mensch hätte für solch einen Geist nicht das gleiche Maß und kaum das gleiche Gewicht. Ja, wir könnten mit Recht behaupten, daß er für ihn nicht in dem gleichen Universum existieren würde. Diesem Geiste würde es natürlicher dünken, eine Kuh aus einer Schar von hundert Kühen plötzlich über den Mond springen, oder ein Schwein unter hundert Schweinen Flügel bekommen und sich in die Luft schwingen zu sehen. Es würde sich nicht um die Frage handeln, ob ein Rind seinen eigenen Weidegrund findet, sondern ob es sich sein eigenes Rinderzelt errichtet, nicht um die Frage, ob eine Schwalbe einen Sommer macht, sondern ob sie sich ein Sommerhaus erbaut. Denn gerade die Tatsache, daß Vögel Nester bauen, ist eine dieser Ähnlichkeiten, welche den überraschenden Unterschied noch stärker betonen. Gerade die Tatsache, daß ein Vogel so weit gehen kann, sich ein Nest zu bauen, aber nicht weiter zu gehen vermag, beweist, daß der Vogel nicht die gleiche Vernunft besitzt wie der Mensch. Dieser Beweis ist schlagender, als wenn der Vogel überhaupt nichts bauen könnte. Falls er überhaupt nicht baute, könnte man ihn für einen Philosophen der quietistischen oder buddhistischen Schule halten, der allem gleichgültig gegenübersteht außer seiner inneren Seele. Aber da der Vogel baut, wie er



baut, und damit zufrieden ist und laut vor Befriedigung sein Liedchen schmettert, so wissen wir, daß tatsächlich ein unsichtbarer Vorhang gleich einer Scheibe von Glas zwischen ihm und uns sich spannt, dem Fenster entsprechend, an dem ein Vogel vergebens pickt. Doch stellen wir uns vor, unser abstrakter Zuschauer sähe einen Vogel, einen Bau beginnen, wie Menschen ihn errichten. Stellen wir uns vor, in einem unglaublich kurzen Zeitraum entstünden für den e i n e n Stil des Nestbaus sieben verschiedene Baustile; stellen wir uns vor, der Vogel suchte emsig gegabelte Äste und spitzzulaufende Blätter, um die starre Frömmigkeit der Gotik auszudrücken, und würde dann in trüberer Stimmung breite Blätter und schwarzen Schlamm auswählen, um die wuchtigen Säulen von Bel und Astaroth heraufzubeschwören und sich ein Nest schaffen gleich den hängenden Gärten Babylons; angenommen der Vogel schüfe kleine Lehmstatuen von Mitvögeln, berühmt in Wissenschaft oder Politik, und stellte sie vor seinem Neste auf; angenommen ein Vogel unter Tausenden begönne eins von den tausend Dingen auszuführen, die der Mensch bereits in der Morgendämmerung der Welt getan hat, — dann könnten wir fest überzeugt sein, daß der Zuschauer einen solchen Vogel nicht als eine bloße entwicklungsgeschichtliche Varietät der übrigen Vögel betrachten würde. Er würde vielmehr in diesem Geschöpf ein schreckenerregendes Wildgeflügel sehen, vielleicht ein böses Omen, bestimmt aber ein Omen. Dieser Vogel würde den Auguren nicht von etwas berichten, was sich ereignen wird, sondern was sich ereignet hat. Dieses Etwas ist das Aufleuchten eines Geistes mit einer neuen Tiefendimension — eines Geistes gleich jenem des Menschen. Gäbe es keinen Gott, kein anderer Geist wäre denkbar, der dieses hätte voraussehen können.

Nun ist aber Tatsache, daß kein Schatten eines Beweises besteht, daß d i e s e s Ding sich je entwickelt hat. Nicht das Körnchen eines Beweises besteht, daß d i e s e Umwandlung

sich langsam, oder überhaupt auf natürlichem Wege vollzog. In striktem wissenschaftlichem Sinne wissen wir schlechterdings gar nichts darüber, wie es entstand, oder ob es entstand, oder was es ist. Es mag vielleicht eine lückenhafte Spur von Steinen und Knochen geben, die undeutlich auf die Entwicklung des menschlichen Körpers hindeutet, doch es gibt nicht den leisesten Fingerzeig, der auf eine solche Entwicklung dieses menschlichen Geistes hinweist. Er war nicht und er war, wir wissen nicht, in welcher Sekunde oder in welcher Unendlichkeit von Jahren. Etwas geschah, und dieses Etwas hat ganz den Anschein einer Umwandlung außerhalb der Zeit. Daher hat dieses Etwas nichts mit Geschichte in gewöhnlichem Sinne zu tun. Der Historiker muß dieses Etwas oder etwas Ähnliches als gegeben hinnehmen; als Historiker ist es nicht seine Aufgabe, dieses Etwas zu erklären. Und wenn er es als Historiker nicht erklären kann, als Biologe wird er es auch nicht erklären. In beiden Fällen gereicht es ihm nicht zur Schande, dieses Etwas ohne Erklärung hinzunehmen; denn es ist eine Wirklichkeit, und Geschichte und Biologie haben es mit Wirklichkeiten zu tun. Er ist durchaus berechtigt, ruhig dem geflügelten Schwein und der Kuh, die über den Mond sprang, entgegenzutreten, einfach weil sie Wirklichkeiten sind. Er kann vernünftiger Weise den Menschen als eine Laune hinnehmen, weil er den Menschen als eine Tatsache hinnimmt. Er kann sich durchaus behaglich in solch einer närrischen und unzusammenhängenden Welt fühlen oder in einer Welt, die solch ein närrisches und unzusammenhängendes Ding hervorzubringen vermag, denn Wirklichkeit ist ein Ding, in dem wir alle ruhen können, selbst wenn diese Wirklichkeit kaum zu etwas anderem in Beziehung zu stehen scheint. Das Ding existiert, und das genügt den Meisten von uns. Aber wenn wir tatsächlich zu erfahren wünschen, wie es dort hingekommen ist, wenn wir es mit anderen Dingen in natürliche Beziehung bringen wollen, wenn wir darauf beharren, zu sehen, wie es sich



aus einer seiner eigenen Natur verwandten Umgebung vor unseren Augen entwickelt, dann freilich müssen wir uns ganz andersartigen Dingen zuwenden. Wir müssen höchst seltsame Erinnerungen wachrufen, zu schlichten Träumen zurückkehren, falls wir einen Ursprung herbeisehnen, der den Menschen anders zu schaffen vermag als einen Unmenschen. Wir werden auf ganz andere Ursachen stoßen, bevor der Mensch ein Geschöpf der Ursächlichkeit wird. Und wir werden eine andere Autorität zu Hilfe rufen müssen, um ihn in etwas Vernunftbegabtes oder auch nur in etwas Wahrscheinliches zu verwandeln. Jener Weg führt hinab zu allem, das zugleich Ehrfurcht einflößend und vertraut und vergessen ist, bewehrt mit furchtbaren Gesichtern und drohenden feurigen Armen. Wir können den Menschen als eine Tatsache hinnehmen, sobald wir uns mit einer unerklärten Tatsache zufrieden geben. Wir können ihn als ein Tier hinnehmen, wenn wir mit einem Fabelwesen zusammen zu leben vermögen. Doch wenn wir Methode und Notwendigkeit verlangen, dann, in der Tat, müssen wir Vorsorge treffen für ein Präludium und Crescendo sich türmender Wunder, die mit unvorstellbarem Donnergetöse in all die sieben Himmel anderer Ordnung, wo der Mensch vielleicht ein gewöhnlich Ding sein mag, führen.

## Zweites Kapitel

### Professoren und prähistorische Menschen

Es ist noch kaum jemand aufgefallen, wie hilflos die Wissenschaft in bezug auf die prähistorischen Tatsachen herumtappt. Hier hinkt die Wissenschaft, deren moderne Wunder wir alle anstaunen, nach und sammelt nur unablässig neue und immer neue Daten. Bei allen praktischen Erfindungen, bei den meisten naturwissenschaftlichen Entdeckungen läßt sich die Wahrscheinlichkeit stets durch Experimente bekräftigen, aber die Wissenschaft ist unfähig, experimentell einen Menschen herzustellen, ja, sie kann nicht einmal beobachten, was die ersten Menschen taten. Ein Erfinder vermag Schritt um Schritt die Konstruktion eines Aeroplans zu fördern, und wenn er auch nur mit Stöcken und Metallabfällen auf seinem Hinterhof herumprobiert. Sollte ihm bei seinen Berechnungen ein Irrtum unterlaufen sein, so wird das Flugzeug diesen Fehler dadurch berichtigen, daß es auf dem Boden zerschellt. Aber der Forscher hat keine Möglichkeit, zu beobachten, wie das „Missing Link“ sich auf seinem eigenen Hofe entwickelt. Und wenn ihm ein Irrtum in bezug auf die Baumlebensweise seiner Ahnen unterlaufen ist, dann sieht er nicht, ob seine auf Bäumen lebenden Vorfahren von dem Baum herunterplumpsen. Er kann auch einen Höhlenmenschen nicht einer Katze gleich auf dem Hofe halten und durch Beobachtung feststellen, ob dieser tatsächlich Menschenfresserei treibt, oder sich seine Eheliebste durch Raub erobert. Er kann nicht einen Stamm primitiver Menschen wie eine Hundemeute im Zwinger halten, um festzustellen, inwieweit sie von Herdeninstinkten beeinflußt werden. Wenn er be-

merkt, daß sich ein spezieller Vogel auf eine ganz spezielle Art benimmt, kann er sich andere Vögel beschaffen und beobachten, ob diese sich in gleicher Weise verhalten; doch wenn er in einer Berghöhle einen Schädel oder den Bruchteil eines Schädels entdeckt, so kann er dieses Stück nicht zu einer Vision des Tales der Gebeine vervielfältigen. Beim Studium einer Vergangenheit, die fast gänzlich ausgetilgt ist, kann der Forscher sich nur vom Augenschein und nicht vom Experiment leiten lassen, und das Beweismaterial ist schwerlich ausreichend, um beweiskräftig zu sein. Während die meisten Wissenschaften sich in einer Art Kurve bewegen, die ständig durch neues Beweismaterial korrigiert wird, entflieht diese Wissenschaft in grader Linie unkorrigiert durch Erfahrung ins Leere. Aber die Gewohnheit, Schlüsse zu ziehen, wie sich solche tatsächlich auf fruchtbareren Betätigungsfeldern ziehen lassen, ist dem wissenschaftlichen Denken so tief eingewurzelt, daß er auch hier nicht widerstehen kann, ins Blaue hinein zu reden. Der Wissenschaftler spricht über die durch ein Bruchstück eines Knochens angeregte Idee, als handle es sich um ein Flugzeug, das doch zum wenigsten aus einem ganzen Haufen von Metallabfall gebaut worden ist. Das Schlimme bei dem Professor der Prähistorie ist, daß er es nicht über sich bringt, seinen Abfall zum Abfall zu werfen. Das wunderbare, triumphierende Flugzeug ist aus hundert Irrtümern entstanden. Wer dem Ursprung der Dinge nachforscht, kann nur einen Irrtum begehen und bleibt an diesem dann haften.

Mit vollem Recht preisen wir die Geduld der Wissenschaft, aber auf diesem Gebiet könnte man mit größerem Recht von der Ungeduld der Wissenschaft sprechen. In Anbetracht der oben erwähnten Schwierigkeit stürmt der Theoretiker viel zu rasch vorwärts. Es gibt eine Reihe so flüchtig aufgestellter Hypothesen, daß man sie als Phantasiegebilde bezeichnen muß. In keinem Falle lassen sie sich durch Tatsachen richtigstellen. Der empirischste Anthropologe ist auf diesem Gebiet

so begrenzt wie ein Antiquar. Er kann sich nur an ein Bruchstück der Vergangenheit klammern und besitzt keine Möglichkeit, es für die Zukunft zu vergrößern. Er kann sein Tatsachenfragment nur festpacken, wie der primitive Mensch sein Feuersteinfragment umklammerte. Und in der Tat verfährt er mit seinem Bruchstück auf fast die gleiche Art und aus fast dem nämlichen Beweggrunde. Es ist sein Werkzeug, und zwar sein einziges Werkzeug; es ist seine Waffe, und zwar seine einzige Waffe. Häufig schwingt er dieses Bruchstück mit einem Fanatismus sonst so ungewohnt bei Männern der Wissenschaft, denen es gelingt, neue Tatsachen der Erfahrung zu entnehmen, oder durch Experimente neue Tatsachen zu erkunden. Manchmal wird der Professor mit seinem Knochen fast so böseartig wie ein Hund mit seinem Knochen. Aber der Hund leitet wenigstens von seinem Knochen keine Theorie ab und will nicht beweisen, daß sich das Menschtum auf die Hunde vererbte — oder von ihnen herstammte.

Als Beispiel habe ich auf die Schwierigkeit hingewiesen, einen Affen solange zu halten und zu beobachten, bis er sich in einen Menschen umwandelt. Obwohl der experimentelle Beweis für eine solche Entwicklung unmöglich ist, begnügt sich der Professor nicht damit, zu sagen (was wohl die meisten von uns zuzubilligen geneigt wären), daß eine solche Entwicklung dennoch höchst wahrscheinlich sei, sondern er holt seinen kleinen Knochen oder seine kleine Sammlung von Knochen hervor und folgert aus ihnen die wunderbarsten Dinge.

Er entdeckte in Java ein Bruchstück eines Schädels, der seiner Kontur nach kleiner zu sein schien als der menschliche. Irgendwo in der Nähe fand er einen geraden Schenkelknochen und zerstreut liegend ein paar Zähne, die nicht menschlich waren. Angenommen, diese Bruchstücke gehörten alle einem Geschöpfe an, was durchaus zweifelhaft ist, so würde unsere Vorstellung von diesem Geschöpfe fast ebenso zweifelhaft bleiben. Doch der populären Wissenschaft genügen diese



Funde, um daraus eine vollständige, höchst kunstvoll zusammengesetzte Gestalt bis in die letzten Einzelheiten von Haar und Gewohnheiten zu erzeugen. Dieses Geschöpf erhielt sogar einen Namen, als wäre es eine gewöhnliche historische Persönlichkeit. Die Menschen schwatzten von Pithecanthropus wie von Pit oder Fox oder Napoleon. Volkstümliche Geschichtsschreiber veröffentlichten Bilder von ihm gleich den Bildern von Karl dem Großen und Georg IV. Man reproduzierte eine bis ins einzelne gehende sorgfältig schattierte Zeichnung, zum Beweis, daß selbst die einzelnen Haare auf dem Haupte des Pithecanthropus numeriert wären. Kein Uneingeweihter, der dieses sorgfältig gezeichnete Antlitz und diese gedankenvollen Augen betrachtet, würde je auf die Vermutung kommen, das Portrait eines Schenkelknochens oder von ein paar Zähnen oder dem Bruchstücke eines Schädeldaches vor sich zu sehen. In entsprechender Weise redeten die Leute über ihn, als handle es sich um eine Persönlichkeit, deren Einfluß und Charakter uns allen vertraut wäre. Gerade kürzlich las ich in einer Zeitschrift einen Artikel über Java und wie infolge des persönlichen Einflusses des armen Pithecanthropus ein höchst schlechtes Benehmen unter der modernen, weißen Bevölkerung die Oberhand gewönne. Daß sich die modernen Bewohner Javas schlecht benehmen, glaube ich bereitwillig, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie dazu einer Ermutigung durch die Entdeckung von ein Paar äußerst zweifelhafter Knochen bedurften. Auf jeden Fall sind diese Knochen viel zu spärlich und fragmentarisch und fragwürdig, um die ungeheure Kluft, die im Gedanken und in Wirklichkeit zwischen den Menschen und seinen tierischen Ahnen liegt, falls seine Ahnen überhaupt tierisch waren, auszufüllen. Die wirklich erstaunliche und bemerkenswerte Tatsache bei dieser angenommenen entwicklungs geschichtlichen Verbindung (einer Verbindung, die ich nicht den leisesten Anlaß fühle abzuleugnen) ist das verhältnismäßige

Fehlen jedes solchen auf diese Beziehung hindeutenden Überbleibels. Die Aufrichtigkeit Darwins gab diese Lücke offen zu; und so gelangten wir zur Einführung der Bezeichnung „Missing Link“. Doch der Dogmatismus der Darwinianer war für den Agnostizismus Darwins allzu stark. Unmerkbar haben sich die Menschen daran gewöhnt, diesen gänzlich negativen Terminus in ein tatsächliches Bild umzufälschen. Sie reden von der Erforschung der Gewohnheiten und des Wohnplatzes dieses Missing Link. Das kommt mir so vor, als ob jemand davon spräche, daß er mit der Lücke in einer Erzählung oder mit dem fehlenden Glied in einer Beweiskette auf freundschaftlichem Fuße stünde, oder mit einem non-sequitur einen Spaziergang unternehmen, oder mit einem nicht vorhandenen Mittelglied zu Mittag speisen wollte.

Daher werde ich in dieser Skizze über den Menschen in seiner Beziehung zu bestimmten religiösen und historischen Problemen keinen weiteren Raum auf diese Spekulationen über die Natur des Menschen vor seiner Menschwerdung verschwenden. Sein Leib mag sich aus dem der Tiere entwickelt haben, aber nichts, was wir über eine solche Umwandlung wissen, wirft auch nur einen flüchtigen Lichtstrahl auf seine Seele, wie sie sich in der Geschichte enthüllt hat. Unglücklicherweise verwenden die Schriftsteller dieser Schule die gleiche Folgerungsmethode, wenn sie zu dem ersten wirklichen Beweismaterial über den ersten wirklichen Menschen gelangen. Streng genommen wissen wir nichts von dem prähistorischen Menschen, weil er prähistorisch ist. Geschichte des prähistorischen Menschen ist ein offensichtlicher terminologischer Widerspruch. Nur Rationalisten ist es gestattet, in dieser Art Unvernunft zu schwelgen. Härte ein Pastor beiläufig geäußert, die Sintflut wäre vorsintflutlich, würde er wegen seiner Unlogik tüchtig gehänselt werden; falls ein Bischof erklärte, Adam wäre präadamitisch, so würde uns das



nur komisch anmuten. Aber die entsprechende verbale Lächerlichkeit bemerken wir gar nicht, sobald skeptische Historiker von diesem Teil der Geschichte als prähistorisch sprechen. Die Ausdrücke historisch und prähistorisch werden von diesen Herren ohne jede klare Definition verwendet. Sie meinen natürlich, daß es Spuren des menschlichen Lebens vor Beginn der menschlichen Geschichte gegeben habe, und in diesem Sinne wenigstens wissen wir, daß das Menschengeschlecht der Geschichte voranging.

Menschliche Kultur ist älter als menschliche Aufzeichnung. Das ist die vernünftige Methode, um unsere Beziehungen zu diesen fernen Dingen darzulegen. Die Menschheit hat frühzeitiger Beispiele von anderen Künsten als von der Kunst des Schreibens hinterlassen oder wenigstens von einer Schreibkunst, die wir entziffern können. Es ist unbestreitbar, daß die primitiven Künste Künste waren; und es ist höchst wahrscheinlich, daß die primitiven Kulturen Kulturen waren. Der Mensch hinterließ ein Bild des Rentieres, aber er hinterließ keinen Bericht, auf welche Weise das Rentier gejagt wurde, und daher ist alles, was wir darüber aussagen, Hypothese und nicht Geschichte. Aber die Kunst, die der Mensch ausübte, war durchaus künstlerisch, seine Zeichnungen verraten Intelligenz, und es besteht kein Anlaß, zu bezweifeln, daß seine Jagdberichte durchaus verständlich sein würden, nur sind sie, falls sie überhaupt existieren, nicht verständlich. Mit einem Wort, die prähistorische Zeit braucht nicht eine primitive Zeit im Sinne der barbarischen oder tierischen Zeit gewesen zu sein. Man braucht sich darunter nicht die Zeit vor der Kultur oder die Zeit vor Künsten und Handwerken vorzustellen. Die prähistorische Zeit bedeutet einfach die Zeit vor jeder zusammenhängenden schriftlichen Aufzeichnung, die wir zu lesen vermögen. Dies macht in der Tat den ganzen tatsächlichen Unterschied zwischen Erinnerung und Vergessenheit aus. Aber es ist durchaus denkbar, daß alle möglichen Arten vergessener Formen

von Kulturen genau so gut bestanden haben wie alle möglichen Arten vergessener Formen von Barbarentum. In jedem Falle deutet alles darauf hin, daß zahlreiche dieser vergessenen oder halb vergessenen sozialen Stufen weit kultivierter und weit weniger barbarisch waren, als allgemein heutzutage angenommen wird. Aber selbst über diese ungeschriebene Geschichte der Menschheit, zur Zeit als die Menschheit bestimmt schon menschlich war, können wir nur unter stärksten Zweifeln und mit größter Vorsicht Vermutungen anstellen. Aber unglücklicherweise sind Zweifel und Vorsicht das Letzte, was gemeinhin die unzusammenhängende Entwicklungslehre landläufiger Kultur ermutigt. Denn diese Kultur steckt voller Neugier, und das Einzige, was sie nicht zu ertragen vermag, ist die Agonie des „Nichtwissens“. Im Darwinschen Zeitalter wurde dieses Wort zuerst bekannt und dieser Begriff zuerst unmöglich.

Man muß offen heraus sagen, daß diese ganze Unwissenheit einfach durch Unverschämtheit überdeckt wird. Behauptungen werden so kühn und so positiv aufgestellt, daß die Menschen kaum den moralischen Mut aufbringen, bei diesen Behauptungen zu verharren, um festzustellen, daß sie durch nichts gestützt werden. Eine wissenschaftliche Zusammenfassung über den Kulturstand eines prähistorischen Stammes, die ich kürzlich las, begann zuversichtlich mit den Worten: „Sie trugen keine Kleider.“ Wahrscheinlich stutzte auch nicht ein Leser unter hundert und fragte sich, woher jemand wissen wollte, ob Leute, von denen nichts erhalten geblieben ist als ein paar Splitter aus Knochen und Stein, einstens Kleider getragen hätten. Natürlich bestand die Hoffnung, daß man außer dem Steinbeil einen Steinhut auffinden würde. Augenscheinlich ahnte man voraus, daß wir vielleicht ein überdauerndes Paar Hosen, aus gleichem Material gebildet wie der ewige Fels, entdecken würden. Für Leute von weniger sanguinischem Temperament dürfte es sofort in die Augen sprin-

gen, daß Menschen schlichte Gewänder oder auch kunstvoll gestickte Gewänder getragen haben könnten ohne daß von diesen Kleidern mehr übrig geblieben wäre, als von diesen Menschen selber. Der Faltenwurf aus Binsen und Gräsern hätte sehr wohl kunstvoller werden können, ohne deswegen auch nur im mindesten beständiger werden zu brauchen. Eine Kultur konnte sich zum Beispiel auf Dinge spezialisieren, die zufällig vergänglicher waren gleich Geweben und Stickereien, statt auf Dinge, die zufällig ausdauernder sind gleich Skulptur und Architektur. Es hat zahlreiche Beispiele für solche spezialistischen Gemeinwesen gegeben. Ein Mann der Zukunft zum Beispiel, der die Trümmer unserer Fabrikeinrichtungen ausgrübe, könnte genau mit der gleichen Berechtigung folgern, wir hätten nur Eisen und kein anderes Material gekannt, und als wichtige Entdeckung verkünden, daß der Besitzer und Leiter der Fabrik zweifellos nackt umhergelaufen sein müsse — falls er nicht etwa eiserne Hüte und Beinkleider getragen hätte.

Ich behaupte hier weder, daß diese primitiven Menschen Kleider trugen, noch daß sie Binsengewebe verfertigten, sondern ich behaupte lediglich, daß wir keinen genügenden Beweis haben, ob das eine oder das andere der Fall war oder nicht. Aber vielleicht ist es ganz zweckdienlich, eine Sekunde lang auf die spärlichen Dinge zurückzublicken, die wir von ihrem Tun und Treiben wirklich wissen. Wenn wir diese Tatsachen betrachten, werden wir bestimmt nicht finden, daß sie mit Vorstellungen wie Kleidung und Schmuck unvereinbar sind. Wir wissen zwar nicht, ob die Höhlenmenschen sich selber schmückten, aber wir wissen, daß sie andere Dinge schmückten. Wir wissen nicht, ob sie Stickereien besaßen, aber falls sie welche verfertigten, können wir nicht erwarten, daß diese Stickereien überdauerten. Dagegen wissen wir, daß sie Gemälde besaßen, denn diese Gemälde sind uns erhalten geblieben. Und mit den Gemälden zugleich überdauerte, wie

bereits angedeutet, das Zeugnis von Erwas, das Absolut und Einzigartig ist, und das zu dem Menschen gehört und zu keinem anderen Geschöpf außer zum Menschen, das einen Unterschied der Art und nicht einen Unterschied des Grades darstellt. Ein Affe zeichnet nicht ungeschickt, ein Mensch aber geschickt; ein Affe beginnt nicht die Kunst der Darstellung und ein Mensch führt sie dann zur Vollendung; ein Affe tut nichts dergleichen, er fängt überhaupt damit nicht an; er fängt nicht einmal an, damit anzufangen. Eine Scheidelinie von bestimmter Art spannt sich, ehe die erste schwache zeichnerische Linie ansetzt.

Ein anderer berühmter Schriftsteller behauptete in seinem Kommentar über die dem neolithischen Menschen der Renntierperiode zugeschriebenen Höhlenzeichnungen, keines dieser Gemälde schiene irgendeinen religiösen Zweck zu haben. Er will gewissermaßen andeuten, diese Menschen hätten keine Religion besessen. Ich kann mir kaum einen haltloseren Beweisfaden vorstellen als diesen, der die innerlichste Stimmung des prähistorischen Geistes aus der Tatsache rekonstruiert, daß irgendjemand, irgendein paar flüchtige Skizzen auf einen Felsen gekritzelt hat, aus Beweggründen, die wir nicht kennen, aus Absichten, die wir nicht kennen, unter Sitten und Konventionen handelnd, die wir nicht kennen, und daß dieser jemand es vielleicht einfacher fand, Renntiere als religiöse Bilder zu zeichnen. Vielleicht zeichnete er auch Renntiere, weil diese ein religiöses Symbol verkörperten. Vielleicht zeichnete er alles, nur keine religiösen Symbole. Vielleicht zeichnete er seine wirklichen religiösen Symbole irgendwo anders; oder vielleicht wurden sie auch absichtlich wieder vernichtet, nachdem sie gezeichnet waren. Er mag eine halbe Million Dinge getan oder auch nicht getan haben, aber auf jeden Fall ist es ein überraschender, logischer Sprung, daraus abzuleiten, daß er keine religiösen Symbole gehabt hätte, oder aus der Tatsache, daß er keine religiösen Symbole besaß, abzuleiten, daß er keine Reli-



gion hatte. Dieser Spezialfall illustriert deutlich die Unzuverlässigkeit solcher Vermutungen. Kurze Zeit später entdeckte man nämlich nicht nur Gemälde, sondern auch Skulpturen von Tieren in den Höhlen. Einige dieser Plastiken trugen Eindrücke und Beulen, die angeblich von Pfeilen herrühren sollten, und die Vermutung wurde laut, daß diese beschädigten Statuen Überbleibsel irgendeines magischen Ritus wären, die wilden Bestien in effigie zu töten. Die unbeschädigten Statuen dagegen brachte man in Verbindung mit einem anderen magischen Ritus, nämlich Fruchtbarkeit auf die Herden herabzubeschwören. Hier kann man wieder milde über die wissenschaftliche Gewohnheit lächeln, sich keinen Weg entgehen zu lassen. Wenn das Bild beschädigt ist, beweist es einen Aberglauben und wenn es unbeschädigt ist, beweist es einen anderen Aberglauben. Auch hier finden wir wieder diesen unbekümmerten Sprung zu kühnen Schlußfolgerungen. Schwerlich ist es den Theoretikern in den Sinn gekommen, daß eine während des Winters in einer Höhle eingekerkerte Schar von Jägern zur bloßen Zerstreung als eine Art primitiven Spiels darauf verfallen sein könnte, auf irgendein Ziel zu schießen. Aber angenommen, es wäre aus Aberglauben geschehen, was wird dann aus der Behauptung, daß diese Bildwerke nichts mit Glauben zu tun hätten.

In Wahrheit haben all diese Hirngespinnste überhaupt mit nichts etwas zu tun. Sie sind auch nicht ein halb so vernünftiges Gesellschaftsspiel wie das Schießen mit Pfeilen auf ein geschnitztes Renntier, denn sie zielen in die blaue Luft.

Diese Theoretiker vergessen zum Beispiel nur allzu gern, daß Menschen der modernen Welt auch bisweilen in Höhlen Merkzeichen hinterlassen. So oft eine Reisegesellschaft durch das Labyrinth der Wundergrotte oder durch die Magische Stalaktitenhöhle geführt wird, kann man die Beobachtung machen, daß auf dem zurückgelegten Wege überall Hieroglyphen sichtbar werden; Initialen und Inschriften, die der Ge-

lehrte aber ablehnt, mit irgendeiner fernen Zeitperiode in Beziehung zu bringen. Doch die Zeit wird kommen, da diese Inschriften tatsächlich einer fernen Periode angehören. Und wenn die Professoren der Zukunft den Professoren der Gegenwart im mindesten gleichen, werden sie eine ungeheure Anzahl äußerst lebendiger und interessanter Tatsachen aus diesen Höhleninschriften des zwanzigsten Jahrhunderts ableiten. Sofern ich von dieser Menschengattung überhaupt etwas weiß, und falls die Nachkommen nicht der vollblütigen Zuversicht ihrer Väter abtrünnig geworden sind, dann werden sie aus den in der Magischen Grotte hinterlassenen Initialen von Harry und Harriet, die vielleicht in Form von zwei verschlungenen H's die Wand schmücken, imstande sein, die entzückendsten Einzelheiten über uns zu entdecken. Aus diesen beiden Buchstaben allein werden sie schließen: (1) Daß, da die Buchstaben roh, mit einem stumpfen Taschenmesser eingeritzt sind, das zwanzigste Jahrhundert über keine kunstgerechten Meißeln verfügte und mit der Bildhauerkunst noch unvertraut war. (2) Daß, da die Buchstaben große Druckbuchstaben sind, unsere Kultur weder kleine Buchstaben noch Rundschrift entwickelt hatte. (3) Daß, da die Anfangskonsonanten in einer nicht auszusprechenden Art nebeneinander stehen, unsere Sprache dem Wallisischen oder noch wahrscheinlicher dem Frühsemitischen geglichen habe, welche die Vokale ignorierten. (4) Daß, da die Initialen von Harry und Harriet in keinerlei Beziehung zu religiösen Symbolen stehen, unsere Kultur keine Religion besaß. Vielleicht käme diese letzte Behauptung der Wahrheit am nächsten, denn eine Kultur, die Religion besitzt, müßte ein wenig mehr Vernunft beweisen.

Ganz allgemein findet sich die Behauptung, daß sich Religion äußerst langsam und allmählich entwickelt habe, und daß sie nicht einer Ursache, sondern einer Kombination, einem zufälligen Zusammentreffen von Umständen erwachsen wäre. Ganz allgemein gesprochen sollen die drei Hauptelemente



dieser Verbindung, erstens die Furcht vor dem Haupte des Stammes (den Mr. Wells mit beklagenswerter Familiarität den „Alten Mann“ zu nennen beliebt), zweitens das Phänomen der Träume und drittens die Opfervereinigungen von Ernte und Auferstehung, symbolisiert in dem wachsenden Korn, sein. Beiläufig sei mir die Bemerkung erlaubt, daß es mir eine äußerst anfechtbare Psychologie zu sein scheint, einen lebendigen und einzelnen Geist auf drei tote und unzusammenhängende Ursachen zurückzuführen, sofern es wirklich nur tote und unzusammenhängende Ursachen wären. Angenommen, Mr. Wells würde uns in einem seiner fesselnden Zukunftsromane erzählen, daß dort unter den Menschen eine neue und bis dato noch namenlose Leidenschaft aufspränge, von welcher die Menschen träumen, wie sie von der ersten Liebe träumen, für welche sie sterben, wie sie für eine Fahne und ein Vaterland sterben. Ich glaube, wir würden ein wenig überrascht sein, wenn Mr. Wells dann weiter behauptete, dieses einzigartige Gefühl entspränge einer Kombination verschiedener Dinge, nämlich der Gewohnheit Geisblatt zu rauchen, der Erhöhung der Einkommensteuer und der Freude eines Motorradfahrers an Überschreitung der Schnelligkeitsgrenze. Wir würden uns das nicht leicht vorzustellen vermögen, weil wir uns weder eine Beziehung zwischen den drei Geschehnissen, noch irgendein gemeinsames Gefühl, das diese drei Dinge verbindet, vorstellen könnten. Ebenso wenig vermag man sich eine Beziehung zwischen Getreide und Träumen und einem alten Häuptling mit einem Speere vorzustellen, falls nicht bereits ein gemeinsames Gefühl, das diese drei Dinge umfaßt, vorhanden gewesen wäre. Nach meiner Überzeugung muß der gesunde Menschenverstand einem jeden sagen, es sei weit wahrscheinlicher, das Vorhandensein eines solchen mystischen Empfindens bereits vorauszusetzen, in dessen Lichte Träume und Könige und Kornfelder als mystisch erscheinen könnten, wie sie auch heutzutage noch mystisch erscheinen können.

In Wahrheit ist das Ganze ein Taschenspielerkunststückchen, um Dinge fern und entmenschlicht erscheinen zu lassen, einfach durch die Behauptung, Dinge nicht zu begreifen, die wir sehr wohl verstehen. Es ist genau das gleiche, als wenn man sagte, die prähistorischen Menschen hätten eine abstoßende, seltsame Gewohnheit gehabt, in bestimmten Zwischenräumen ihre Mäuler aufzureißen und merkwürdige Substanzen hineinzustopfen, als wäre gewissermaßen nur die Tatsache des Essens unbekannt. Es ist genau das gleiche, als wenn wir sagten, die schrecklichen Troglodyten der Steinzeit hätten abwechselnd mit schlenkernder Bewegung ihre Beine gehoben, als wäre uns der Vorgang des Gehens etwas gänzlich Fremdes. Falls wir mit solchen Behauptungen den mystischen Nerv berühren, unsere Augen dem Wunder des Gehens und des Essens erschließen wollten, wäre es vielleicht eine ganz berechtigte Phantasie. Da hier aber die Absicht verfolgt wird, den mystischen Nerv zu durchschneiden und uns dem Wunder Religion gegenüber stumpf zu machen, so ist es ein unvernünftiger Kehrtritt. Man gibt vor, etwas Unverständliches in den Empfindungen zu entdecken, die wir alle begreifen. Wem erscheinen Träume nicht geheimnisvoll, wer empfindet nicht, daß sie an dem dunklen Grenzlande des Seins liegen? Wer spürt nicht, daß Tod und Wiederauferstehung der wachsenden Dinge der Erde dem Geheimnis des Universums nahe stehen? Wer begreift nicht, daß etwas Geheiligtetes der Autorität und der Solidarität anhaften müsse, welche die Seele des Stammes sind? Falls es wirklich einen Anthropologen gibt, dem diese Dinge fern und unbegreiflich erscheinen, dann können wir von diesem gelehrten Herrn nur sagen, daß sein Geist nicht so umfassend und erleuchtet ist wie der eines primitiven Menschen. Für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, daß nur ein bereits wirksames geistiges Empfinden diese getrennten und verschiedenen Dinge mit Heiligkeit umkleidet haben kann. Die Behauptung, Religion sei aus den Ehrfurchtsbezeugungen

vor einem Häuptling oder aus Opfern bei der Ernte hervorgegangen, hieße, einen äußerst kunstvollen Wagen vor einen ganz primitiven Gaul spannen. Genau mit der gleichen Berechtigung könnte man behaupten, der Antrieb, Bilder zu zeichnen, rühre von der Betrachtung der Renntierzeichnungen in der Höhle her. Mit anderen Worten, man erklärt die Malerei als aus der Arbeit des Malers entstanden, oder die Kunst aus der Kunst hervorgegangen. Ja, es ist sogar nicht viel anders, als wenn wir das Ding, genannt Poesie, als das Resultat bestimmter Sitten betrachten, etwa so, daß eine Ode von amtswegen komponiert wird, um das Kommen des Frühlings zu feiern, oder daß ein junger Mann zu einer bestimmten Stunde aufsteht, um der Lerche zu lauschen, und dann seinen Bericht auf ein Stück Papier niederkritzelt. Es ist durchaus richtig, daß junge Menschen im Frühling häufig Poeten werden; und es ist durchaus richtig, daß, sobald es erst einmal Poeten gibt, keine sterbliche Macht sie zurückhalten kann, über die Lerche zu schreiben. Aber die Gedichte existierten nicht vor den Dichtern, die Poesie entstand nicht aus poetischen Formen. Mit anderen Worten, es ist kaum eine angemessene Erklärung dafür, wie ein Ding zum erstenmal in Erscheinung tritt, zu sagen, es hätte bereits existiert. Ganz entsprechend darf man nicht behaupten, Religion sei aus den religiösen Formen entstanden, weil das ja nichts anderes hieße, als daß sie entstand, als sie bereits vorhanden war. Es bedurfte einer bestimmten Art Verstand, um zu erkennen, daß etwas Mystisches die Träume oder den Tod umgibt, wie es einer besonderen Art Geist bedurfte, um einzusehen, daß Lerche oder Frühling etwas Poetisches anhaftet. Jener Geist war vermutlich das, was wir den menschlichen Geist nennen, ganz ähnlich, wie er heutzutage existiert, denn Mystiker sinnen noch heute über Tod und Träume nach, wie Poeten noch immer über Frühling und Lerchen schreiben. Es besteht nicht der leiseste Grund zu der Annahme, daß etwas anderes außer diesem menschlichen

Geist, den wir kennen, überhaupt ein Gefühl für irgendeine dieser mystischen Verknüpfungen besitzt. Eine Kuh auf dem Felde bezieht augenscheinlich keinen lyrischen Impuls, keine Belehrung aus der sich ihr reichlich bietenden Gelegenheit, der Lerche zu lauschen. Ebenso wenig spricht etwas dafür, daß lebende Schafe je damit beginnen werden, tote Schafe als Ausgangspunkt für ein System kunstvoller Ahnenverehrung zu benutzen. Es ist richtig, daß sich im Frühling auch eines Vierfüßers Phantasie leichter dem Gedanken der Liebe zuwendet, aber keine Aufeinanderfolge von Frühlingsen hat je vermocht, diese Liebesgefühle in literarische Ergüsse umzuwandeln. Und wenn es auch wahr ist, daß ein Hund Träume hat, während die meisten anderen Vierfüßer nicht einmal das zu haben scheinen, so warten wir doch schon lange Zeit vergebens, daß der Hund aus seinen Träumen ein kunstvolles System religiöser Zeremonien entwickelt. Wir haben bereits so lange darauf gewartet, daß wir tatsächlich aufgehört haben, es zu erwarten. Ja, wir wären genau so erstaunt, einen Hund seine Träume zu geistlichen Konstruktionen verwenden, als sie nach den Regeln der Psychoanalyse deuten zu sehen. Mit einem Wort, es ist offensichtlich, daß aus diesem oder jenem Grunde jene natürlichen Erfahrungen und natürlichen Erregungen niemals bei irgendeinem Geschöpf außer dem Menschen die Grenze überschreiten, die sie von einem schöpferischen Ausdruck in Kunst und Religion trennt. Sie tun das nicht, sie haben das nie getan, und es ist heute allem Augenschein zufolge höchst unwahrscheinlich, daß sie es je tun werden. Unmöglich ist es nicht, insofern es nicht dem Satze des Widerspruchs widerstreitet, eines schönen Tages mit anzusehen, wie Kühe am Freitag vom Grasfressen abstehen, oder, wie in der alten Legende vom Weihnachtsabend, auf die Knie sinken. In diesem Sinne ist es nicht unmöglich, daß Kühe solange über den Tod nachsinnen, bis sie einen erhabenen Klagepsalm nach der Melodie „Die alte Kuh starb plötzlich“ zum Himmel



entsenden können. Es ist in diesem Sinne auch nicht unmöglich, daß sie ihre Hoffnungen auf eine himmlische Laufbahn in einem symbolischen Tanze zu Ehren der Kuh, die über den Mond sprang, ausdrücken sollten. Vielleicht wird der Hund schließlich einen genügenden Vorrat an Träumen aufgestapelt haben, um dem Cerberus als Vertreter einer hündischen Dreieinigkeit einen Tempel zu errichten. Vielleicht haben seine Träume schon angefangen sich in Visionen fähig des wörtlichen Ausdrucks zu verwandeln, etwa in eine Offenbarung des Hundesterns als der geistigen Heimstätte verstorbener Hunde. Diese Dinge sind in dem Sinne logisch möglich, als es logisch Schwierigkeiten bereitet, jene universelle Negation nachzuweisen, die wir Unmöglichkeit nennen. Doch der ganze Instinkt für das Wahrscheinliche, den wir als gesunden Menschenverstand bezeichnen, muß uns wohl schon seit langem erklärt haben, daß die Tiere allem Anschein nach sich nicht in diesem Sinne entwickeln, oder zum mindesten, daß jeder Beweis fehlt, daß sie im Begriff stehen, von tierischer Erfahrung zu menschlichem Experiment fortzuschreiten. Und doch sind Frühling und Tod, ja, selbst Träume, rein als Erfahrungen betrachtet, genau so ihre wie unsere Erfahrungen. Die einzig mögliche Schlußfolgerung daraus ist, daß diese Erfahrungen, als Erfahrungen betrachtet, in keinem Geiste außer einem Geiste gleich dem unserem etwas einem religiösem Gefühl Ähnliches zu schaffen vermögen. Wieder werden wir auf die Tatsache eines bereits lebendigen und einzig dastehenden Geistes bestimmter Art zurückgeführt. Dieser Geist war einzigartig, und er konnte Glaubensbekenntnisse schaffen, wie er Höhlenzeichnungen zu schaffen vermochte. Die Materialien zur Religion hatten gleich den Bausteinen für alle anderen Schöpfungen seit ungezählten Jahrtausenden ungenutzt geruht; aber die Macht der Religion lag im Geiste. Der Mensch konnte damals bereits in diesen Dingen die Rätsel und Andeutungen und Hoffnungen erkennen, die er noch heute in ihnen sieht.

Er konnte nicht nur träumen, sondern über Träume träumen. Er sah nicht nur den Toten, sondern den Schatten des Todes, und ihn ergriff jene geheimnisvolle Mystifikation, die den Tod für immer als etwas Unvorstellbares empfindet.

Es muß zugegeben werden, daß wir diese Fingerzeige in bezug auf den Menschen erst dann finden, wenn er unverkennbar als Mensch in die Erscheinung tritt. Wir können weder dies noch überhaupt irgendetwas über das hypothetische Geschöpf aussagen, das ursprünglich Mensch und Tiere verband, aber lediglich aus dem Grunde, weil dieses Wesen kein Tier, sondern eine Hypothese ist. Wir haben nicht die Gewißheit, ob Pithecanthropus je anbetete, weil wir nicht mit Sicherheit wissen, ob er je lebte. Er ist nur ein Traumbild, heraufbeschworen, um die Kluft zu füllen, die tatsächlich zwischen den ersten Kreaturen gähnt, die bestimmt Menschen waren und allen anderen Geschöpfen, die bestimmt Affen oder andere Tiere sind. Man hat ein paar höchst fragwürdige Bruchstücke zusammengekratzt, um ein solches Zwischenglied zu schaffen, weil eine gewisse Philosophie dieses Verbindungsglied erheischt. Aber niemand behauptet, daß diese Bruchstücke genügen, um irgend etwas Philosophisches zur Unterstützung jener Philosophie zu begründen. Ein in Java gefundener Schädelteil vermag nichts über Religion oder über das Fehlen von Religion zu beweisen. Falls je ein solcher Affenmensch dort lebte, kann er ebensoviel Ritual in Religion wie ein Mensch oder ebensoviel Einfalt in Religion wie ein Affe zur Schau gestellt haben. Er kann ein Mythologe und er kann eine Mythe gewesen sein. Es wäre vielleicht nicht uninteressant nachzuforschen, ob diese mystische Eigenschaft in einer Übergangsform von dem Affen zu dem Menschen auftauchte, falls es tatsächlich irgendwelche solche Übergangstypen zur Nachforschung gäbe. Mit anderen Worten, das „Fehlende Glied“ könnte genau so gut mystisch wie nicht mystisch sein, falls es nicht fehlte. Verglichen mit dem Beweismaterial, das



wir über wirkliche menschliche Wesen besitzen, verfügen wir über keinerlei Beweis, daß dieses Glied ein menschliches Wesen oder ein halb menschliches Wesen oder überhaupt ein Wesen war. Selbst die extremsten Entwicklungstheoretiker versuchen nicht, irgendwelche revolutionären Anschauungen über den Ursprung der Religion von diesem Wesen abzuleiten. Selbst bei dem Versuch, den Nachweis zu führen, daß Religion langsam aus rohen und irrationalen Quellen erwuchs, beginnen diese Herren ihre Beweisführung bei dem ersten Menschen, der Mensch war. Aber ihr eigener Beweis beweist nur, daß die Menschen, die bereits Menschen waren, auch bereits Mystiker waren. Diese Menschen verwandten die rohen und vernunftlosen Elemente, wie nur Menschen und Mystiker sie verwenden können. Wieder gelangen wir zu der schlichten Erkenntnis, daß zu irgendeiner Zeit, zu fern, als daß diese Kritiker ihr nachzuspüren vermöchten, eine Umwandlung stattgefunden hat, — über die aber Knochen und Steine ihrer Natur nach kein Zeugnis abzulegen vermögen, — und der Mensch eine lebende Seele erhielt.

In bezug auf diese Frage nach dem Ursprung der Religion lautet die Wahrheit, daß jene, die auf diese Weise versuchen, die Religion zu erklären, nur versuchen, sie wegzuerklären. Im Unterbewußtsein fühlen sie, daß, wenn man die Entstehung der Religion zu einem allmählichen fast un wahrnehmbaren Prozeß verlängert, die Religion weniger furchteinflößend erscheint. Tatsächlich jedoch verfälscht diese Perspektive gänzlich die Wirklichkeit der Erfahrung. Diese Leute werfen zwei völlig getrennte Dinge durcheinander, die krausen Hindeutungen auf einen entwicklungsgeschichtlichen Ursprung und den festen und für sich selbst zeugenden Fels der Menschheit. Sie verändern ihren Standpunkt solange, bis sie diese beiden Dinge in einer einzigen verkürzten Linie erblicken. Doch das ist eine optische Täuschung. In Wahrheit sind die Menschen nicht mit Affen oder mit dem Missing Link durch solch eine

Kette verbunden, wie sie Mensch und Mensch verbindet. Es mögen Zwischengeschöpfe existiert haben, deren undeutliche Spuren man hier oder dort in der ungeheuren Leere finden kann. Und falls jene Kreaturen je auf Erden herumwanderten, mag es zutreffen, daß sie Wesen höchst ungleich den Menschen oder Menschen höchst ungleich uns selber waren. Doch auf den prähistorischen Menschen, wie den sogenannten Höhlenmenschen und den Renntiermenschen, trifft das in keiner Weise zu. Prähistorische Menschen dieser Art waren Wesen den Menschen genau gleich, Menschen erstaunlich uns Menschen von heute ähnlich. Sie waren nur zufällig Menschen, über die wir nicht sehr viel wissen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Aufzeichnungen oder Chroniken hinterlassen haben; aber alles, was wir von ihnen wissen, läßt sie genau so menschlich und gewöhnlich erscheinen, wie die Menschen in einer mittelalterlichen Wohnung oder in einer griechischen Stadt.

Von unserem menschlichen Standpunkt, auf die lange Fernsicht der Menschheit herabschauend, erkennen wir dies Ding einfach als menschlich. Falls wir es als tierisch ansprechen müßten, dann müßten wir es als etwas Anormales betrachten. Wenn wir einmal durch das verkehrte Ende des Fernrohrs blicken, wie ich es mehr als einmal bei diesen Spekulationen getan habe, wenn wir die menschliche Gestalt auf eine entmenslichte Welt projizieren, können wir nur sagen, eines der Tiere sei augenscheinlich wahnsinnig geworden. Betrachten wir aber die Sache durch das richtige Ende oder richtiger von der Innenseite, dann wissen wir, daß sich hier Vernunft äußert, und wir erkennen, daß diese primitiven Menschen bei gesundem Verstande waren. Wir begrüßen eine gewisse Freimaurerei, wo wir sie entdecken, in Wilden, in Fremden und in historischen Persönlichkeiten. Alles, was wir primitiven Legenden entnehmen können, alles was wir vom barbarischen Leben wissen, verrät eine gewisse Moral und sogar eine mystische Vorstel-

lung, deren gewöhnlichstes Symbol Kleider sind, denn Kleider sind buchstäblich Bekleidung und der Mensch trägt sie, weil er ein Priester ist. Selbst als ein Tier weicht er hier von den Tieren ab, Nacktheit ist ihm nicht natürlich, sie ist nicht sein Wesen, sondern eher sein Tod selbst in dem vulgären Sinne des Kältetodes. Und Kleider werden aus Würde oder Scham oder zum Schmuck getragen, sofern sie nicht zur Erwärmung benötigt werden. Manchmal erscheint es fast, daß sie als Schmuck gewertet werden, ehe sie aus Zweckmäßigkeit geschätzt werden. Fast könnte es den Anschein erwecken, daß sie mit einer gewissen Wohlanständigkeit in Beziehung stehen. Die Sitten variieren zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten erheblich, und es gibt manche, die über diese Erwägung nicht hinauszugehen vermögen und für die darin ein genügender Grund liegt, um alle Konventionen abzutun. Sie werden nie müde, voll einfältigen Staunens zu wiederholen, daß die Kleidung auf den Kannibaleninseln und in Camden Town verschiedenartig ist und werfen verzweifelt den ganzen Gedanken von Scham über Bord. Ebenso gut könnten diese Herren behaupten, weil es Hüte von der verschiedenartigsten Form, ja, sogar von recht exzentrischer Form gegeben habe, daß Hüte unwichtig seien oder nie existiert haben. Wahrscheinlich würden sie noch hinzufügen, daß es so etwas wie Sonnenstich oder Kahlköpfigkeit nicht gäbe. Überall haben die Menschen gewisse Formen als notwendig empfunden, um gewisse private Dinge vor Verachtung oder grobem Mißverstehen zu schützen und zu bewahren, und die Aufrechterhaltung dieser Formen, wie sie auch sein mochten, sorgte für Würde und gegenseitige Achtung. Die Tatsache, daß sie meistens mehr oder weniger direkt sich auf das Geschlechtsleben beziehen, illustriert die beiden Tatsachen, die an den Anfang der Rassengeschichte gestellt werden müßten. Die erste Tatsache ist, daß die ursprüngliche Sünde wirklich ursprünglich ist. Nicht nur in der Theologie, sondern auch in

der Geschichte wurzelt sie in den Ursprüngen. Was die Menschen auch geglaubt haben mögen, alle haben geglaubt, daß etwas Verborgenes in der Menschheit steckt. Dieses Gefühl der Sünde hat es unmöglich gemacht, natürlich zu sein und ohne Bekleidung zu gehen, genau wie es unmöglich ist, natürlich zu sein und keine Gesetze zu haben. Aber vor allem zeigt es sich in jener zweiten Tatsache, welche der Vater und die Mutter aller Gesetze ist, wie sie sich selber auf Vater und Mutter gründet: in jenem Ding, das allen Thronen und jedem Gemeinwesen vorangeht.

Diese Tatsache ist die Familie. Auch hier wieder müssen wir die riesigen Proportionen von etwas Normalem von zahlreichen Modifikationen und Graden und mehr oder weniger begründeten Zweifeln klären, die gleich Wolken um einen Berg hängen. Es ist möglich, daß die sogenannte Familie sich ihren Weg durch verschiedene Anarchien und Abirrungen erkämpfen mußte, aber bestimmt überlebte sie diese Irrtümer und ist ihnen wahrscheinlich vorangegangen. Gleich Kommunismus und Nomadentum konnten auch andere formlosere Dinge den Flanken der Gesellschaft, die eine feste Form gewonnen hatte, anhaften und haben ihnen angehaftet. Aber nichts beweist, daß die Form nicht vor der Formlosigkeit existierte. Bedeutungsvoll ist, daß die Form wichtiger ist als Formlosigkeit, und daß das Material genannt Menschheit diese Form angenommen hat. Von den Regeln, die, wie eben erwähnt, um das Geschlechtliche kreisen, ist zum Beispiel keine merkwürdiger als die gemeinhin als Couvade (Männerkindbett) bezeichnete Sitte der Wilden. Dieses Gesetz mutet wie ein Aufdenkopfstellen an, wodurch der Vater so behandelt wird, als wäre er die Mutter. In jedem Falle begreift es in sich das mystische Gefühl des Geschlechtlichen. Aber viele haben die Behauptung aufgestellt, es sei in Wahrheit ein symbolischer Akt, durch den der Vater die Verantwortlichkeit der Vaterschaft übernehme. In jedem Falle handelt es sich bei diesem



grotesken Possenspiel um einen höchst feierlichen Vorgang, denn er ist die Grundlage von allem, was wir als Familie bezeichnen und von allem, was wir als menschliche Gemeinschaft kennen. Manche, die in diesen dunklen Anfängen herumstöberten, behaupteten, daß die Menschheit einst unter einer Mutterherrschaft stand. Vermutlich würde man dann aber die Menschheit Frauenheit genannt haben. Andere mutmaßten, daß die sogenannte Mutterherrschaft lediglich eine moralische Anarchie darstellte, in der die Mutter den einzigen, festen Punkt bildete, weil sämtliche Väter flüchtig und unverantwortlich waren. Dann kam der Augenblick, da der Mann sich entschloß, das, was er geschaffen hatte, zu behüten und zu leiten. So wurde er zum Haupte der Familie nicht als ein Raufbold, der mit einer Keule auf die Frauen einschlug, sondern als eine geachtete Person, die sich mühte, eine verantwortliche Persönlichkeit zu werden. Das mag alles der Wahrheit entsprechen und ist vielleicht die erste Familienhandlung gewesen, es bliebe aber dann doch wahr, daß der Mann damals zum ersten Mal einem Manne gleich handelte und dadurch zum ersten Mal völlig ein Mann wurde. Genau so gut könnte es aber sein, daß die Mutterherrschaft oder die moralische Anarchie, oder wie wir es bezeichnen wollen, lediglich eine der hundert sozialen Auflösungserscheinungen oder barbarischen Entgleisungen war, die von Zeit zu Zeit ebensowohl in der Prähistorie vorgekommen sein mögen, wie sie bestimmt in historischen Zeiten vorgekommen sind. Ein Symbol gleich der Couvade, falls es sich dabei wirklich um ein solches Symbol handelt, kann ebensowohl eine Erinnerung an die Unterdrückung einer Ketzerei wie den ersten Aufstieg einer Religion bedeuten. Es lassen sich aus diesen Dingen mit irgendwelcher Sicherheit keine Schlüsse ziehen, außer im Hinblick auf ihre großen Resultate beim Aufbau des Menschengeschlechts. Aber wir können sagen, in welchem Stile der Hauptteil und der beste Teil errichtet worden sind. Wir können sagen, daß die Familie der

Baustein des Staates ist, daß sie die Zelle ist, aus der sich das Staatswesen zusammensetzt. Um die Familie sammeln sich in der Tat die Heiligkeiten, die den Menschen von Ameisen und Bienen scheiden. Scham ist der Vorhang vor jenem Zelt, Freiheit ist die Mauer jener Stadt; Eigentum ist nur das Familiengut, Ehre ist nur die Familienflagge. Bei den tatsächlichen Proportionen menschlicher Geschichte gelangen wir zurück zu jenem Grundprinzip von Vater und von Mutter und von Kind. Es ist bereits gesagt worden, daß, wenn diese Geschichte auch nicht mit religiösen Postulaten anheben kann, sie nichtsdestoweniger mit irgendeiner moralischen oder metaphysischen Voraussetzung beginnen muß, da nur so die Geschichte des Menschen einen Sinn bekommt. Und dies ist ein sehr treffendes Beispiel für die alternative Notwendigkeit. Gehören wir auch nicht zu jenen, die damit beginnen, eine göttliche Dreieinigkeit anzurufen, so müssen wir nichts desto trotz eine menschliche Dreieinigkeit anflehen und sehen, wie sich dieses Dreifache überall in den Mustern der Welt wiederholt. Denn das höchste Ereignis in der Geschichte, zu dem alle Geschichte aufblickt und emporführt, ist nur etwas, das gleichzeitig die Umkehrung und die Erneuerung jenes Dreifachen darstellt. Oder vielmehr ist es das eine auf das zweite gelegte Dreieck, das jenes durchkreuzt und es zu einem geheiligten Drudenfuß gestaltet, mächtiger als jener des Magiers, vor dem die Teufel zurückschrecken. Die alte Dreieinigkeit war die von Vater und Mutter und Kind, genannt menschliche Familie. Die neue ist die von Kind und Mutter und Vater, und sie trägt den Namen Heilige Familie. In keiner Weise ist sie verändert, nur ist sie gänzlich vertauscht; genau wie die verwandelte Welt keine Änderung erfahren hat, außer daß das Untere zu oberst gekehrt wurde.



### *Drittes Kapitel*

#### Das Altertum der Kultur

Der moderne Mensch, der nach den ältesten Ursprüngen ausschaut, gleicht einem Manne, der in fremdem Lande dem Tagesanbruch entgegenharrt, in der Erwartung, die Morgendämmerung hinter kahlen Hochflächen und vereinzelt Felsgipfeln aufleuchten zu sehen. Aber der Morgen dämmt hinter dem schwarzen Rumpf gewaltiger Städte, vor Jahrhunderten erbaut und für uns wieder verloren in der ursprünglichen Nacht; kolossale Städte, den Häusern von Riesen vergleichbar, in denen selbst die aus Stein gebildeten Tiere höher ragen als Palmen; in denen die Portraitbilder zwölfmal an Größe den Menschen übertreffen, mit Grabmälern gleich Bergen quadratisch gefügt und nach den Sternen greifend; mit Stieren, beflügelt und bärtig und riesenhaft, nach den Toren von Tempeln starrend, für die Ewigkeit so dastehend, als würde ein Aufstampfen ihrer Hufe die Welt erschüttern. Das Morgengraun der Geschichte enthüllt eine bereits kultivierte Menschheit, wahrscheinlich zeigt es uns eine bereits alte Kultur. Und unter anderen wichtigeren Dingen offenbart es die Torheit der meisten Verallgemeinerungen über die vorangehenden und unbekannteren Perioden, als die Kultur tatsächlich noch jung war. Die beiden ersten menschlichen Gemeinwesen, über die wir einigermaßen verlässliche und ausführliche Berichte besitzen, sind Babylon und Ägypten. Und zufällig zeigt es sich, daß diese beiden ungeheuren und herrlichen Erungenschaften des Genius der Alten Zeugnis ablegen gegen zwei der verbreitetsten und tölpelhaftesten Annahmen der mo-

deren Zivilisation. Wenn wir uns der Hälfte des Unsinn über Nomaden- und Höhlenmenschen und über die Urmenschen der Wälder entledigen wollen, brauchen wir nur scharf die beiden festen und wunderbaren Tatsachen genannt Ägypten und Babylon ins Auge zu fassen. Die meisten jener Theoretiker, die über primitive Menschen faseln, denken dabei an moderne Wilde. Sie suchen ihre progressive Entwicklungstheorie durch die Annahme zu stützen, daß ein großer Teil der menschlichen Rasse weder Fortschritte gemacht, noch sich weiterentwickelt, ja, sich überhaupt nicht verändert habe. Ich stimme weder ihrer Theorie der Veränderung, noch ihrem Dogma der unveränderlichen Dinge zu; mir will es nicht einleuchten, daß der Kulturmensch in jüngster Zeit einen so rapiden Fortschritt gemacht hat, und ich kann es auch nicht recht begreifen, weshalb der unzivilisierte Mensch so geheimnisvoll unsterblich und beständig sein soll. Mir scheint, zu diesen Forschungen ist eine etwas einfachere Gedanken- und Sprechweise erforderlich. Moderne Wilde können nicht haargenau primitiven Menschen entsprechen, weil sie nicht primitiv sind; moderne Wilde sind nicht urzeitlich, weil sie modern sind. Etwas ist während der Jahrtausende unserer Existenz und unseres Leidens auf Erden mit ihrer Rasse so gut wie mit der unseren vor sich gegangen; sie haben gewisse Erfahrungen gemacht und vermutlich gleich uns anderen auf Grund dieser Erfahrungen gehandelt, wenn nicht aus ihnen Nutzen gezogen. Sie haben in irgendeiner Umgebung gelebt und auch irgendeine Veränderung der Umgebung erlebt und sich diesem Wandel wahrscheinlich auf die richtige und angemessene entwicklungsgeschichtliche Art angepaßt. Dies würde selbst dann zutreffen, wenn die Erfahrungen nur leichter Art oder die Umgebung eintönig war, denn auch die bloße Zeit übt, sobald sie die innerliche Form der Monotonie annimmt, eine Wirkung aus. Aber einer großen Schar kluger und gut unterrichteter Menschen erscheint es ebenso wahrscheinlich, daß die Erfahrung der Wilden in

einem Niedergang der Zivilisation bestanden habe. Die meisten, die diese Auffassung kritisieren, scheinen keine sehr klare Vorstellung darüber zu besitzen, in welcher Weise sich ein Niedergang einer Kultur vollzieht. Der Himmel helfe ihnen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie das nur allzu bald am eigenen Leibe erfahren. Diesen Leuten genügt es offenbar, wenn Höhlenmenschen und kannibalische Inselbewohner irgendwelche Dinge, zum Beispiel irgendein bestimmtes Kleidungsstück, gemeinsam haben. Aber es liegt doch auf der Hand, daß alle aus irgendeinem Grunde zu einem roheren Leben gezwungenen Volksstämme irgendwelche Dinge gemeinsam besitzen müssen. Falls wir all unserer Feuerwaffen verlustig gingen, würden wir uns Bogen und Pfeile verfertigen, ohne deshalb notwendigerweise in allen Beziehungen den ersten Menschen zu gleichen, die Bogen und Pfeile herstellten. Man behauptet, daß die Russen auf ihrem großen Rückzug so aller Waffen entblößt waren, daß sie sich in den Wäldern Keulen abschnitten und mit diesen kämpften. Doch ein Professor der Zukunft beginge einen Irrtum, falls er annähme, die russische Armee von 1916 sei ein nackter skythischer Stamm gewesen, der nie aus den Wäldern herausgekommen wäre. Mit gleichem Recht könnte man behaupten, ein Mann in seiner zweiten Kindheit müßte genau seine erste kopieren. Ein Säugling ist zwar kahlköpfig wie ein Greis, aber es wäre ein Irrtum, den nur einer begehen könnte, der keine Ahnung vom Kindesalter hat, daraus zu folgern, daß das Baby einen langen weißen Bart besessen hätte. Einem Säugling sowohl wie einem alten Manne bereitet das Gehen Schwierigkeiten, aber wer von dem alten Herrn erwartet, daß er sich auf den Rücken legt und lustig mit den Beinen strampelt, wird sich enttäuscht sehen.

Es ist daher eine lächerliche Behauptung, daß die ersten Pioniere der Menschheit mit irgendwelchen der ausdauerndsten und stagnierendsten heutigen Überbleibsel identisch gewesen

sein müssen. Es gibt fast mit Sicherheit manche Dinge, es gibt höchstwahrscheinlich zahlreiche Dinge, in denen die zwei sich himmelweit unterschieden oder einander direkt entgegengesetzt waren. Ein Beispiel der Art, in welcher dieser Unterschied sich auswirkte, und zugleich ein für unsere Behauptung wichtiges Beispiel, bietet Natur und Ursprung der Regierungsform. Ich habe bereits auf Mr. H. G. Wells und den „Alten Mann“ angespielt, mit dem Herr Wells auf so intimmem Fuße gestanden zu haben scheint. Wenn wir die nüchternen Tatsachen prähistorischer Beweise für dieses Porträt des prähistorischen Häuptlings des Stammes betrachten, bietet sich nur die eine Entschuldigung, daß dessen hervorragender und vielseitig begabter Autor einfach eine Sekunde lang vergaß, daß er Geschichte schreiben wollte und sich einbildete, er schreibe einen seiner prächtigen und phantasiereichen Romane. Ich wenigstens vermag nicht einzusehen, woher Mr. Wells wissen will, daß der prähistorische Herrscher der „Alte Mann“ genannt wurde, oder daß die Hofetikette es vorschrieb, diesen Namen mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Wells behauptet von dem nämlichen Potentaten: „Niemandem war gestattet, seinen Speer zu berühren oder auf seinem Sessel zu sitzen.“ Es fällt mir schwer, zu glauben, daß jemand einen prähistorischen Speer mit einem prähistorischen Zettel ausgegraben hat: „Besucher werden ersucht, den Speer nicht zu berühren“, oder einen vollständigen Thron mit der Aufschrift: „Reserviert für den Alten Mann“. Aber vielleicht ist die Vermutung berechtigt, daß der Verfasser, von dem man doch kaum annehmen kann, daß er diese Dinge rein aus seiner Phantasie schöpfte, diese äußerst dubiose Parallele zwischen dem Prähistorischen- und dem Kulturmenschen einfach als gegeben hinnahm. Vielleicht wird bei gewissen wilden Stämmen der Häuptling der Alte Mann genannt, und vielleicht ist es niemandem erlaubt, seinen Speer zu berühren oder auf seinem Throne Platz zu nehmen. Vielleicht umkleiden ihn in diesen



Fällen abergläubische Vorstellungen und traditionelle Schreckgespenster. So viel ich weiß, ist er auch herrschsüchtig und tyrannisch. Aber wir haben nicht den Schatten eines Beweises, daß die primitive Herrschaft despotisch und tyrannisch war. Sie kann es natürlich gewesen sein, denn sie kann alles oder nichts gewesen sein; sie braucht überhaupt nicht existiert zu haben. Der bei gewissen verkommenen und absterbenden Stämmen des zwanzigsten Jahrhunderts herrschende Despotismus beweist nicht, daß die ersten Menschen despotisch regiert wurden. Diese Tatsache macht diese Annahme keineswegs wahrscheinlich, ja, bietet nicht einmal einen Hinweis. Die einzige Tatsache, die wir tatsächlich aus der Geschichte, die wir wirklich kennen, zu beweisen vermögen, ist, daß Despotismus eine Entwicklung, häufig eine späte Entwicklung, ja, sehr häufig das Ende einer ursprünglich im höchsten Maße demokratischen Gesellschaftsordnung sein kann. Fast könnte man Despotismus als ermüdete Demokratie definieren. Sobald ein Gemeinwesen müde wird, sind dessen Bürger weniger zu jener ewigen Aufmerksamkeit geneigt, die mit Recht als Preis der Freiheit bezeichnet worden ist. Sie begnügen sich, lediglich eine einzige Schildwache zu bewaffnen, um die Stadt zu bewachen, während sie schlafen. Es ist auch zutreffend, daß die Bürger manchmal einen Gewappneten für irgendeine rasche kriegerische Reform benötigen; und es ist in gleicher Weise zutreffend, daß dieser den Vorteil, der einzige Bewaffnete zu sein, manchmal benutzt, um sich zu einem Tyrannen gleich irgendeinem der Sultane des Ostens aufzuschwingen. Ich vermag aber nicht einzusehen, weshalb der Sultan eher in der Geschichte aufgetreten sein sollte als zahlreiche anderen menschlichen Charaktere. Im Gegenteil, der stark bewaffnete Mann hängt offensichtlich von der Überlegenheit seiner Waffen ab, und Waffen dieser Art erzeugte erst eine höhere Zivilisation. Ein einziger Mann kann zwanzig mit einem Maschinengewehr töten, mit einem Feuersteinbeil dagegen würde ihm das weit weniger

leicht gelingen. Das volkstümliche Geschwätz über den stärksten Mann, der durch Gewalt und Schrecken herrscht, erinnert an das Ammenmärchen von dem Riesen mit hundert Händen. Zwanzig Männer könnten den stärksten Mann in jeder Gesellschaft, alt oder modern, zu Boden zwingen. Zweifellos würde man in romantischem und poetischem Sinne den Mann, der tatsächlich der Stärkste ist, bewundern, aber das ist ein ganz anderes Ding, etwas genau so rein Moralisches, ja selbst Mystisches wie die Bewunderung des Reinsten und Weisesten. Der Geist, der die bloßen Grausamkeiten und Launen eines unumschränkten Despoten erduldet, ist der Geist einer alten und festgefühten und starken Gesellschaft, nicht der Geist einer neuen. Wie sein Name andeutet, ist der Alte Mann der Beherrscher einer alten Menschheit.

Viel wahrscheinlicher ist es, daß eine primitive Gesellschaft eher einer reinen Demokratie geglichen hat. Bis auf den heutigen Tag sind die verhältnismäßig einfachen, ackerbaureibenden Gemeinwesen bei weitem die reinsten Demokratien. Stets bricht Demokratie durch die Zusammengesetztheit der Zivilisation zusammen. Wem es Freude macht, kann behaupten, daß Demokratie der Feind der Zivilisation sei. Er darf aber nicht vergessen, daß manche von uns in Wahrheit die Demokratie der Zivilisation vorziehen, in dem Sinne, daß man Demokratie der Zusammengesetztheit vorzieht. Irgendwie sind Bauern, die in roher Gleichartigkeit ihr eigenes Feld bestellen und unter einer Dorflinde zusammentreten, um direkt ihre Stimmen abzugeben, die Menschen, die sich im wahrsten Sinne selbst regieren. Es ist sicherlich genau so wahrscheinlich wie nicht, daß sich dieser schlichte Gedanke auch schon in dem Urzustand noch schlichterer Menschen vorfand. Die despotische Anschauung erscheint übersteigert, auch wenn wir die Menschen nicht als Menschen betrachten. Selbst eine entwicklungsgeschichtliche Hypothese materialistischer Art bietet keinen wirklichen Gegengrund, weshalb Menschen nicht wenigstens



soviel Kameradschaft besessen haben sollten wie Ratten oder Krähen. Zweifellos gab es Leithammel irgendwelcher Art wie bei allen Herdentieren, aber Führerschaft bedingt nicht solch unvernünftige Servilität, wie sie den abergläubischen Untertanen des Alten Mannes zugeschrieben wird. Zweifellos gab es irgend jemand, der, um mit Tennyson zu reden, der vielwintrigen Krähe entsprach, welche die krächzende Brut daheim leitete. Aber vermutlich würde ein großes Gekrächze anheben, falls es diesem ehrwürdigen Vogel in den Sinn käme, sich nach dem Vorbilde irgendeines Sultans in dem alten, dem Verfall geweihten Asien zu benehmen, und die vielwintrige Krähe würde nicht mehr sehr viele weitere Winter erleben. In diesem Zusammenhang sei die Bemerkung gestattet, daß anscheinend selbst unter den Tieren etwas anderes als bestialische Gewalt höher geachtet zu werden scheint, und sei es auch nur die bei den Menschen als Tradition bezeichnete Familiarität, oder die Erfahrung, welche bei den Menschen Weisheit heißt. Ich weiß es nicht, ob Krähen tatsächlich der ältesten Krähe folgen, aber wenn sie es tun, dann folgen sie bestimmt nicht der stärksten Krähe. Im Falle des Menschen dagegen weiß ich, daß, falls irgendein Ritual der Ältestenwürde Wilde veranlaßt, jemand, genannt der „Alte Mann“, Ehrfurcht zu erweisen, diese Wilden zum mindesten nicht unsere eigene, servile, gefühlsmäßige Schwäche zur Anbetung des Starken Mannes besitzen.

Wir können also sagen, daß die primitive Regierungsform gleich der primitiven Kunst und der Religion und allem anderen nur höchst unvollkommen bekannt sind, oder auf bloßen Vermutungen beruhen; und zum mindesten ist es eine ebenso begründete Vermutung, daß diese Regierungsform genau so volkstümlich war wie die Regierungsform in einem Balkan- oder Pyrenäenstädtchen, als so launenhaft und geheimnisvoll gewesen zu sein, wie jene in einem türkischen Diwan. Sowohl die Bergdemokratie wie der orientalische Palast sind in dem Sinne

modern, daß sie noch immer bestehen und aus der Geschichte erwachsen sind, aber von den beiden Formen erweckt der Palast weit mehr den Eindruck einer Anhäufung und einer Korruption, das Dorf weit mehr den eines tatsächlich unveränderten und primitiven Gebildes. Aber meine Behauptungen gehen in dieser Beziehung nicht über den Ausdruck eines gesunden Zweifels in bezug auf die geltende Hypothese hinaus. Mir erscheint es zum Beispiel ganz interessant, daß selbst moderne Forscher liberale Einrichtungen bis zurück zu barbarischen und unentwickelten Staatsgebilden verfolgt haben, sobald ein solcher Nachweis zur Stützung irgendeiner Rassen- theorie oder einer Nation oder einer Philosophie erwünscht erschien. So versichern zum Beispiel die Sozialisten, daß ihr Ideal eines kommunistischen Eigentums bereits in sehr fernen Zeiten existiert habe. Die Juden heben voller Stolz die halbjährliche Wiederverteilung des Eigentums auf Grund ihres alten Gesetzes hervor. Die Teutonen brüsten sich, Parlamentswesen und Geschworenengerichte und verschiedene andere volkstümliche Institutionen bei den germanischen Stämmen des Nordens nachweisen zu können; die Keltophilen und jene, die gegen das Irland angetane Unrecht auftreten, haben sich für die gerechtere Gerichtsbarkeit des Clansystems eingesetzt, für welche die irischen Häuptlinge vor den Zeiten Strongbows Zeugnis ablegen. Die Beweiskraft variiert in den verschiedenen Fällen, aber da jeder einzige eine gewisse Berechtigung hat, so vermute ich, daß auch die allgemeine Behauptung nicht jeder Berechtigung entbehrt, daß volkstümliche Einrichtungen irgendwelcher Art in den frühesten und einfachsten Gemeinwesen keineswegs etwas Ungewöhnliches waren. Jede dieser separaten Schulen macht ein solches Zugeständnis zur Stütze irgendeiner besonderen modernen These. Zusammengefaßt bestätigen sie eine ältere und allgemeinere Wahrheit, daß es nämlich in den prähistorischen Ratsversammlungen etwas Höheres gab als nur Wildheit und Furcht. Jeder dieser ver-

schiedenen Theoretiker mußte seine eigene Axt schleifen, da er nicht willens war, eine Steinaxt zu benutzen, und bringt es fertig zu behaupten, die Steinaxt wäre vielleicht ebenso republikanisch gewesen wie die Guillotine.

In Wahrheit hebt sich der Vorhang vor einem bereits im Gange befindlichen Schauspiele. In gewissem Sinne ist das Paradoxon richtig, daß es Geschichte schon vor der Geschichte gab. Aber es handelt sich dabei nicht um das unvernünftige, dem Ausdruck prähistorische Geschichte anhaftende Paradoxon, denn es ist eine Geschichte, die wir nicht kennen. Höchstwahrscheinlich war jene Geschichte der Geschichte, die wir kennen, außerordentlich ähnlich, abgesehen von der einen Einzelheit, daß wir nichts von ihr wissen. Es handelt sich daher um das gerade Gegenteil jener anmaßenden, vorgeschichtlichen Geschichte, welche vorgibt, allem in ununterbrochener Reihe von der Amöbe bis zu dem Antropoiden und von dem Antropoiden bis zum Agnostiker nachzuspüren. So wenig wir auch über diese seltsamen, von uns so verschiedenen Geschöpfe wissen, so waren sie höchstwahrscheinlich Leute, uns sehr ähnlich, nur wissen wir leider nichts von ihnen. Mit anderen Worten, unsere ältesten Berichte reichen nur bis zu einer Zeit zurück, da das Menschengeschlecht schon seit langem menschlich, ja sogar schon seit langem kultiviert war. Die ältesten Berichte, die wir besitzen, erwähnen nicht nur Dinge gleich Königen und Priestern und Prinzen und Volksversammlungen, sondern nehmen sie als gegeben hin; sie beschreiben Gemeinwesen, die im großen und ganzen als Gemeinwesen in unserem Sinne erkennbar sind. Einige derselben sind despotisch; aber wir können nicht behaupten, daß sie immer despotisch waren; einige befanden sich vielleicht bereits im Verfall und fast von allen wird gesprochen, als wären sie schon alt. Was wirklich in der Welt vor jenen Berichten sich ereignete, wissen wir nicht; aber nach dem wenigen, was wir wissen, könnte der Nachweis gar nicht überraschen, daß es weitgehend dem gleich, was

heute noch in dieser Welt vor sich geht. Es läge nichts Widerspruchsvolles oder Verwirrendes in der Entdeckung, daß es in jenen unbekannt Perioden zahlreiche Republiken gegeben habe, die als Monarchien verfielen, um als Republiken wieder aufzuerstehen; aufblühende Kaiserreiche, die Kolonien eroberten, um dann die Kolonien wieder zu verlieren, Königreiche, die sich zu Weltstaaten zusammenschlossen und dann wieder in kleine Nationen aufbröckelten, Klassen, die sich in die Sklaverei verkauften und von neuem zur Freiheit marschierten; mit einem Wort: diesen ganzen feierlichen Aufzug der Menschheit, der einen Fortschritt darstellen kann oder auch nicht, der aber bestimmt ein Roman ist. Doch die ersten Kapitel dieses Romans sind aus dem Buche herausgetrennt worden, und wir werden sie niemals lesen.

Genau so steht es mit der spezielleren Phantasie über Entwicklung und gesellschaftliche Stabilität. Entsprechend den wirklich zur Verfügung stehenden Berichten bildeten Barbarentum und Zivilisation keineswegs aufeinanderfolgende Stufen in dem Fortschritte der Welt. Diese beiden Zustände existierten Seite an Seite, wie sie heute noch Seite an Seite existieren. Es gab damals Kulturen, wie es heute Kulturen gibt; es gab damals Wilde, wie auch heute noch Wilde leben. Man behauptet, alle Menschen hätten das Stadium des Nomadentums durchlaufen. Tatsächlich gibt es einige, die niemals aus diesem Zustande herausgekommen sind, und es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß es andere gibt, die nie zu diesem Zustande gelangten. Wahrscheinlich waren in ganz primitiven Zeiten der an der Scholle haftende Landmann und der herumziehende Hirte zwei scharf getrennte Menschentypen, und die chronologische Einordnung dieser beiden Typen ist nur ein Merkzeichen jener Manie nach einer progressiven Stufenleiter, welche die Geschichte in so hohem Maße verfälscht hat. Es wird behauptet, es habe ein kommunistisches Stadium gegeben, in welchem Privateigentum überall unbekannt war, eine ganze



Menschheit, die den Eigentumsbegriff verneinte. Die Beweise für diese Negation sind an sich ziemlich negativ. Neuverteilungen des Eigentums, Halljähre und Gesetze über die gleichmäßige Verteilung von Grund und Boden treten in verschiedenen Zwischenräumen und in verschiedenen Formen auf; aber daß die Menschheit unvermeidlich ein kommunistisches Stadium durchgemacht haben muß, erscheint genau so anzweifelbar wie die Parallelbehauptung, die Menschheit werde unvermeidlich zum Kommunismus zurückkehren. Diese Annahme ist hauptsächlich interessant als Beweis dafür, daß die kühnsten Zukunftspläne die Autorität der Vergangenheit zu Hilfe rufen, und daß selbst ein Revolutionär sich die Genugtuung zu verschaffen sucht, gleichzeitig ein Reaktionär zu sein. Ein amüsantes Parallelbeispiel bietet der sogenannte Feminismus. Trotz all des pseudowissenschaftlichen Geredes über Raubehen und einen Höhlenmenschen, der die Höhlenfrau mit einer Keule schlägt, kann man feststellen, daß, sobald die Frauenemanzipation ein modernes Schlagwort wurde, die Behauptung hervortrat, daß die menschliche Zivilisation im ersten Stadium ein Matriachat gewesen sei. Offenbar schwang also die Höhlenfrau die Keule. All diese Gedanken sind wenig mehr als Vermutungen, und sie folgen in merkwürdiger Weise dem Schicksal der modernen Theorien und Liebhabereien. In jedem Falle sind sie nicht Geschichte im Sinne eines geschichtlichen Dokuments, und ich wiederhole, daß, sobald wir uns auf Berichte stützen, die offenkundige Wahrheit zutage tritt, daß Barbarentum und Zivilisation stets Seite an Seite auf der Welt gewohnt haben, daß zu gewissen Zeiten die Kultur sich ausbreitet, um das Barbarentum aufzusaugen, während sie zu anderen Zeiten wieder in relatives Barbarentum verfällt, und in fast allen Fällen in vollendeter Form gewisse Ideen und Einrichtungen umschließt, welche die Barbaren in einer roheren Form besitzen, zum Beispiel Herrschertum oder soziale Autorität, Künste und besonders die bildenden Künste, Mysterien und

Tabus der verschiedensten Art, die vor allem das Geschlechtsleben umgeben, und irgendeine Form jenes fundamentalen Dinges, dem das Hauptbestreben dieser Untersuchung gilt: der Religion.

Ägypten und Babylon, diese beiden Ungeheuer der Vorzeit, könnten in dieser Frage als Vorbilder dienen. Fast wäre die Bezeichnung Arbeitsmodelle gerechtfertigt, um darzutun, wie diese modernen Theorien nicht arbeiten. Die beiden großen Wahrheiten, die wir von diesen beiden großen Kulturen kennen, widerlegen glatt die beiden landläufigen Trugschlüsse, die wir soeben betrachtet haben. Die Geschichte Ägyptens könnte als Beweis erdacht worden sein, daß der Mensch nicht notwendig mit Willkürherrschaft anhebt, weil er barbarisch ist, sondern sehr häufig zum Despotismus gelangt, weil er zivilisiert ist. Erfahrung, oder was häufig das nämliche ist, Erschöpfung führt ihn dazu. Und die Geschichte Babylons könnte als Beweis ersonnen sein, daß der Mensch durchaus nicht Nomade oder Kommunist gewesen zu sein braucht, ehe er Bauer oder Bürger wird, und daß solche Kulturstufen durchaus nicht immer aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen sind, sondern häufig gleichzeitig nebeneinander bestehen. Selbst eine Beschäftigung mit diesen großen Kulturen, mit denen die handschriftlich verzeichnete Geschichte beginnt, birgt die Versuchung in sich allzu erfinderisch und selbstsicher vorzugehen. Wir sind bei der Entzifferung der Ziegel Babylons keineswegs nur auf Vermutungen angewiesen, wie bei den Hohl- und Ringsteinen; im Gegensatz zu den Tieren in den Höhlen der Steinzeit wissen wir genau, was die Tiere in den ägyptischen Hieroglyphen bedeuten, aber selbst hier lockt vielleicht die bewunderswerten Archäologen, welche Meilen von Hieroglyphen Zeile um Zeile enträtselt haben, die Versuchung, allzuviel zwischen den Zeilen zu lesen. Selbst der wirkliche Kenner Babylons vergißt vielleicht, wie bruchstückhaft seine schwer errungene Kenntnis ist; vergißt vielleicht, daß Babylon



ihm nur einen halben Ziegelstein vererbt hat, obwohl auch ein halber Ziegel immerhin besser ist, als überhaupt keine Keilschrift. Dennoch quellen gewisse Wahrheiten, historische und nicht prähistorische, dogmatische und nicht entwicklungsgeschichtliche, tatsächliche und nicht phantastische, aus ägyptischem und babylonischem Boden hervor, und jene zwei erwähnten Wahrheiten befinden sich unter ihnen.

Ägypten ist ein grünes Band längs des Flusses, angrenzend an die dunkelrote Trostlosigkeit der Wüste. Ein uraltes Sprichwort besagt: Ägypten sei geschaffen worden durch die geheimnisvolle Freigiebigkeit und die fast unheimliche Güte des Nils. Da wir zuerst von den Ägyptern hören, leben sie in einer Kette von Dörfern längsseits des Flusses, in kleinen und getrennten aber zusammenwirkenden Gemeinwesen an beiden Ufern des Nils. Wo der Strom sich zu dem breiten Delta verzweigt, soll nach der Überlieferung die Ursprungsstätte eines etwas andersartigen Distrikts oder Volkes gewesen sein. Aber das beeinträchtigt nicht die Hauptwahrheit. Diese mehr oder weniger unabhängigen, aber doch von einander abhängigen Völker, hatten bereits eine hohe Kultur. Sie besaßen bereits eine Art Heraldik, das heißt eine dekorative, für symbolische und soziale Zwecke verwandte Kunst. Jeder dieser Stämme segelte unter seinem besonderen Wappenschild, einen Vogel oder ein anderes Tier darstellend, den Nil hinauf und hinunter. Heraldik umschließt zwei Begriffe von höchster Bedeutung für die normale Menschheit; die Vereinigung dieser Beiden erzeugt das edle, Zusammenarbeit genannte Ding, dieses Fundament für alle Bauernvölker und freien Völker. Die Kunst der Heraldik bedeutet Unabhängigkeit, ein von der Phantasie geschaffenes Bildwerk als Ausdruck der Persönlichkeit. Die Wissenschaft der Heraldik bedeutet Zusammengehörigkeit, eine Vereinbarung zwischen zwei getrennten Körperschaften zur Wiedererkennung verschiedenartiger Bildnisse, eine Wissenschaft der bildlichen Darstellung. Wir haben es hier also mit genau der

gleichen Regelung der Zusammenarbeit zwischen freien Familien oder Gruppen zu tun, welche die normalste Lebensform für die Menschheit darstellte und überall dort in Erscheinung tritt, wo Menschen eigenen Grund und Boden besitzen und auf der Scholle leben. Bei der bloßen Erwähnung der Abbildungen von Vögeln und Tieren wird jeder, der sich mit Mythologie beschäftigt, fast im Schlafe das Wort „Totem“ murmeln. Nach meiner Überzeugung entstammt ein großer Teil der Verwirrung gerade dieser Gewohnheit, gleichsam im Schlafe solche Worte zu sprechen. In diesem weiten, groben Umriß habe ich den notwendig unzulänglichen Versuch unternommen, mich auf der Innenseite statt auf der Außenseite dieser Dinge zu halten, sie, wo irgend möglich, in Ausdrücken des Gedankens und nicht bloß in Ausdrücken der Terminologie zu betrachten. Es hat wenig Wert, über Totems zu sprechen, sofern wir nicht ein Empfinden dafür haben, was es wirklich bedeutete, ein Totem zu besitzen. Zugesanden, sie besaßen Totems, während wir keine Totems besitzen, ist der Grund darin zu suchen, daß sie größere Furcht vor Tieren empfanden, oder aber mit Tieren vertrauter waren? Fühlte ein Mann, dessen Stammwappen ein Wolf war, gleich einem Werwolf oder gleich einem Menschen, der vor einem Werwolf die Flucht ergreift? Entsprach ein Totem dem britischen Löwen oder der britischen Bulldogge? Entsprach die Verehrung eines Totems dem Gefühl der Neger Mumbo Jumbo gegenüber, oder dem der Kinder Jumbo gegenüber? Ich habe nie ein Buch über Folklore gelesen, mochte es noch so gelehrt sein, das das leiseste Licht auf diese Frage warf, die mir bei weitem die wichtigste zu sein scheint. Doch ich will mich auf die Wiederholung beschränken, daß unter den ältesten ägyptischen Gemeinwesen Einvernehmen über die Bildnisse herrschte, welche die einzelnen Staatsgebilde repräsentierten, und daß diese Art von Gedankenaustausch in dem Sinne prähistorisch ist, daß sie bereits zu Beginn der Geschichte bestand. Und wie die Ge-

schichte selbst zeigt, ist diese Frage der Verständigung die wichtigste Frage für diese am Nil gelegenen Gemeinwesen. Das Bedürfnis des Verkehrs bedingt eine gemeinsame Verwaltung, und der Schatten des Königs nimmt an Größe zu und dehnt sich aus. Die zweite bindende Kraft neben dem König und vielleicht älter als der König ist die Priesterschaft. Und die Priesterschaft hat vermutlich sogar noch stärkere Beziehungen zu diesen rituellen Symbolen und Zeichnungen, mit deren Hilfe sich die Menschen zu verständigen vermögen. Und hier in Ägypten entstand wahrscheinlich die elementare und bestimmt typische Erfindung, auf der die gesamte Geschichtsschreibung und der ganze Unterschied zwischen Geschichte und Vorgeschichte beruht: Die Bilderschrift, die Kunst des Schreibens!

Die populären Bildnisse dieser ursprünglichen Reiche sind nicht halb so populär, wie man es wünschen möchte. Über ihnen hängt der Schatten einer übersteigerten Düsterei, stärker als die normale, ja sogar gesunde Traurigkeit der Heiden. Es ist der gleiche geheime Pessimismus, der aus dem primitiven Menschen ein umherkriechendes Geschöpf, dessen Leib Schmutz und dessen Seele Kot ist, zu machen beliebt. Das entspringt der Tatsache, daß Menschen am stärksten von Religion, besonders von Irreligion beeinflusst werden. Alles Ursprüngliche und Elementare muß für sie etwas Böses sein. Und das ist eine seltsame Folgeerscheinung: obwohl wir mit den wütesten Experimenten primitiver Romantik überschwemmt worden sind, mangelte diesen allen die wahre Romantik, primitiv zu sein. Gänzlich phantastische Szenen wurden beschrieben, in denen die Menschen der Steinzeit als Steinmenschen erscheinen und gleich Statuen einherwandeln, oder in denen Assyrer und Ägypter so steif und so geschminkt auftreten wie ihre ureigenste altertümliche Kunst. Aber nicht einer dieser Schöpfer phantastischer Szenen hat versucht, sich vorzustellen, wie es in Wahrheit gewesen sein muß, diese

Dinge so neu zu sehen, wie sie uns heute vertraut erscheinen. Sie haben nicht gesehen, wie ein Mensch Feuer entdeckt, gleich einem Kinde, das ein Feuerzeug entdeckt; nie haben sie einen Menschen mit der wundervollen Erfindung, genannt Rad, spielen sehen, ähnlich einem Knaben, der sich ein Radio konstruiert; nie haben sie den Geist der Jugend in ihre Beschreibungen von der Jugend der Welt gelegt. In all ihren primitiven oder vorhistorischen Phantasien gibt es daher keinerlei Kurzweil. Es finden sich nicht einmal praktische Scherze in Verbindung mit den praktischen Erfindungen. Aber solche Scherze treten gerade in dem Sonderfalle der Hieroglyphen scharf hervor, denn dort scheint sich ein ernsthafter Hinweis darauf zu finden, daß die ganze hohe menschliche Kunst der Schriftzeichen und des Schreibens mit einem Scherz begann.

Manche werden mit Bedauern vernehmen, daß diese Kunst anscheinend mit einem Wortwitz anhub. Der König oder die Priester oder andere verantwortliche Persönlichkeiten, vom Wunsche getrieben, eine Botschaft flußaufwärts in jenes unbequem lange und schmale Gebiet zu entsenden, verfielen auf den Gedanken, Mitteilung in Bilderschrift ähnlich jener der Rothäute auszudrücken. Gleich den meisten Menschen, die aus Scherz Bilderschrift geübt haben, entdeckten sie, daß die Worte nicht immer paßten. Wenn zum Beispiel der Ausdruck für Steuern ähnlich klang wie der Ausdruck für Schwein, zeichneten sie kühn ein Schwein hin als ein schlechtes Wortbild und sandten es auf gut Glück ab. So könnte zum Beispiel ein moderner Hieroglyphenschreiber „einmal“ durch das unbedenkliche Niederkritzeln einer 1 mit einem nachfolgenden Mahlstein ausdrücken. Den Pharaonen genügte das und mußte ihnen genügen. Es muß großen Spaß bereitet haben, auf diese Weise zu schreiben oder das Geschriebene zu lesen, als Schreiben und Lesen tatsächlich noch etwas Neues waren. Und wenn die Menschen



sich dazu getrieben fühlen, Romane über das alte Ägypten zu schreiben (und anscheinend vermögen weder Gebet noch Tränen noch Flüche sie von dieser Gewohnheit abzuhalten), dann scheint mir, daß Szenen gleich dieser uns daran gemahnen würden, daß die alten Ägypter menschlich waren. Ich schlage vor, jemand sollte eine Szene beschreiben, wie der große Monarch inmitten seiner Priester thront und alle vor Lachen brüllen und mit immer neuen Anregungen kommen, je wüster und unhaltbarer die königlichen Wortspiele werden. Ein anderes, fast ebenso aufregendes Schauspiel könnte die Entzifferung dieser Chiffren bieten; die daran sich knüpfenden Vermutungen und Folgerungen und Entdeckungen besitzen den ganzen volkstümlichen Reiz einer Detektivgeschichte. In dieser Weise sollten primitive Romane und primitive Geschichte in Wahrheit geschrieben werden. Denn welcher Art auch das moralische und religiöse Leben ferner Zeiten gewesen sein mag — und es war wahrscheinlich weit menschlicher als allgemein angenommen wird — das wissenschaftliche Interesse muß in jener Zeit sicherlich sehr rege gewesen sein. Worte müssen wunderbarer als drahtlose Telegraphie angemutet, und Experimente mit alltäglichen Dingen wahrscheinlich einer Reihe von elektrischen Schlägen geglichen haben. Noch immer warten wir auf jemand, der eine lebendige Geschichte des primitiven Lebens schreibt. Diese Frage steht hier gewissermaßen nur in Paranthese, aber sie hängt durch jene Einrichtung, die die wirksamste in dieser ersten und faszinierendsten aller wissenschaftlichen Märchen ist, mit der allgemeinen Frage der politischen Entwicklung eng zusammen.

Es wird zugegeben, daß wir diese Wissenschaft in der Hauptsache den Priestern verdanken. Moderne Schriftsteller, gleich Mr. Wells, kann man nicht einer mitfühlenden Schwäche mit einer oberpriesterlichen Hierarchie zeihen, aber selbst diese erkennen wenigstens einstimmig an, was die heidnische Priesterschaft für die Künste und Wissenschaften geleistet hat.

Unter den Törichtereren der Erleuchteten war aber tatsächlich die Behauptung im Schwange, die Priester hätten zu allen Zeiten den Fortschritt gehemmt. Ein Politiker warf mir einmal bei einer Diskussion vor, ich stemme mich genau so gegen moderne Reformbestrebungen, wie wahrscheinlich irgendein alter Priester sich der Entdeckung des Rades entgegengestellt hätte. Als Antwort bemerkte ich, es sei weit wahrscheinlicher, daß der alte Priester das Rad entdeckt habe, jedenfalls sei es mehr als wahrscheinlich, daß der alte Priester zur Entdeckung der Kunst des Schreibens ein erhebliches Teil beigetragen hat. Tatsächlich liegt es doch auf der Hand, daß das Wort Hieroglyphe mit dem Wort Hierarchie stammverwandt ist. Die Religion dieser Priester war augenscheinlich eine mehr oder weniger wirre Vielgötterei von einer Art, die eingehender an anderer Stelle beschrieben wird. Nach einer Periode, da die Priesterschaft mit dem König zusammenwirkte, folgte eine andere Periode, während der sie vorübergehend durch den König, der zufällig ein Fürst mit einem privaten Gottesglauben war, vernichtet wurde, und dann eine dritte Periode, da die Priesterschaft tatsächlich den König vernichtete und an dessen Statt regierte. Die Welt hat jedenfalls den Priestern vieles zu verdanken, was als allgemein und notwendig betrachtet wird, so daß man wahrhaftig den Schöpfern dieser allgemeinen Dinge einen Platz unter den Helden der Menschheit einräumen müßte. Befänden wir uns in Ruhe in einem echten Heidentum, statt ruhelos in einer ziemlich unvernünftigen Reaktion gegen das Christentum zu stehen, so würden wir diesen namenlosen Schöpfern der Menschheit eine Art heidnischer Ehrfurcht zollen. Wir würden wahrscheinlich verhüllte Statuen der Männer, die zuerst das Feuer entdeckten, oder zuerst ein Boot bauten, oder zuerst ein Pferd zähmten, errichten, und es läge mehr Sinn darin, jenen Girlanden und Opfer zu bringen, als unsere Städte mit geschmacklosen Standbildern fader Politiker und Philantropen zu verunzieren. Eines der auffallenden Merkmale für

die Stärke des Christentums liegt gerade darin, daß seit seinem Auftauchen kein Heide in unserer Kultur fähig gewesen ist, wirklich menschlich zu sein.

Hier kommt es jedoch darauf an, daß die ägyptische Staatsgewalt, ob priesterlich oder königlich, immer stärker die Notwendigkeit empfand, einen Verkehr fest zu begründen, und Verkehr bedingte von jeher einen gewissen Zwang. Es braucht nicht notwendig eine unhaltbare Ansicht zu sein, daß der Staat mit zunehmender Kultur despotischer wurde. Die Annahme ist durchaus vertretbar, daß er despotischer werden mußte, um kultivierter zu werden. Das ist das Argument zugunsten einer Autokratie in jedem Zeitalter, und es ist von Interesse, dafür in dem frühesten Zeitalter ein Beispiel zu finden. Aber es ist bestimmt unrichtig, daß die Staatsform in dem frühesten Zeitalter am despotischsten war und in späteren Zeitaltern liberaler wurde. Der tatsächliche Verlauf der Geschichte ist genau umgekehrt. Es ist nicht wahr, daß der Stamm mit dem Extrem der Angst vor dem Alten Mann und dessen Thronstuhl und Speer begann. Für Ägypten zum mindesten ist es wahrscheinlich, daß der Alte Mann ein ziemlich neuer Mann war, gerüstet, um neuen Bedingungen entgegenzutreten. Sein Speer wurde länger und länger, und sein Thron hob sich höher und höher in gleichem Maße, wie Ägypten zu einer zusammengesetzten und umfassenden Kultur aufstieg. Das meine ich mit der Behauptung, daß die Geschichte des ägyptischen Reiches in dieser Hinsicht die Geschichte der Erde ist, und scharf der verbreiteten Annahme widerspricht, Terror könne nur der Anfang und nicht das Ende sein. Wir wissen nicht, wie das erste Stadium der mehr oder weniger feudalen Verbindung von Großgrundbesitzern, Bauern und Sklaven in dem kleinen Staat längs des Nils aussah, aber es kann recht wohl ein Bauernvolk mit durchaus volkstümlichen Regierungsformen gewesen sein. Wir wissen nur, daß dieses kleine Staatsgebilde durch Erfahrung und kulturelle Ent-

wicklung seine Freiheit einbüßte; daß absolutes Herrschertum nicht etwas unbedingt Altes, sondern etwas verhältnismäßig Modernes ist, und daß die Menschen am Ende des als Fortschritt bezeichneter Pfades zu dem König zurückkehren.

Ägypten enthüllt in jenem knappen Bericht über seine fernsten Anfänge das Urproblem von Freiheit und Kultur. Es ist Tatsache, daß die Menschen in Wahrheit Mannigfaltigkeit durch Zusammengesetztheit verlieren. Wir haben dieses Problem keineswegs besser gelöst als jene, aber es hieß die menschliche Würde dieses Problems an sich herabwürdigen, wollte man behaupten, die einzige Triebfeder der Tyrannei wurzele nur in der Stammesangst. Und genau wie das ägyptische Beispiel den Trugschluß über Despotismus und Zivilisation widerlegt, so widerlegt das babylonische Beispiel den Trugschluß hinsichtlich Zivilisation und Barbarentum. Auch von Babylon erhalten wir die erste Kunde, nachdem es schon kultiviert war, aus dem einfachen Grunde, weil wir erst von etwas hören können, wenn es eine genügende Erziehung genossen hat, um zu sprechen. Babylon spricht zu uns in der sogenannten Keilschrift, jenen seltsamen und steifen dreieckigen Symbolen, die zu dem malerischen Alphabet Ägyptens in solchem Gegensatz stehen. Und wie verhältnismäßig starr die ägyptische Kunst auch sein mag, sie unterscheidet sich doch stets etwas von dem babylonischen Geist, der zu starr war, um überhaupt irgendwelche Kunst zu erzeugen. Immer liegt eine lebendige Anmut in den Linien der Lotus und etwas Rasches zugleich trotz der Starrheit in der Bewegung der Pfeile und Vögel. Vielleicht verrät sich hier etwas von der verhaltenen und doch lebendigen Krümmung des Stromes, die uns veranlaßt, uns den Nil gleichsam als eine Schlange vorzustellen. Babylon war mehr eine Kultur der Diagramme als der Zeichnungen. Mr. W. B. Yeats, dessen historische Phantasie sich mit mythologischer Phantasie paart (und in der Tat ist die erstere ohne die letztere undenkbar) schreibt mit Recht von Men-



schen, welche die Sterne „von ihrem pedantischen Babylon aus“ beobachteten. Die Keilschrift wurde in die Ziegel eingegraben, aus denen die gesamte Architektur bestand. Die Ziegel bestanden aus gebranntem Schlamm und vielleicht lag in dem Material etwas, das die Entwicklung des Formensinns in Skulptur oder Relief verhinderte. Sie besaßen eine statische und wissenschaftliche Zivilisation, weit fortgeschritten in der Maschinerie des Lebens, und in gewisser Hinsicht sehr modern. Man behauptet, daß bei ihnen der moderne Kult der höheren Jungfernschaft hoch im Ansehen stand und sie offiziell eine Klasse selbständig arbeitender Frauen anerkannten. Vielleicht liegt in jenem mächtigen Bollwerk verhärteten Schlammes etwas, das auf die zweckmäßige Wirksamkeit eines gewaltigen Bienenschwarms hinweist. Aber obgleich dieses Gebilde gewaltig war, war es menschlich. Wir finden dort zahlreiche der gleichen Probleme wie in dem alten Ägypten oder in dem modernen England, und trotz aller Verderbtheit war Babylon gleichfalls eines der frühesten Meisterstücke des Menschen. Es erhob sich in dem von den fast legendären Flüssen Tigris und Euphrat gebildeten Dreieck, und die riesige Bodenkultur des Reiches, von der die Städte abhingen, wurde durch ein äußerst kunstfertiges System von Kanälen vervollkommen. Es besaß dank Überlieferung ein hohes geistiges Leben, freilich mehr philosophisch als künstlerisch, und über seinen ursprünglichen Fundamenten thronen jene Gestalten, die zu den Repräsentanten der starguckerischen Weisheit des Altertums geworden sind, die Lehrer Abrahams, die Chaldäer.

Gegen diese festbegründete Gesellschaft brandeten wie gegen eine ungeheure, kahle Ziegelmauer Menschenalter nach Menschenalter die namenlosen Horden der Nomaden. Sie kamen aus den Wüsten, wo das Nomadentum von Anfang an gehaust hatte und bis auf den heutigen Tag noch haust. Es ist zwecklos, bei der Natur jenes Lebens zu verweilen; es war offensichtlich genug und leicht genug, einer Herde zu folgen,

die sich ihre eigenen Weideplätze suchte und von der Milch und dem Fleisch zu leben, die diese Herden lieferten. Es besteht auch kein Grund, zu bezweifeln, daß eine solche Lebensgewohnheit, mit Ausnahme eines Heims, fast alle menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen vermochte. Zahlreiche dieser Schäfer und Hirten haben vielleicht schon in den frühesten Zeiten von all den Wahrheiten und Rätseln des Buches Hiob gesprochen. Und zu diesen Hirten gehörten auch Abraham und seine Kinder, die der modernen Welt als ewiges Rätsel den fast monomanischen Monoteismus der Juden vererbt haben. Sie waren ein wildes Volk ohne den Begriff einer zusammengesetzten Gesellschaftsordnung, und ein dem Sturme in ihrem Innern gleichender Geist trieb sie wieder und wieder dazu, ihr Leben im Kriege zu wagen. Die Geschichte Babylons ist in hohem Maße die Geschichte der Abwehr dieser Horden der Wüste, die in Zwischenräumen von ein oder zwei Jahrhunderten auftauchten und sich meist wieder zurückzogen, wie sie gekommen waren. Manche behaupten, daß eine Mischung aus einem solchen nomadischen Einbruch in Ninive das anmaßende Königreich der Assyrer schuf, die auf ihren Tempeln riesige Ungeheuer in Stein meißelten, bärtige Stiere mit Cherubimschwingen, und die zahlreiche militärische Eroberer aussandten, die mit gewaltigen Hufen die Welt niederstampften. Assyrien war ein imperialistisches Zwischenspiel, aber es war nur ein Zwischenspiel. Die Hauptgeschichte jenes ganzen Landes ist der Krieg zwischen den wandernden Völkern und dem Staate, der im wahren Sinne Staat war. Vermutlich zogen in prähistorischen Zeiten, bestimmt in historischen Zeiten, jene Wanderer westwärts, um alles zu vernichten, was sich ihnen entgegenstellte. Als sie das letzte Mal erschienen, war Babylon von der Erde vertilgt, und das geschah in historischen Zeiten, und der Name ihres Führers lautete Muhammed.

Es verlohnt sich, bei jener Geschichte zu verweilen, weil sie direkt den noch immer landläufigen Eindruck widerlegt, als sei Nomadentum lediglich eine Sache der Prähistorie und staatliche Gründungen etwas verhältnismäßig Neues. Nichts weist darauf hin, daß die Babylonier je gewandert wären; sehr wenige Tatsachen lassen vermuten, daß die Stämme der Wüste sich je wo festgesetzt hätten. Die ernstesten und aufrichtigsten Forscher, deren Forschungen wir so viel verdanken, scheinen auch von dieser Annahme, daß dem nomadischen Stadium ein statisches Stadium folgte, abgekommen zu sein. Doch ich liege in diesem Buche nicht im Streite mit ernstesten und ehrlichen Forschern, sondern mit den weit verbreiteten und unklaren Anschauungen der großen Masse, die gewissen unzulänglichen Forschungen entstammend, einen falschen Begriff der gesamten Geschichte der Menschheit in Mode gebracht haben. Es handelt sich um die gänzlich vage Behauptung, daß ein Affe sich zu einem Menschen und entsprechend ein Barbar sich zu einem Kulturmenschen entwickelt habe, und daß wir daher in jedem Stadium rückwärts schauend Barbarentum und vorwärtsschauend Kultur erblicken. Zum Unglück hängt diese Annahme in zweifachem Sinne gänzlich in der Luft. Sie ist eher eine Atmosphäre, in der die Menschen leben, als eine These, welche sie verfechten. Menschen in dieser Gemütsverfassung lassen sich leichter durch Tatsachen als durch Theorien überführen. Und es dürfte gut sein, falls jemand eine solche Behauptung aufzustellen wagt, ihn durch irgendeine triviale Wendung des Gesprächs zu veranlassen, seine Augen zu schließen, damit er unvermutet, dicht gedrängt sich durcheinanderschiebend gleichsam auf einer menschenübersäten Klippe, die Wunder der babylonischen Mauer erblickt.

Eine Tatsache fällt gleich ihrem Schatten scharf über unseren Weg. Unsere flüchtigen Einblicke in diese beiden frühzeitigen Reiche zeigen, daß die erste häusliche Beziehung durch etwas kompliziert wurde, was weniger menschlich ist,

aber häufig als gleicher Weise zur Familie gehörend betrachtet wurde. Der finstere Riese, genannt Sklaverei, war gleich einem Geiste ins Leben gerufen worden und schuferte an riesenhaften Werken aus Ziegel und Stein. Auch hier dürfen wir wieder nicht allzu vorschnell annehmen, daß das, was rückwärts lag, barbarisch war. Was die Frage der Freilassung anbetraf, so erscheint die frühere Knechtschaft in mancher Hinsicht liberaler als die spätere, vielleicht liberaler als die Knechtschaft der Zukunft. Schließlich war es ein durchaus menschlicher Notbehelf zur Sicherung der Nahrung für die Menschheit, einen Teil der Menschen zur Arbeit zu zwingen, und deshalb wird dieses Aushilfsmittel vermutlich auch immer wieder versucht werden. In gewissem Sinne liegt in der alten Sklaverei eine tiefe Bedeutung. Sie repräsentiert eine fundamentale Tatsache des gesamten Altertums vor Christi, eine Tatsache, die vom Ersten bis zum Letzten als wahr angenommen werden kann. Diese Tatsache ist die Bedeutungslosigkeit des Individuums vor dem Staate. Das gilt in gleicher Weise für den demokratischen Stadtstaat in Hellas, wie für jeden despotischen Staat in Babylon. Bezeichnend für diesen Geist ist, daß eine ganze Klasse von Individuen bedeutungslos, ja sogar unsichtbar sein konnte. Diese Anschauung muß für normal gelten, weil sie für das notwendig war, was wir heute „soziale Dienstleistung“ nennen würden. Jemand behauptete einmal im Sinne eines windigen Carlylschen Gemeinplatzes: „Der Mensch ist nichts, und die Arbeit ist alles.“ Das war auch das Motto des heidnischen Knechtstaates. In diesem Sinne enthält das überkommene Traumbild von riesigen Säulen und Pyramiden Wahrheit, die unter jenen ewigen Himmeln für die Ewigkeit emporwachsen, dank der Arbeit zahlloser und namenloser Menschen, die gleich Ameisen arbeiten und gleich Fliegen sterben, ausgetilgt durch die Arbeit ihrer eigenen Hände.



Doch es gibt noch zwei weitere Gründe, die beiden festen Punkte, Ägypten und Babylon, zum Ausgangspunkt zu wählen. Einmal haften sie in der Tradition fest als die Typen des Altertums; und Geschichte ohne Überlieferung ist tot. Babylon ist heute noch der Inhalt eines Kinderreims, und Ägypten (mit seiner zahllosen Schar von Prinzessinnen, die der Wiederauferstehung harren) ist immer noch das Thema einer unnotigen Anzahl von Romanen. So lange eine Überlieferung genügend volkstümlich ist, und sollte sie auch fast vulgär sein, enthält sie eine allgemeine Wahrheit. Ja, diesen babylonischen und ägyptischen Elementen in Kinderreimen und Romanen kommt eine Bedeutung zu. Selbst die Zeitungen, die gewöhnlich so weit hinter der Zeit leben, sind bereits bis zu der Regierungszeit Tut-ench-Amuns gelangt. Der erste Grund ist erfüllt von dem gesunden Menschenverstand volkstümlicher Legende; es ist die schlichte Tatsache, daß wir über diese überlieferten Dinge mehr wissen und von jeher wußten als über andere zeitgenössische Dinge. Alle Reisenden von Herodot bis Lord Carnarvon folgen dieser Straße. Wissenschaftliche Spekulationen von heutzutage entfalten Landkarten der gesamten primitiven Welt, welche, mit Strichen übersät, die Wanderzüge der Rassen und deren Vermischung kennzeichnen; ungeheure Räume, die der unwissenschaftliche, mittelalterliche Kartenzeichner bescheiden als „terra incognita“ bezeichnet haben würde, sofern er es nicht vorgezogen hätte, die einladende weiße Fläche mit dem Bilde eines Drachen zu schmücken, um dem Pilger den ihm wahrscheinlich winkenden Empfang anzudeuten. Aber diese Spekulationen sind im besten Falle reine Spekulationen, und im schlimmsten Falle können diese vagen Linien höchstens noch sagenhafter als der Drache sein.

Zum Unglück liegt hier aber ein Fallstrick, in dem die Menschen, selbst die klügsten und besonders die phantasiereichsten, sich nur allzu leicht verstricken. Dieser Fallstrick beruht auf der Annahme, daß, weil eine Idee größer in dem Sinne von

umfassender ist, sie auch größer in dem Sinne von grundlegender und gefestigter und gewisser sein muß. Falls ein Mensch einsam in einer Strohütte im Mittelpunkte Tibets haust, kann man ihm einreden, er lebe in dem chinesischen Reiche, und das chinesische Reich ist bestimmt etwas Prächtiges und Geräumiges und Eindrucksvolles. Genau so gut kann man ihm einreden, er wohne in dem britischen Reich, und dadurch einen entsprechenden Eindruck erzielen. Das Seltsame ist, daß er in einem gewissen geistigen Zustande das chinesische Reich, das er nicht zu sehen vermag, als etwas weit Gesicherteres empfinden kann als die Strohütte, die er vor Augen hat. In seinem Schädel spukt eine seltsame magische Gaukelei, dank der seine Beweisführung mit dem Reiche beginnt, obwohl seine Erfahrung mit der Hütte anhebt. Bisweilen wird er verrückt und versucht den Nachweis zu führen, daß eine Strohütte nicht in dem Bereiche des Drachenthrones bestehen könne, daß es für eine Kultur, wie er sie genießt, unmöglich sei, eine solche Baracke zu enthalten, wie er sie bewohnt; seine Geisteskrankheit entstammt dem Geistesschnitzer, der in der Annahme liegt, daß, weil China eine große und alles umfassende Hypothese ist, es etwas mehr als eine Hypothese sein müsse. Moderne Menschen folgern ständig auf diese Art und dehnen ihre Schlußfolgerungen auf Dinge aus, die weit weniger wirklich und gewiß sind, als das chinesische Reich. Sie scheinen zum Beispiel ganz zu vergessen, daß ein Mensch nicht einmal über das Sonnensystem die gleiche Gewißheit besitzt wie über das schottische Hochland; das Sonnensystem ist eine Deduktion und zweifellos eine richtige Ableitung, aber der springende Punkt ist, daß es eine ungeheure und weitgehende Deduktion ist, und daher vergißt der betreffende, daß es überhaupt eine Deduktion ist, und behandelt es als eine Tatsache. Es könnte sich herausstellen, daß die ganze Berechnung auf einen Rechenfehler beruht, trotzdem würden die Sonne und die Sterne und die Straßenlaternen genau gleich ausschauen. Aber wie gesagt,

er hat vergessen, daß es sich um ein Rechenexempel handelt, und wäre fast geneigt, die Sonne zu leugnen, falls sie sich nicht in das Sonnensystem fügt. Wenn dieses selbst im Falle von ziemlich gut gesicherten Tatsachen wie dem Sonnensystem und dem chinesischen Reich ein Trugschluß ist, so ist es ein weit verheerender Trugschluß in bezug auf Theorien und andere Dinge, die überhaupt auf keinem wirklich gesicherten Boden stehen. So hat zum Beispiel die Geschichte, besonders die vorgeschichtliche Geschichte, eine entsetzliche Gewohnheit, mit bestimmten Verallgemeinerungen über Rassen anzufangen. Ich will hier nicht die Unordnung und das Elend beschreiben, das dieses Auf-den-Kopf-stellen bei modernen Politikern hervorgerufen hat. Weil die vage Behauptung aufgestellt wurde, die Nation sei aus der Rasse hervorgegangen, tun diese Leute so, als wäre die Nation etwas Unbestimmteres als die Rasse. Weil sie selber einen Grund erfunden haben, um ein Resultat zu erklären, leugnen sie fast das Resultat, um den Grund zu rechtfertigen. Erst behandeln sie einen Kelten als Axiom und dann behandeln sie einen Irländer als eine Hypothese, und dann sind sie äußerst überrascht, daß ein starker, kämpfender, brüllender Irländer wütend darüber wird, als Hypothese behandelt zu werden. Sie begreifen nicht, daß die Iren Iren sind, gleichgültig ob sie keltisch sind oder nicht, gleichgültig ob es je Kelten gab oder nicht. Wieder führt sie der Umfang der Theorie, dieses Gefühl, daß das Phantasiegebilde größer sei als die Tatsache, in die Irre. Eine große weit verstreute keltische Rasse soll angeblich die Iren umschließen, daher müssen die Iren selbstverständlich selbst in ihrer Existenz von dieser Rasse abhängen. Die gleiche Verwirrung hat die Engländer und die Deutschen ausgemerzt, indem man sie in die germanische Rasse hineinwarf. Manche wollten sogar beweisen, daß, da die Rasse einheitlich wäre, die Nationen sich nicht im Kriegszustande befinden könnten. Ich führe diese vulgären und abgedroschenen Beispiele nur bei-

läufig als vertrautere Beispiele für solche Trugschlüsse an. Die Streitfrage dreht sich hier nicht um eine Anwendung auf diese modernen, sondern auf die ältesten Dinge. Doch je ferner und unbestätigter das Rassenproblem war, desto mehr festigte sich diese seltsame alles auf den Kopf stellende Gewißheit in den Männern der Wissenschaft der victorianischen Zeit. Bis auf den heutigen Tag gibt es einem Manne mit dieser wissenschaftlichen Tradition einen Schock, derartige Dinge in Frage gestellt zu sehen, die nur die letzten Umkehrungen waren, während er sie zu Grundprinzipien erhob. Er ist überzeugter, ein Arier als ein Anglosachse zu sein, genau wie er überzeugter ist, ein Anglosachse als ein Engländer zu sein. Nie ist ihm klar zum Bewußtsein gekommen, daß er ein Europäer ist. Aber daß er ein Indogermane ist, hat er nie bezweifelt. Diese victorianischen Theorien haben in Form und Inhalt wesentliche Veränderungen erlebt, aber die Gewohnheit, eine Hypothese rasch in eine Theorie und aus einer Theorie in eine Behauptung umzuschmieden, ist auch heute noch nicht aus der Mode gekommen. Die Menschen können sich nicht von dem geistigen Wirrwarr lösen, anzunehmen, daß die Grundlagen der Geschichte sicherlich gesichert sind, daß die ersten Schritte sicher, und die größte Verallgemeinerung offensichtlich sein müssen. Doch wenn auch das Gegenteil ihnen als ein Paradoxon erscheint, so ist trotzdem gerade das Gegenteil die Wahrheit. Das Umfassende ist geheimnisvoll und unsichtbar, das Kleine ist augenscheinlich und riesenhaft.

Jede einzelne Rasse auf dem Antlitz der Erde ist Gegenstand dieser Spekulationen gewesen, dabei ist es unmöglich, diesen Gegenstand auch nur flüchtig zu umreißen. Wenn wir uns auf die europäische Rasse allein beschränken, so hat deren Geschichte oder richtiger Vorgeschichte in der kurzen Zeit meines eigenen Lebens zahlreiche rückwirkende Revolutionen durchgemacht. Man pflegte von der kaukasischen Rasse zu sprechen, und in meiner Jugend las ich einen Bericht über



ihren Zusammenprall mit der mongolischen Rasse. Er war von Bret Harte geschrieben und begann mit der Frage: „Oder haben die Kaukasier ausgespielt?“ Augenscheinlich hatte der Kaukasier ausgespielt, denn in sehr kurzer Zeit hatte er sich in den Indoeuropäer verwandelt, der bisweilen, mit Bedauern muß ich das sagen, stolz als Indogermane vorgestellt wurde. Anscheinend besitzen die Hindus und die Germanen ähnliche Worte für Mutter oder Vater; es gab auch noch andere Ähnlichkeiten zwischen Sanscrit und verschiedenen westlichen Zungen, und mit dieser Entdeckung schienen all die oberflächlichen Unterschiede zwischen einem Hindu und einem Germanen plötzlich verschwunden zu sein. Im allgemeinen wurde diese zusammengesetzte Persönlichkeit aus Bequemlichkeitsgründen als der Arier bezeichnet, und der wirklich wichtige Punkt war, daß dieser Mann aus jenen Hochländern Indiens, wo Bruchstücke seiner Sprache noch nachgewiesen werden konnten, den Zug nach Westen angetreten hätte. Als ich dies als Kind las, kam mir unwillkürlich der Gedanke, der Arier hätte es schließlich gar nicht nötig gehabt, nach Westen zu marschieren und seine Sprache zurückzulassen; er könnte ja auch nach Osten marschiert sein und seine Sprache mit sich geführt haben. Wenn ich diese Geschichte heute läse, würde ich mich mit dem Eingeständnis meiner Unwissenheit in dieser ganzen Angelegenheit begnügen, aber tatsächlich bereitet mir heute die Lektüre große Schwierigkeiten, weil so etwas heute nicht mehr geschrieben wird. Auch der Arier scheint ausgespielt zu haben. Aus irgendeinem Grunde hat er nicht nur seinen Namen, sondern auch seine Adresse, seinen Startplatz und seine Reiseroute verändert. Eine neue Theorie behauptet, unsere Rasse sei gar nicht aus dem Osten, sondern aus dem Süden in ihre heutige Heimat gekommen. Nach der Ansicht mancher stammen die Europäer nicht aus Asien, sondern aus Afrika, ja, es gibt sogar Leute, die den tollen

Einfall hatten, daß die Europäer aus Europa kämen, oder richtiger Europa nie verlassen hätten.

Ein gewisses Beweismaterial spricht auch für einen mehr oder weniger starken prähistorischen Druck vom Norden her, ähnlich jenem, der die Griechen dazu getrieben hat, das Erbe der kretischen Kultur anzutreten und auch die Gallier so häufig über die Berge in die Ebene Italiens geführt hat. Doch ich erwähne dieses Beispiel europäischer Ethnologie nur, um zu zeigen, daß die Gelehrten die Kompaßnadel ganz hübsch im Kreise herumgestoßen haben, und daß ich, der ich nicht zu den Gelehrten gehöre, nicht eine Sekunde die Anmaßung besitzen kann, eine Entscheidung zu treffen, wo diese Doktoren sich in den Haaren liegen. Dagegen habe ich das Recht, meinen eigenen gesunden Menschenverstand anzuwenden, und manchmal vermute ich, daß der gesunde Menschenverstand jener Herren aus Mangel an Übung ein wenig eingerostet ist. Die erste Tat gesunden Menschenverstandes ist, den Unterschied zwischen einer Wolke und einem Berge zu erkennen, und ich betone, daß niemand über diese Dinge in jenem Sinne etwas weiß, wie wir alle von der Existenz der Pyramiden Kenntnis haben.

Die Wahrheit, das sei hier noch einmal wiederholt, ist, daß das, was wir als wirklich scharf unterschieden, von vielleicht begründeten Vermutungen in dieser frühesten Phase der Geschichte zu erkunden vermögen, eine über der Erde lagernde Dunkelheit und eine die Völker einhüllende noch tiefere Dunkelheit ist mit ein oder zwei Lichtern, die hier und dort zwei zufällige Stückchen der Menschheit erhellen, und daß zwei dieser Fackeln auf zwei dieser großen urzeitlichen Stätten flammen, auf den hohen Terrassen Babylons und den gewaltigen Pyramiden des Nils. Freilich finden sich auch noch andere uralte Lichter, oder Lichter, die man vielleicht für urzeitlich halten kann, in den fernsten Teilen jener unendlichen Wüste der Nacht. Fern im Osten in China gibt es eine hohe

Kultur von ungeheuerem Alter; auch in Mexiko und Südamerika finden sich Überbleibsel von Kulturen, von denen einige anscheinend auf so hoher Stufe standen, daß sie die verfeinerte Form der Teufelanbetung erreicht hatten, aber der Unterschied liegt in dem Material der Überlieferung; die Überlieferung dieser untergegangenen Kulturen ist unterbrochen worden, und obwohl die Tradition Chinas noch fortlebt, ist es zweifelhaft, ob wir etwas über sie wissen. Zur Abmessung der chinesischen Urzeit muß man chinesische Traditionen der Messung verwenden, und es schafft eine seltsame Erregung unter anderen Gesetzen von Zeit und Raum in eine fremde Welt vorzudringen. Die Zeit rückt in die Ferne, und Jahrhunderte erheucheln die steife und langsame Bewegung von Aeonen. Wenn der Weiße sich müht, mit den Augen des Gelben zu sehen, kommt ihm das Gefühl, als drehe sich sein Schädel, und er fragt sich erregt, ob ihm vielleicht ein Zopf wüchse. In wissenschaftlichem Sinne vermag er nicht jenen seltsamen Blickpunkt einzunehmen, der hinauf leitet zu der urzeitlichen Pagode des ersten der Söhne des Himmels. Er befindet sich in Wahrheit bei den Antipoden, inmitten der einzigen der Christenheit wahrhaftig gegensätzlichen Welt und schreitet gewissermaßen mit herunterhängendem Kopf einher. Ich habe von dem mittelalterlichen Landkartenzeichner und seinem Drachen gesprochen. Aber hätte wohl ein Forschungsreisender des Mittelalters, mochte sein Interesse an Ungeheuern auch noch so stark gewesen sein, je erwartet, ein Land zu finden, wo ein Drache als wohlütiges und liebenswertes Geschöpf verehrt wird? Über die ernstere Seite chinesischer Tradition wird in anderem Zusammenhang noch manches zu sagen sein. Hier spreche ich lediglich über Tradition und über den Prüfstein des Alters. Ich erwähne China nur als eine Vorwelt, zu der uns keine Brücke der Überlieferung leitet, im Gegensatz zu Babylon und Ägypten, die uns erreichbar sind. Herodot ist ein menschliches Wesen in einem Sinne,

in welchem uns ein Chinese mit runder Filzkappe, der uns in einem Londoner Teehause gegenüberhockt, kaum je als menschlich erscheinen würde. Wir fühlen, als ob wir es wüßten, wie David und Jesaja gefühlt haben, während wir nie mit positiver Sicherheit wissen werden, wie Li Hung Chang empfunden hat. Selbst die Sünden, die Helena und Batscha fortraften, sind zu einem Sprichworte persönlicher, menschlicher Schwäche voller Leid und voller Verzeihung geworden, während selbst die Tugenden eines Chinesen etwas Erschreckendes bergen. Hierin liegt der Unterschied, geschaffen durch die Vernichtung oder Erhaltung eines stätigen historischen Erbes vom alten Ägypten bis zu dem modernen Europa. Und wenn wir fragen, wie jene Welt aussah, deren Erbe wir antreten, und weshalb jene Völker und Reiche jener Welt anzugehören scheinen, so kommen wir damit zu der zentralen Tatsache der Kulturgeschichte

Jener Zentralpunkt ist das Mittelmeer, das nicht bloß ein Stück Wasser, sondern eine Welt war. Aber es war eine Welt, die etwas von der Natur dieses Wassers besaß, denn es wurde mehr und mehr ein Ort der Vereinigung, in welchem die Ströme fremder und sehr verschiedenartiger Kulturen zusammenflossen. Der Nil und der Tiber ergossen sich gleicherweise in das Mittelmeer, und die Ägypter und die Etrusker steuerten gleicherweise zu einer mittelländischen Kultur bei. Der Zauber der großen See verbreitete sich weit landeinwärts, und die einsam in der Wüste hausenden Araber spürten, ebenso wie die Gallier jenseits der Berge des Nordens, diese Einheit. Der allmähliche Aufbau einer gemeinsamen Kultur, die um sämtliche Küsten dieses Binnenmeeres lief, ist die Hauptaufgabe des Altertums. Wie man sehen wird, war es manchmal ein schlimmes, manchmal ein gutes Geschäft. In jener orbis terrarum, in jenem Bezirke der Erde, fanden sich die Extreme von Sünde und Frömmigkeit, trafen sich entgegengesetzte Rassen und noch widerstreitendere Religionen. Hier war der Schauplatz endlosen



Streites zwischen Asien und Europa von der Flucht der persischen Schiffe bei Salamis an bis zu der Flucht türkischer Schiffe bei Lepanto; hier war der Schauplatz, wie später noch näher ausgeführt werden soll, eines hohen geistigen Ringens zwischen den beiden Typen des Heidentums, die sich in den latinischen und phönizischen Städten auf dem römischen Forum und dem karthagischen Marktplatz begegneten. Es war die Welt des Krieges und des Friedens, die Welt von Gut und Böse, die Welt von allem, worauf es am meisten ankommt. Bei aller Achtung vor den Azteken und den Mongolen des fernen Ostens, auf sie kam es nicht an, wie es auf die mittelländische Tradition ankam und noch ankommt. Natürlich gab es zwischen dieser Kultur und dem fernen Osten interessante Kulte und Streite verschiedenster Art, die mehr oder weniger in Berührung und in einem gewissen Verhältnis mit dieser Kultur standen, wie sie uns ja auch verständlich waren. Die Perser brachen in das Land ein und machten ein Ende mit Babylon, und eine griechische Geschichte erzählt uns, wie diese Barbaren lernten, den Bogen spannen und die Wahrheit sprechen. Alexander, der große Grieche, marschierte mit seinen Mazedoniern dem Sonnenaufgang entgegen und brachte seltsame Vögel, farbenprächtiger wie die Morgenwolken, und seltsame Blumen und Juwelen aus den Gärten und Schatzkammern namenloser Könige heim. Islam zog ostwärts in die Welt und eröffnete uns einen Teileinblick in diese, vor allem deshalb, weil der Islam selber in jenem Landkreise geboren war, der unser eigenes altes, von den Ahnen überkommenes Meer begrenzte. In dem Mittelalter vergrößerte das Reich der Moguls seine Majestät, ohne sein Mysterium einzubüßen. Die Tartaren eroberten China, aber die Chinesen nahmen anscheinend sehr wenig Notiz von ihnen. All diese Dinge sind an sich interessant, aber es ist unmöglich, das Schwerpunktzentrum von dem Binnenmeere Europas nach den Binnenräumen Asiens zu verlegen. Gäbe es nichts in der Welt außer

dem, was in den Ländern rund um das Mittelmeer gesagt und getan und geschrieben und gebaut wurde, es wären trotzdem in jeder Hinsicht die lebenswichtigsten und wertvollsten Dinge der Welt, in der wir leben. Als jene südliche Kultur sich nach Nordwesten ausbreitete, gebar sie zahlreiche höchst wunderliche Dinge, von denen wir selber zweifellos die wunderbarsten sind. Und als sie von dort in Kolonien und neue Länder vordrang, war sie immer noch die gleiche Kultur, solange sie überhaupt Kultur blieb. Aber rund um jenes kleine, einem See gleichende Meer waren die Dinge an sich abgesehen von allen Ausbreitungen und Echos und Auslegungen über die Dinge: Die Republik und die Kirche, die Bibel und die Heldenepen, Islam und Israel und die Erinnerungen an die verlorenen Reiche, Aristoteles und das Maß aller Dinge. Weil das erste Licht auf dieser Welt wahrhaftiges Licht war, das helle Tageslicht, in dem wir heute noch wandeln und nicht jener zweifelhafte Schein ferner Sterne, habe ich die hochgetürmten Städte des Mittelmeeres, auf die jenes Licht zuerst schien, zum Ausgangspunkt gewählt.

Aber trotzdem Babylon und Ägypten dank der Tatsache, daß sie uns vertraut und auf uns vererbt, faszinierende Rätsel für uns sowohl wie für unsere Vorfahren sind, gewissermaßen einen ersten Anspruch besitzen, dürfen wir uns weder einbilden, daß sie die einzigen alten Kulturen an der südlichen See waren, noch daß die gesamte Kultur sumerisch oder semitisch oder koptisch, geschweige denn afrikanisch oder asiatisch war. Echte Forschung bringt mehr und mehr die alte Zivilisation Europas ans Licht und besonders auch jene, die wir auch weiterhin unbestimmt als griechische Kultur bezeichnen können. Man muß das in dem Sinne verstehen, daß es Griechen vor den Griechen gab, wie in zahlreichen ihrer Mythen Götter vor den Göttern existierten. Die Insel Kreta war der Mittelpunkt der heute Minonisch genannten Kultur zu Ehren von Minos, der in alten Legenden fortlebt und dessen Labyrinth tatsächlich

von der modernen Archäologie entdeckt worden ist. Diese hochentwickelte europäische Gesellschaft mit ihren Häfen und Kanälen und häuslichen Maschinen scheint sich im Niedergang befunden zu haben, ehe die nördlichen Grenznachbarn einfielen, die jenes Hellas schufen oder erben, das die Geschichte kennt. Aber jene frühere Periode ging nicht zu Ende, ehe sie der Welt Gaben hinterlassen hatte, so daß die Welt sich seit jener Zeit vergebens bemüht hat, diese Gaben, und wenn auch nur durch Plagiate, zurückzuerstatten.

Irgendwo längs der jonischen Küste gegenüber Kreta und den Inseln stand eine Stadt, die wir wahrscheinlich als ein Dorf oder einen Weiler mit einer Mauer, bezeichnen würden. Sie hieß Ilion, aber sie wurde Troja genannt, und dieser Name wird nie von der Erde verschwinden. Ein Dichter, der vielleicht ein Bettler und ein Balladenschmierer gewesen sein mag, der vielleicht weder lesen noch schreiben konnte und der der Überlieferung zufolge blind war, dichtete ein Gedicht über den Feldzug der Griechen gegen diese Stadt, zur Befreiung der schönsten Frau dieser Welt. Daß die schönste Frau der Welt in jener kleinen Stadt lebte, klingt wie eine Legende: daß das schönste Gedicht auf der Welt von jemand geschrieben wurde, der nichts Größeres kannte als solch kleine Städte, ist eine historische Tatsache. Man behauptet, das Gedicht sei am Ende dieser Periode entstanden, die primitive Kultur habe es in ihrer Verfallszeit geschaffen. Das erweckt den Wunsch, jene Kultur in ihrer Blütezeit gekannt zu haben. Jedenfalls ist es wahr, daß dieses, unser erstes Gedicht recht wohl unser letztes Gedicht sein könnte. Es könnte ebensogut das letzte wie das erste Wort sein, das ein Mensch über sein sterbliches Geschick, betrachtet vom rein sterblichen Standpunkt, sprach. Wenn die Welt heidnisch wird und zugrunde geht, dann täte der letzte Überlebende wohl daran, die Iliade zu rezitieren und zu sterben.

Aber diese eine große Enthüllung des Altertums enthält ein Element von hoher historischer Bedeutung, dem, wie mir scheint, kaum der angemessene Platz in der Geschichte zugewiesen worden ist. Der Poet hat das Gedicht in einer Weise konzipiert, daß seine Sympathien anscheinend, und jene seiner Leser bestimmt, auf der Seite der Besiegten statt auf jener der Sieger stehen. Und dieses Gefühl wächst in der poetischen Überlieferung, wie der poetische Anfang zurückweicht. Achilles hatte in heidnischen Zeiten gewissermaßen die Stellung eines Halbgottes. In späteren Zeiten verschwindet er jedoch vollständig, Hektor dagegen wird, während die Jahrhunderte vorüberziehen, größer und größer, und sein Name ist der Name eines Ritters der Tafelrunde, und die Legende drückt sein Schwert Roland in die Hand und umgürtet diesen in dem letzten Zusammenbruch und Glanz seiner eigenen Niederlage mit des Waffe des besiegten Hektor. Der Name ahnt voraus all die Niederlagen, durch welche unsere Rasse und Religion schreiten mußte, das triumphhafte Überdauern von hundert Niederlagen.

Die Erzählung vom Ende Trojas wird nie enden, denn sie ist zu einem lebendigen Echo geworden, unsterblich wie unsere Hoffnungslosigkeit und unsere Hoffnung. Solange Troja stand, war es ein unbedeutend Ding, das namenlos Jahrtausende gestanden haben könnte, aber Troja in seinem Sturz wurde zu einer Flamme, zu einem unsterblichen Augenblick der Vernichtung. Und weil es durch Feuer zerstört wurde, wird nie das Feuer zerstört werden. Und wie mit der Stadt, so ist es mit dem Helden. Eingeritzt in den archaischen Linien in jenem urzeitlichen Zwielficht findet sich die erste Gestalt des Ritters. Ein prophetisches Zusammentreffen liegt in dieser Bezeichnung. Wir haben von dem Worte ritterlich gesprochen, wie es den Reiter mit dem Pferd zu vereinen scheint. Fast scheint das Jahrtausende vorher vorausgeahnt in dem Donner der homerischen Hexameter und jenem weitausgreifenden Wort, mit



dem die Ilias endet. Es ist jene selbe Einheit, für die wir keinen Namen finden können außer dem heiligen Zentaur der Ritterlichkeit. Doch gibt es noch andere Gründe in diesem Einblick in das Altertum, die Flamme auf die geheiligte Stadt zu werfen. Die Heiligkeit solcher Städte, jenes hochumzäunten Dörfchens, für welches Helden starben, verbreitete sich gleich einem Feuer über die Küsten und Inseln des nördlichen Mittelmeers. Der Kleinheit der Stadt entstammt die Größe der Bürger. Hellas mit seinen hundert Statuen erzeugte nichts stattlicheres als jene dahinschreitende Statue, das Ideal des sich selbstbeherrschenden Mannes. Das Hellas der hundert Statuen war eine Legende und Literatur, und das ganze Labyrinth kleiner umwallter Nationen erscholl wider von den Wehklagen Trojas.

Eine spätere Legende, ein Nachgedanke, aber kein Zufall, erzählt, daß Flüchtlinge von Troja eine Republik an der italienischen Küste gründeten. Dem Geiste nach ist es wahr, daß republikanische Tugend eine solche Wurzel hatte. Ein Mysterium der Ehre, nicht geboren aus babylonischem oder ägyptischem Stolz, schimmerte dort gleich dem Schilde Hektors, Afrika und Asien trotzend, bis das Licht eines neuen Tages mit dem Rauschen der Adlerflügel und dem Kommen des Namens befreit wurde: jenes Namen, der kam gleich einem Donner Schlag, als die Welt erwachte zu Rom.

## Viertes Kapitel

### Gott und vergleichende Religionswissenschaft

Ich wurde einmal über die römischen Grundmauern einer alten britischen Stadt von einem Professor geführt, der etwas sagte, das mir wie eine Satire auf eine stattliche Anzahl anderer Professoren erschien. Vielleicht erkannte der Professor die Ironie, und begriff auch, daß er mit seinen Worten ein gut Teil der sogenannten vergleichenden Religionswissenschaft verspottete. Trotzdem bewahrte er einen eisernen Ernst. Fragend deutete ich auf eine Skulptur des Hauptes der Sonne mit dem üblichen Strahlenkranz, nur war das Antlitz in der Scheibe statt knabenhaft zu sein gleich Apollo, bärtig gleich Neptun oder Jupiter. „Ja,“ erklärte der Professor mit köstlicher Pedanterie, „man hält das Bildnis für eine Darstellung des Lokalgottes Sul. Die größten Autoritäten identifizieren Sul mit Minerva, aber dies Bild hier wird für einen Hinweis gehalten, daß die Übereinstimmung nicht vollständig sei.“

Man könnte von einer starken Unterschätzung sprechen. Die moderne Welt ist immer noch verrückter als jede Satire über sie. Schon vor langer Zeit legte Mr. Belloc seinem burlesken Herrn die Bemerkung in den Mund: eine Büste der Ariadne hätte sich auf Grund moderner Forschung als eine Silenstatue erwiesen. Das tatsächliche Auftreten Minervas als der bärtigen Frau Mr. Barnums ist mindestens ein so guter Witz, wie dieser Scherz Bellocs. Zahlreiche Identifizierungen „erster Autoritäten“ in der vergleichenden Religionsgeschichte fallen einem dabei ein, und so oft katholische Glaubenssätze mit ver-

schiedenen wilden Mythen identifiziert werden, lache ich weder, noch fluche ich, noch benehme ich mich schlecht. Ich beschränke mich auf die bescheidene Bemerkung: die Übereinstimmung sei nicht vollständig.

In den Tagen meiner Jugend wurde der Ausdruck Religion der Menschheit gewöhnlich auf Positivismus angewandt, d. h. auf die Theorie gewisser Rationalisten, welche die Menschheit in ihrer Gesamtheit als ein Höheres Wesen verehrten. Schon in den Tagen meiner Jugend fiel mir auf, daß die Verachtung und Ablehnung der Lehre von der Dreieinigkeit als eines mystischen, ja, manieartigen Widerspruches etwas leicht Komisches besäße, wenn man gleichzeitig von uns verlangte, eine Gottheit anzubeten, die hundert Millionen Persönlichkeiten in einem Gotte vereint, ohne die Personen zu vernichten, noch die Substanz zu scheiden.

Doch es gibt ein anderes Wesen, mehr oder weniger definierbar und weit vorstellbarer als der vielköpfige und monströse Götze Menschheit, und es besitzt einen weit begründeteren Anspruch, in einem vernünftigen Sinne die Religion der Menschheit genannt zu werden. Der Mensch ist wahrhaftig nicht der Götze, sondern fast überall der Götzendiener. Und diese vielfältigen Abgöttereien der Menschheit haben in vielfacher Hinsicht etwas Menschlicheres und Sympathischeres an sich, als die modernen metaphysischen Abstraktionen. Wenn ein asiatischer Gott drei Häupter und sieben Arme besitzt, so liegt darin wenigstens der Gedanke einer sinnfälligen Inkarnation, die uns eine unbekannte Macht näher, aber nicht ferner rückt. Doch wenn unsere Freunde Müller, Schulz und Meyer während eines Sonntagsspazierganges vor unseren Augen umgewandelt würden und zu einem asiatischen Götzenbild verschmolzen, würden sie uns bestimmt ferner und nicht näher erscheinen. Falls die Arme Müllers und die Beine Schulzes von dem nämlichen zusammengesetzten Leibe winkten, würde dieser Gruß wie ein trauriges Lebewohl

wirken. Falls die Köpfe der drei Herren uns von dem gleichen Halse anlächelten, würden wir nicht einmal wissen, mit welchem Namen wir unseren neuen und etwas annormalen Freund anreden sollten. In dem vielköpfigen und vielhändigen orientalischen Götzenbild liegt ein gewisser, wenigstens teilweise verständlicher geheimnisvoller Sinn von einer formlosen Naturkraft, die eine fremdartige, aber doch körperliche Form annimmt. Doch was für den vielgestaltigen Gott gilt, gilt nicht für den vielgestaltigen Menschen. Menschliche Wesen werden weniger menschlich, wenn sie weniger gesondert erscheinen. Man könnte sagen, sie werden weniger menschlich, wenn sie weniger einsam sind. Menschliche Wesen werden uns weniger verständlich, je weniger isoliert sie sind. Mit voller Berechtigung könnte man sagen, daß, je näher sie uns sind, sie desto ferner rücken. Ein „Ethisches Gesangbuch“ dieser humanitären Art Religion wurde sorgfältig ausgesucht und nach dem Grundsatz gereinigt, alles Menschliche zu bewahren und alles Göttliche auszuschalten. Eine Folge war, daß eine Hymne in der verbesserten Form erschien: „Näher, o Menschheit zu dir, näher zu dir.“ Es ist seltsam und wunderbar, wie fern die Seelen von Menschen erscheinen können, während ihre Körper uns so nahe sind.

Die menschliche Einheit, mit der ich es hier zu tun habe, darf nicht mit dieser modernen industriellen Einförmigkeit und Zusammenpferchung verwechselt werden, die eher eine Beklemmung als eine Gemeinschaft ist. Es ist ein Etwas, wozu menschliche, sich selber überlassene Gruppen, ja sogar menschliche, sich selber überlassene Individuen überall infolge eines im wahrsten Sinne menschlichen Instinktes neigten. Gleich allen gesunden menschlichen Eigenschaften hat auch diese Neigung in den Grenzen ihrer allgemeinen Natur weitgehend variiert, denn das ist charakteristisch für alles, was jenem alten Lande der Freiheit angehört, das draußen rings um die versklavte Industriestadt liegt. Der Industrialismus brüstet



sich voll Stolz, seine Erzeugnisse wären alle von gleichem Muster. Die Bewohner Jamaicas oder Japans brächen das gleiche Siegel und tranken den gleichen schlechten Whisky, den ein Mensch am Nordpol oder ein anderer am Südpol als das nämliche optimistische Etikett auf der nämlichen fragwürdigen Blechkanne wiedererkennen würde. Wein jedoch, die Gabe der Götter an die Menschen, vermag in jedem Tale und in jedem Weinberge zu variieren, kann sich in hundert Weine verwandeln, ohne daß ein Wein uns je an Whisky erinnert. Und Käse kann sich von Land zu Land wandeln, ohne den Unterschied von Kalk und Käse zu vergessen. Wenn ich daher von diesem Dinge spreche, spreche ich von etwas, das zweifellos sehr weitgehende Unterschiede in sich birgt; trotzdem behaupte ich, daß es ein Ding ist. Ich behaupte, an der modernen Prahlerei ist in der Hauptsache die mangelnde Erkenntnis schuld, daß es sich tatsächlich um ein Ding handelt. Vor alles Gerede über vergleichende Religion und die verschiedenen Religionsgründer der Welt stelle ich die These, daß die wichtigste Vorbedingung die ist, dies Ding als eine Einheit zu erkennen, als ein der großen Bruderschaft genannt Menschheit fast eingeborenes und natürliches Ding. Dies Ding heißt Heidentum, und ich will auf diesen Seiten dartun, daß es der einzige wirkliche Rivale für die Kirche Christi ist.

Vergleichende Religion ist in der Tat sehr relativ. Das heißt, sie ist so sehr eine Frage des Grades und der Entfernung und des Unterschiedes, daß sie nur vergleichsweise erfolgreich ist, wenn sie zu vergleichen versucht. Sehen wir genauer hin, so finden wir, daß hier Dinge verglichen werden, die in Wahrheit gänzlich unvergleichbar sind. Wir sind gewohnt, daß eine Tabelle oder ein Verzeichnis der großen Religionen der Welt stets in parallelen Kolumnen angeordnet ist, und schließen daraus, daß die Religionen parallel verlaufen. Wir sind gewohnt, die Namen der großen Religionsstifter: Christus, Mu-

ammed, Buddha, Konfuzius, alle in einer Reihe geordnet zu sehen. In Wahrheit ist dies nur ein Taschenspieler-Kunststück, eine andere, dieser optischen Täuschungen, durch die irgendwelche Gegenstände in eine besondere Beziehung gebracht werden, indem man sie in eine besondere Blickrichtung schiebt. Diese Religionen und Religionsstifter, oder vielmehr jene, die es uns beliebt, als Religionen und Religionsstifter zusammenzuwerfen, zeigen in Wahrheit keinerlei gemeinsamen Charakter. Die Täuschung entsteht zum Teil dadurch, daß der Islam in der Liste unmittelbar hinter dem Christentum steht, wie er ja tatsächlich dem Christentum folgte und in der Hauptsache eine Nachahmung des Christentums war. Aber die anderen östlichen Religionen, oder was wir als Religionen bezeichnen, ähneln nicht nur nicht der Kirche, sondern haben auch untereinander keine Ähnlichkeit. Sobald wir am Ende der Liste auf die Lehre von Konfuzius stoßen, betreten wir eine gänzlich verschiedene Gedankenwelt. Die christliche und die konfuzische Religion miteinander vergleichen hat genau soviel Sinn, wie ein Vergleich eines Theisten mit einem englischen Gutsbesitzer, oder wie die Frage, ob ein Mann an die Unsterblichkeit glaube oder ein hundertprozentiger Amerikaner sei. Die Lehre des Konfuzius mag eine Kultur sein, aber sie ist keine Religion. In Wahrheit ist die Kirche zu einzigartig, um sich als einzigartig zu erweisen. Die meisten populären und leichtfertigen Vergleiche beruhen auf Parallelen, und hier gibt es keine Parallele. Es ist daher nicht so einfach, den Fehlschluß darzutun, auf welchem eine falsche Klassifikation beruht, nur geschaffen, um etwas Einzigartiges überzuschlucken, sofern es sich wirklich um etwas Einzigartiges handelt. Da es nirgendwo anders genau die gleiche Tatsache gibt, so gibt es auch nirgendwo anders genau den gleichen Trugschluß. Ich will daher herausgreifen, was einem solchen einzigartigen gesellschaftlichen Phänomen am nächsten kommt, um zu zeigen, wie es auf diese Weise übergeschluckt und assimiliert wird.

Vermutlich werden die meisten von uns zugeben, daß die Stellung der Juden etwas Ungewöhnliches und Einzigartiges ist. Es gibt nichts, was man genau in diesem Sinne als eine internationale Nation bezeichnen könnte; eine uralte Kultur, in die verschiedensten Länder verweht, aber immer noch fest umrissen und unzerstörbar. Um nun die seltsame Isoliertheit der Juden zu mildern, müßten wir versuchen, eine Liste aller nomadischen Völkerstämme aufzustellen. Das ließe sich leicht genug mit Hilfe des nämlichen Prozesses durchführen, indem man zuerst einen glaubwürdigen Näherungswert aufstellt, und dann — hast du nicht gesehen — zur Vervollständigung der Liste gänzlich verschiedenartige Dinge hineinwirft. Auf diese Weise würden in dem neuen Verzeichnis der nomadischen Nationen die Zigeuner den Juden folgen. Die Zigeuner sind wenigstens wirkliche Nomaden, wenn sie auch nicht wirklich eine Nation bilden. Von diesem Ausgangspunkt könnte der Professor der Vergleichenden Wissenschaft der nomadischen Völker leicht zu etwas anderem weiterschreiten, mag es auch etwas ganz Andersartiges sein. Er könnte auf die Wanderzüge der Engländer Bezug nehmen, dank deren sich ihre Kolonien über alle Meere ausbreiteten, und könnte die Engländer Nomaden nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß zahllose Engländer in England eine seltsame Ruhelosigkeit verraten. Es läßt sich nicht leugnen, daß nicht alle dieser Auswanderer ihr Vaterland zum besten ihres Vaterlandes verließen. In der Sekunde, da wir des wandernden Reiches der Engländer Erwähnung tun, dürfen wir nicht das seltsame Reich der in Verbannung lebenden Iren vergessen. Es ist eine merkwürdige Tatsache, die in unserer imperialistischen Literatur verzeichnet werden müßte, daß die nämliche Allgegenwart und Unrast, die ein Beweis des englischen Unternehmungsgeistes und Triumphes ist, einen Beweis für irische Nutzlosigkeit und Fehlschläge bietet. Jetzt würde der Professor des Nomadentums sich gedankenvoll umblicken und plötzlich würde ihm einfallen, daß erst jüngst ein großes Ge-

schrei herrschte über deutsche Kellner, deutsche Barbieri, deutsche Buchhalter, überhaupt über Deutsche, die sich in England und in den Vereinigten Staaten und in südamerikanischen Republiken naturalisieren ließen. Die Deutschen gehörten also als fünfte nomadische Rasse in das Verzeichnis. Die Worte Wanderlust und Völkerwanderung und Wanderschaft würden sich als sehr zweckdienlich erweisen, denn es hat tatsächlich Historiker gegeben, die die Kreuzzüge durch die Behauptung erklärten, man hätte die Germanen (die Polizei bezeichnet so etwas als Herumstromern) in der Umgebung von Palästina angetroffen. Im Gefühl, endlich dem Ziele nahe zu sein, würde unser Professor schließlich einen letzten Verzweiflungssprung unternehmen. Er würde sich die Tatsache ins Gedächtnis zurückerufen, daß französische Armeen im Laufe der Zeit nahezu alle Hauptstädte Europas erobert haben, daß sie unter Karl dem Großen und Napoleon durch zahllose besiegte Länder gezogen seien. Na, und das zeuge eben von Wanderlust, und Wanderlust wäre das Kennzeichen einer nomadischen Rasse. Auf diese Weise hätte er seine sechs nomadischen Nationen vollzählig beisammen, und die Juden würden fürder nicht mehr eine Art geheimnisvoller oder gar mystischer Ausnahme bilden. Menschen jedoch mit gesünderem Menschenverstand würden voraussichtlich merken, daß der Professor das Nomadentum lediglich durch Erweiterung des Begriffs „Nomadentum“ weiter ausgebreitet hätte. Der Begriff ist so gedehnt worden, bis er überhaupt keinen Inhalt mehr besitzt. Es ist vollkommen zutreffend, daß die französischen Soldaten einen der schönsten Märsche in der ganzen Kriegsgeschichte durchgeführt haben, aber es ist gleich wahr und weit überzeugender, daß, wenn der französische Bauer keine festverwurzelte Wirklichkeit ist, es in der Welt überhaupt keine festverwurzelte Wirklichkeit gibt. Oder anders ausgedrückt, daß, wenn der Franzose ein Nomade ist, es auf der Welt überhaupt nur Nomaden gibt.



Auch im Falle der vergleichenden Religionswissenschaft und der Religionsstifter der Welt hat man diesen Trick anzuwenden versucht, indem alles schicklich in eine Reihe geordnet wurde. Man versuchte Jesus zu klassifizieren, wie die anderen die Juden zu klassifizieren versuchten, indem man eigens zu diesem Zweck eine neue Klasse erfand und diese mit Lückenbüßern und Kopien zweiter Hand ausfüllte. Das soll nicht etwa heißen, daß diese anderen Dinge nicht ebenfalls in ihrer Klasse und ihrem eigenen, wahren Charakter nach etwas Großes sein können. Die Lehren des Konfuzius und des Buddhismus sind große Dinge, falsch aber ist es, sie als Kirchen zu bezeichnen. Auch die Franzosen und Engländer sind große Völker, aber sie zu den Nomaden zu rechnen, ist ein Unfug. Zwischen dem Christentum und seiner muhammedanischen Nachahmung bestehen gewisse Ähnlichkeiten, wie es auch zwischen Juden und Zigeunern gewisse Ähnlichkeiten gibt. Nach diesem Schema wurden Listen aufgestellt von allem, was gerade zur Hand war, und von allem, was sich in dem gleichen Verzeichnis unterbringen ließ, gleichgültig, ob es der nämlichen Kategorie angehörte oder nicht.

Mit aller wohlstandigen Hochachtung vor jenen, die weit gelehrter sind als ich, gestatte ich mir den Vorschlag, in dieser Skizze der religiösen Geschichte diese moderne Methode der Klassifikation, die, nach meiner Überzeugung die Tatsachen der Geschichte verfälscht hat, kurzer Hand zum alten Eisen zu werfen. Ich werde hier eine andere alternative Klassifikation der Religion oder Religionen unterbreiten, die, wie ich glaube, allen Tatsachen und, was genau ebenso wichtig ist, auch der Phantasie gerecht werden dürfte. Anstatt die Religionen geographisch und, wie es jetzt geschieht, vertikal in christliche, moslemische, brahmanische und buddhistische zu scheiden, möchte ich sie psychologisch und gewissermaßen horizontal einteilen, entsprechend den Schichten der geistigen Elemente und Einflüsse, die bisweilen in dem gleichen Lande, ja, sogar

in dem gleichen Menschen zu existieren vermochten. Die Kirche im Augenblick als eine Sondererscheinung außer Betracht lassend, würde ich die natürliche Religion der großen Masse der Menschheit unter folgende Überschriften gliedern: Gott; die Götter; die Dämonen; die Philosophen. Meiner Ansicht nach ist eine derartige Klassifikation besser geeignet, die seelischen Erfahrungen der Menschen herauszusortieren als die übliche Methode vergleichender Religionswissenschaft. Zahlreiche berühmte Gestalten, denen bei einem anderen Verfahren gewaltsam ein Platz zugewiesen wird, erhalten auf diese Weise ganz zwanglos ihre richtige Stellung. Da ich diese Überschriften oder Bezeichnungen mehr als einmal bei einer Erzählung oder einer Phantasie verwenden muß, dürfte es zweckmäßig sein, an dieser Stelle genau zu definieren, was ich darunter verstehe. Und ich will in diesem Kapitel mit dem ersten, der schlichtesten und erhabensten Bezeichnung den Anfang machen.

Bei der Untersuchung der Elemente der heidnischen Menschheit müssen wir zunächst den Versuch unternehmen, das Unbeschreibbare zu beschreiben. Viele vermeiden die Schwierigkeit des Beschreibens durch das billige Auskunftsmittel, dieses Etwas zu leugnen, oder es wenigstens zu ignorieren. Aber dieses Etwas läßt sich nie ganz ausschalten, selbst wenn man es ignoriert. Diese Leute sind von der entwicklungsgeschichtlichen Monomanie besessen, daß alles Große einem Saatkorn oder jedenfalls etwas Kleinerem als es selber entkeimen müsse. Sie scheinen zu vergessen, daß jedes Saatkorn von einem Baume oder von etwas Größerem als es selber stammt. Daher ist die Annahme nur zu berechtigt, daß Religion ursprünglich keineswegs irgendeiner Einzelheit entsprang, die vergessen wurde, weil sie zu klein war, um sich nachweisen zu lassen. Weit wahrscheinlicher ist die Annahme, daß es sich um eine Idee handelte, die verlassen wurde, weil sie zu groß war, um gehandhabt zu werden. Die Annahme, daß zahlreiche

Menschen mit der schlichten, aber überwältigenden Idee eines Gottes, der alles regiert, begannen und erst später, fast als eine Art heimlicher Ausschweifung, auf Dämonenverehrung etc. verfielen, hat ihren sehr guten Grund. Selbst der Glaube des Wilden, dieser Schoßkinder der Folklore-Forscher, unterstützt anerkanntermaßen häufig eine solche Anschauung. Auch bei den niedrigsten Wilden, in jeder Hinsicht primitiv, in dem Anthropologen dieses Wort gebrauchen, zum Beispiel die Ureinwohner Australiens, findet sich ein reiner Monotheismus von hohem moralischem Gehalt. Ein Missionar predigte den Angehörigen eines sehr wilden Stammes von Polytheisten, die ihm rückhaltlos all ihre polytheistischen Legenden erzählten, und erzählte ihnen dann seinerseits von der Existenz des einen, guten Gottes, der ein Geist sei und die Menschen nach geistigem Maße aburteile. Und plötzlich entstand unter diesen törichten Barbaren eine wilde Erregung, als hätte jemand ein Geheimnis verraten, und sie riefen einander zu: „Atahocan! Er spricht von Atahocan!“

Wahrscheinlich verbot diesen Polytheisten die Höflichkeit oder die Scham, von Atahocan zu sprechen. Der Name wird vermutlich nicht so häufig mißbraucht, wie irgendeine unserer eigenen, zu direkten und feierlichen Anreden. Zahlreiche andere soziale Kräfte sind ständig am Werk, solch schlichte Idee zu verdecken und zu verwirren. Vielleicht vertrat der alte Gott eine alte Moralanschauung, die sich in gefühlvolleren Augenblicken als lästig erwies, vielleicht galt es unter den Besten des Volkes als fashionabel, mit Geistern zu verkehren, ähnlich wie bei uns heute der Spiritismus Mode geworden ist. In jedem Falle gibt es zahlreiche entsprechende Beispiele. Sie alle zeugen deutlich für die psychologische Einstellung, ein Ding für gegeben hinzunehmen, scharf abgesondert von einem Dinge, über das man spricht. Eine Erzählung wortwörtlich nach dem Bericht eines Indianers in Kalifornien niedergeschrieben, bietet dafür ein schlagendes Beispiel. Der Anfang

der Geschichte hat einen stark legendären und literarischen Beigeschmack. Er lautet: „Die Sonne ist der Vater und Beherrscher der Himmel. Er ist der Häuptling. Der Mond ist sein Weib und die Sterne sind beider Kinder.“ Und so geht die Geschichte äußerst geistreich und verwickelt weiter, bis plötzlich in der Mitte die Worte eingeschaltet stehen, daß Sonne und Mond etwas zu tun hätten, weil: „Der große Geist, der über allem thront, es befohlen hat.“

Das ist genau die Stellungnahme der meisten Heiden Gott gegenüber. Er ist etwas Angenommenes und Vergessenes, dessen man sich zufällig erinnert; übrigens eine Gewohnheit, die nicht nur Heiden eigentümlich ist. Bisweilen erinnert man sich der höheren Gottheit in höherer moralischer Stimmung als einer Art Mysterium. Mit Recht wird gesagt, daß der Wilde redselig in bezug auf seine Mythologie, aber schweigsam in bezug auf seine Religion sei. Die australischen Wilden stellen in der Tat ein wildes Chaos zur Schau, wie es die Alten als den Antipoden angemessen betrachtet haben würden. Diese Wilden, die sich nicht scheuen, weitschweifig über eine solche Lapalie wie eine Geschichte von der Sonne und dem Mond zu reden, die die beiden Hälften eines mitten durchgehauenen Säuglings wären, oder die lediglich zur Unterhaltung über eine riesige kosmische Kuh schwatzen, die gemolken wird, um Regen zu erzeugen, ziehen sich dann in geheime, Weibern und Weißen verschlossene Höhlen oder in Tempel schrecklicher Weihe zurück, wo unter dem Lärm der Holztrommeln und dem Träufeln geopfertem Blutes die Priester die letzten nur dem Eingeweihten bekannten Geheimnisse flüstern: Daß Ehrenhaftigkeit die beste Politik sei, daß ein wenig Liebe niemandem irgendein Leid antue, daß alle Menschen Brüder seien und daß es nur einen Gott, den Allmächtigen Vater, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge gäbe.



Mit anderen Worten: wir haben es hier mit der Merkwürdigkeit religiöser Geschichte zu tun, daß nämlich der Wilde anscheinend mit den abstoßenden und unmöglichsten Teilen seines Glaubens paradiert, die gefühlvollsten und rühmlichsten Teile jedoch sorgfältig verbirgt. Die Erklärung liegt darin, daß diese abstoßenden Dinge gar nicht Teile seines Glaubens sind, oder wenigstens nicht Teile des gleichen Glaubens. Die Mythen sind lediglich große Erzählungen, wenn auch groß wie der Himmel oder wie der Wasserstrahl oder der tropische Regen. Die Mysterien sind wahre Geschichten und werden im geheimen auch ernst aufgefaßt. Nur zu leicht vergißt man, daß ein Schauer im Gottesglauben liegt. Ein Roman, in dessen Verlauf es sich herausstellt, daß eine Anzahl getrennter Persönlichkeiten alle die nämliche Persönlichkeit sind, wäre bestimmt ein sensationeller Roman. Genau so steht es mit der Idee, daß Sonne und Baum und Fluß Verkleidungen eines Gottes und nicht vieler sind. Ach, auch uns wird es nur zu leicht, Atahocan als gegeben hinzunehmen. Doch mögen wir ihn zu einem Gemeinplatz verblässen lassen, oder ihn in ein Geheimnis hüllen und als ein erregendes Gefühl bewahren, immer bleibt er ein alter Gemeinplatz oder eine alte Tradition. Nichts deutet darauf hin, daß er ein verbessertes Produkt bloßer Mythologie sei, sondern alles spricht dafür, daß er der Mythologie voranging. Er wird von den einfachsten Stämmen verehrt, bei denen sich keine Spur von Geistern oder Totenopfern oder irgend etwas anderem Derartigen findet, worin Herbert Spencer und Grant Allen den Ursprung der schlichtesten aller Ideen suchen. Was es auch gegeben haben mag, nie gab es so etwas wie die Entwicklung der Idee Gott. Diese Idee wurde verborgen, vermieden, fast vergessen, ja, fort-erklärt; aber nie hat sie sich entwickelt. An anderen Plätzen finden sich gar nicht so wenige Hinweise für eine solche Wandlung. Sie zeigt sich zum Beispiel in der Tatsache, daß selbst Polytheismus häufig eine Vereinigung von verschiedenen

Monotheismen ist. Ein Gott erklimmt einen geringeren Sitz auf dem Olymp, nachdem ihm, solange er in seinem eignen, bescheidenen Tale lebte, Erde und Himmel und sämtliche Sterne zu eigen gehört haben. Gleich zahlreichen unbedeutenden Nationen, die zu einem großen Reiche verschmelzen, gibt er örtliche Universalität auf, um unter universelle Begrenzung zu kommen. Der Name Pan deutet darauf hin, daß dieser ein Gott des Waldes wurde, nachdem er ein Gott der Welt gewesen war. Der Name Jupiter ist fast eine heidnische Übersetzung der Worte: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Wie der Himmel den Großen Vater symbolisierte, so steht es mit der Großen Mutter, die wir heute noch Mutter Erde nennen. Demeter und Ceres und Kybele scheinen oft fast unfähig, die gesamten Aufgaben der Gottheit zu übernehmen, so daß Menschen keine anderen Götter nötig hätten. Es erscheint durchaus wahrscheinlich, daß eine große Anzahl Menschen keine anderen Götter hatten, außer einen dieser als Urheber des Alls verehrt.

Es hat den Anschein, daß in einigen der größten und volkreichsten Strecken der Welt wie in China die schlichtere Idee des Großen Vaters nie tiefgreifend durch rivalisierende Kulte verwirrt worden sei, obwohl diese Idee in gewissem Sinne vielleicht aufgehört haben mag, ein Kult an sich zu sein. Die ersten Autoritäten vertreten anscheinend die Ansicht, daß die Lehre des Konfuzius, obwohl sie in gewissem Sinne eine agnostische Lehre ist, nicht unmittelbar dem alten Gottesglauben widerspricht, einfach weil dieser zu einem ziemlich unbestimmten Theismus geworden ist. Es ist ein Theismus, bei welchem Gott Himmel genannt wird, ähnlich wie das wohlgezogene Menschen zu tun pflegen, wenn sie sich versucht fühlen, in einem Salon zu fluchen. Doch der Himmel ist immer noch über uns, selbst wenn er sehr fern über uns ist. Wir haben alle den Eindruck einer schlichten Wahrheit, die in die Ferne gerückt wird, bis sie weltenfern ist, ohne deswegen auf-

gehört zu haben, wahr zu sein. Dieser Satz allein würde uns zu der gleichen Vorstellung selbst in der heidnischen Mythologie des Westens zurückführen. Auch dort liegt all jenen geheimnisvollen und phantasiereichen Sagen über die Trennung von Erde und Himmel etwas von dieser gleichen Erkenntnis des Zurückweichens einer höheren Macht. In hundert Formen wird uns berichtet, daß Himmel und Erde einst Liebende waren oder eine Einheit bildeten, bis irgendein Emporkömmling, häufig ein pflichtwidriges Kind, sie trennte. Die Welt wurde an einem Abgrunde errichtet; auf einer Scheidung und einer Trennung. Eine der großartigsten Versionen gab die griechische Kultur in der Sage von Uranus und Saturn. Eine der bezauberndsten Versionen ist die eines wilden Volkes, in der es heißt, daß eine winzige Pfefferpflanze höher und höher wuchs und den ganzen Himmel gleich einem Deckel emporhob; eine prächtige barbarische Vision des Tagesanbruchs für einen unserer Maler, der jenes tropische Dämmerlicht liebt. Von Mythen und den äußerst mythischen Erklärungen dieser Mythen, mit denen uns die Modernen beglücken, wird an anderer Stelle noch zu sprechen sein. Ich kann mir jedenfalls nur vorstellen, daß die Mythologie zumeist auf einer anderen oberflächlicheren Ebene ruht. Aber in dieser ursprünglichen Vision der Trennung einer Welt in zwei liegt bestimmt etwas mehr von den letzten Ideen. Was dieser Gedanke besagt, wird ein Mensch weit klarer erkennen, wenn er auf einem Felde auf dem Rücken liegt und nur in den Himmel starrt, statt sämtliche Bibliotheken selbst der gelehrtesten und klügsten Folkloreforscher durchzustudieren. Er wird wissen, was die Worte bedeuten, daß der Himmel uns näher sein sollte, als er ist, und uns vielleicht einmal näher war, daß er für uns nicht nur fremd und unergründlich ist, sondern in gewisser Art mit uns entzweit, uns ein letztes Lebewohl zuruft. Langsam wird sich der Gedanke in seinen Schädel schleichen, daß letzten Endes der Mythenerfinder nicht nur ein Mondkalb

oder ein Dorftrottel war, der sich einbildete, die Wolken gleich einem Kuchen zerschneiden zu können, sondern etwas mehr in sich besaß, als es heute Mode ist, dem Troglodyten zuzubilligen. Ja, es ist recht wohl möglich, daß Thomas Hood durchaus nicht wie ein Höhlenbewohner schwatzte, wenn er sagte, daß die Baumwipfel ihm mit dem Schwinden der Zeit nur erzählten, er wäre jetzt dem Himmel ferner als in seiner Knabenzeit. Die Legende von Uranus, des Herrn des Himmels, entthront von dem Zeitgeist Saturn, würde für den Verfasser jener Dichtung einen Sinn bekommen. Unter anderem würde sie die Verbannung der ersten Vaterschaft bedeuten. Schon in dem Gedanken, daß es Götter vor den Göttern gab, liegt die Idee Gottes. Eine Idee größerer Einfachheit spricht aus all den Anspielungen auf jene ältere Ordnung. Diese Annahme findet in dem Prozeß der Vermehrung und Verbreitung in historischen Zeiten eine Stütze. Götter und Halbgötter und Heroen kommen gleich Heringen direkt unter unseren Augen zur Welt und verraten dadurch, daß die Familie einem Stammvater ihre Entstehung verdankt. Die Mythologie wird immer verwickelter, aber gerade die Kompliziertheit deutet darauf hin, daß sie zu Anfang einfacher war. Selbst der äußere, der sogenannte wissenschaftliche Augenschein, läßt daher die Annahme berechtigt erscheinen, daß der Mensch mit Monotheismus begann, und dieser sich erst allmählich zu einer Vielgötterei entwickelte oder dazu entartete. Aber mir kommt es mehr auf eine innere als auf eine äußere Erkenntnis an, und diese innere Wahrheit läßt sich, wie ich bereits erwähnte, kaum beschreiben. Wir müssen von etwas sprechen, dessen Hauptmerkmal darin besteht, daß die Menschen nicht davon sprechen; wir müssen nicht nur aus einer fremden Zunge oder Sprache übersetzen, sondern aus einem fremden Schweigen.

Hinter allem Polytheismus und Heidentum steckt verborgen etwas unendlich Kompliziertes. Nur hie und da lassen uns die Glaubensbekenntnisse der Wilden oder die griechischen



Urquellen etwas davon ahnen. Dieses Etwas ist nicht eigentlich das, was wir unter der Anwesenheit Gottes verstehen, in gewissem Sinne könnte man mit größter Berechtigung von der Abwesenheit Gottes sprechen. Aber Abwesenheit bedeutet keineswegs Nichtexistenz. Ein Mann, der auf die abwesenden Freunde einen Toast ausbringt, will damit nicht ausdrücken, daß jede Freundschaft aus seinem Leben geschwunden sei. Es ist eine Leere, aber es ist keine Verneinung; es ist etwas ebenso Positives wie ein leerer Sessel. Die Behauptung wäre eine Übertreibung, daß der Heide über dem Olymp einen leeren Thron sah. Das gigantische Bild des alten Testaments, wo der Prophet Gott von hinten sieht, brächte uns der Wahrheit schon näher; es war, als hätte eine unermeßliche Gegenwart der Welt den Rücken zugewandt. Doch wieder würde man den wahren Sinn nicht erfassen, wenn man an so etwas Bewußtes und Lebendiges wie den Monotheismus von Moses und seines Volkes dächte. Ich will nicht etwa sagen, die Heiden wären auch nur im leisesten von dieser Idee überwältigt gewesen, nur weil sie überwältigend ist. Im Gegenteil, diese Vorstellung war so ungeheuer, daß alle sie leicht trugen, wie wir ja auch die Last des Himmels tragen. Wenn wir nach einer Einzelheit, einer Wolke oder einem Vogel blicken, übersehen wir vollständig den ehrfurchterweckenden blauen Hintergrund, vernachlässigen wir den Himmel! Gerade weil er mit vernichtender Kraft auf uns lastet, wird er als ein Nichts empfunden. Ein Etwas dieser Art kann nur ein Eindruck sein und ein unmerklicher obendrein. Aber für mich ist es, dank der heidnischen Literatur und Religion, ein sehr starker Eindruck. Ich wiederhole, daß in unserem speziellen, sakramentlichen Sinne die Abwesenheit der Gegenwart Gottes herrscht. Doch in einem sehr wahrhaftigen Sinne herrscht die Gegenwart von der Abwesenheit Gottes. Wir empfinden das in der unermeßlichen Traurigkeit heidnischer Poesie, denn ich bezweifle, ob es je in dem ganzen wunderbaren Menschentum des Altertums einen

Menschen gab, der so glücklich war wie Sankt Franziskus. Wir empfinden das in der Legende von einem Goldenen Zeitalter und wieder in der undeutlichen, stummen Folgerung, daß die Götter selber letzten Endes mit etwas anderem in Beziehung stehen, und mag jener unbekannte Gott auch zu einem Fatum verblaßt sein. Vor allem empfinden wir es in jenen unsterblichen Augenblicken, da die heidnische Literatur zu einem unschuldigeren Altertum zurückzukehren scheint und mit unmittelbarer Stimme spricht, so daß kein Wort würdig ist außer unserem eigenen einsilbigen monotheistischen Wort. In einem Satze gleich jenem, mit dem Sokrates seinen Richtern Lebewohl zuruft, können wir kein anderes Wort gebrauchen außer „Gott“: „Ich gehe, um zu sterben, und Ihr bleibt, um zu leben, und Gott allein weiß, wer von uns den besseren Weg schreitet.“ Selbst für die höchsten Momente Marc Aurels läßt sich kein anderes Wort verwenden: „Sie können sagen geliebte Stadt Kekrops, und kannst du nicht sagen geliebte Stadt Gottes?“ Wir können kein anderes Wort in jenem gewaltigen Verse verwenden, mit welchem sich Virgil mit dem wahrhaftigen, unübersetzbaren Aufschrei eines Christen vor Christus an alle Mühseligen und Beladenen wandte: „O passi graviora dabit deus his quoque finem.“

Mit einem Wort, es gibt ein Empfinden, daß etwas Höheres existiert als die Götter; aber weil es höher ist, ist es auch ferner. Selbst Virgil vermochte nicht das Rätsel und das Paradoxon von jener anderen Gottheit zu lösen, die sowohl höher als näher ist. Was wahrhaft göttlich war, war fern, so fern, daß die Alten es mehr und mehr aus ihrem Geiste verbannten. Weniger und weniger hatte es mit der bloßen Mythologie zu tun, über die ich später schreiben werde. Doch selbst hierin liegt eine Art stummen Zugeständnisses seiner unantastbaren Reinheit, sobald wir erwägen, worin das Wesen der meisten Mythologien besteht. Wie die Juden dieses Etwas nicht durch Bildwerke herabwürdigen wollten, so würdigten die Griechen

es nicht einmal durch Vorstellungen herab. Da man sich der Götter mehr und mehr durch Possen und Schändlichkeiten erinnerte, lag in dieser Regung eine gewisse Ehrerbietung. Es war ein Akt der Frömmigkeit, Gott zu vergessen. Mit anderen Worten: der ganze Zeitton deutet darauf hin, daß die Menschen eine tiefere Ebene eingenommen hatten und sich noch halb bewußt waren, daß es eine tiefere Ebene wäre. Diese Dinge lassen sich schwer in Worte fassen, nur das eine wahrhaft angemessene Wort steht zur Verfügung. Diese Menschen waren sich des Sturzes bewußt, wenn sie sich auch nichts anderen bewußt waren. Und das gleiche trifft für die ganze heidnische Menschheit zu. Jene, die gefallen sind, werden sich des Falles erinnern, selbst wenn sie die Höhe vergessen. Etwas von solcher quälenden Leere oder einer solchen Lücke im Gedächtnis liegt im Hintergrunde des gesamten heidnischen Empfindungslebens. Es gibt so etwas wie die flüchtige Kraft, sich zu erinnern, daß wir vergessen. Selbst dem unwissendsten Teil der Menschheit sagte der bloße Anblick der Erde, daß sie den Himmel vergessen hat. Und es bleibt wahr, daß es selbst für diese Menschen Momente gab, gleich Erinnerungen an die Kinderzeit, da sie sich selber mit einer schlichteren Zunge reden hörten; es gab Augenblicke, da der Römer gleich Virgil in dem bereits zitierten Verse sich mit einem Schwertstreich des Gesanges seinen Weg heraus aus der Wirrnis der Mythologien bahnte. Plötzlich versinkt der buntscheckige Pöbel der Götter und Gottheiten unter dem Horizont, und der Himmelsvater allein thront in dem Himmel.

Dies letzte Beispiel ist von größter Wichtigkeit für den nächsten Schritt in diesem Prozeß. Ein bleiches Licht wie von einem verlorenen Morgen umspielt noch immer die Gestalten Jupiters, Pans und des älteren Apollo, und es mag sehr wohl sein, daß jede dieser Gestalten eine Gottheit war, einzig wie Jehova oder Allah. Diese einsame Universalität büßte sie durch einen Vorgang ein, den hier aufzuzeichnen unerläßlich

ist, durch einen Einschmelzungsprozeß ganz ähnlich jenem, der später als Synkretismus bezeichnet wurde. Die gesamte heidnische Welt machte sich ans Werk, ein Pantheon zu errichten. Mehr und mehr Götter erhielten Zutritt, nicht nur Götter der Griechen, sondern auch Götter der Barbaren, nicht nur Götter Europas, sondern auch Götter Asiens und Afrikas. Je mehr, je lustiger, obwohl einige der asiatischen und afrikanischen Gottheiten nicht gerade sehr lustig waren. Sie räumten diesen Göttern entsprechende Throne ein wie ihren eigenen Göttern, bisweilen identifizierten sie sogar die fremden mit ihren eigenen. Vielleicht betrachteten die Griechen das als eine Bereicherung ihres religiösen Lebens, aber in Wirklichkeit bedeutete es den endgültigen Verlust von allem, was wir heute Religion nennen. Das uralte Licht der Einfachheit, das nur eine einzige Quelle gleich der Sonne besaß, verblaßte endgültig in einem Meer sich widerstreitender Lichter und Farben. Gott wird im wahren Sinne den Göttern geopfert; im buchstäblichen Sinne der landläufigen Phrase war die Überzahl für ihn zu groß.

Der Polytheismus war gewissermaßen ein Pool, in den die Heiden als Einsatz ihre heidnischen Religionen einzahlten. Dieser Punkt spielt in zahlreichen Streitigkeiten, alten und modernen, eine wichtige Rolle. Man betrachtete es als freigeistig und einsichtsvoll zu sagen, der Gott der Fremden sei vielleicht genau so gut wie unser eigener Gott; und zweifellos hielten sich die Heiden für sehr freigeistig und erleuchtet, wenn sie den Göttern der Stadt oder des Herdes irgendeinen wilden und phantastischen Dionysios der Berge oder einen zottigen, bäuerischen Pan aus den Wäldern beigesellten. In Wahrheit vernichtete diese umfassendere Vorstellung gerade den umfassendsten Begriff, nämlich die Idee der Vaterschaft, welche die gesamte Welt zu einer Einheit macht. Und das Umgekehrte ist gleichfalls richtig. Zweifellos wurden jene altmodischeren Menschen des Altertums, die fest an ihren abgesonderten Bildwerken und ihren besonderen geheiligten Namen



hingen, als abergläubische, in Geistesnacht versunkene und hinter der Zeit zurückgebliebene Wilde betrachtet. Aber diese abergläubischen Wilden bewahrten etwas, das weit mehr der kosmischen Macht glich, als Philosophie oder selbst Wissenschaft sich träumen läßt. Dies Paradoxon, das aus dem ungebildeten Reaktionär einen prophetischen Fortschrittler macht, hat eine für diese Frage sehr wichtige Konsequenz. In rein historischem Sinne, abgesehen von allen anderen damit in Zusammenhang stehenden Streitfragen, wirft es ein Licht, ein vereinzelt und stätiges Licht, das von Anfang an auf ein kleines und einsames Volk fällt. Auf diesem Paradoxon, wie auf manchem anderen Rätsel der Religion, dessen Lösung Jahrhunderte hindurch versiegelt lag, beruht die Mission und die Bedeutung der Juden.

In diesem Sinne ist es, menschlich gesprochen, richtig, daß die Welt Gott den Juden verdankt. Sie schuldet ihnen diese Wahrheit nebst Vielem, was den Juden als Tadel angerechnet wird, vielleicht nebst Vielem, was bei den Juden tadelnswert ist. Wir haben bereits von dem Nomadentum der Juden inmitten der anderen Hirtenvölker an der Grenze des babylonischen Reiches gesprochen und auch flüchtig ihrer seltsamen Irrfahrt Erwähnung getan, die das dunkle Gebiet des fernen Altertums in Flammen setzte, als sie von dem Sitze Abrahams und der Hirtenfürsten nach Ägypten vordrangen, sich dann plötzlich in die Berge Palästinas zurückzogen und sie gegen die Philister von Kreta verteidigten, um dann später in babylonische Gefangenschaft zu geraten, und schließlich doch wieder, dank der zionistischen Politik der persischen Eroberer, in ihre Bergstadt zurückzukehren und jenen überraschenden Roman der Rastlosigkeit fortzusetzen, dessen Ende selbst heute noch nicht abzusehen ist. Und bei all ihren Irrfahrten, besonders bei ihren frühen Wanderzügen, trugen sie mit sich in jenem hölzernen Tabernakel, welches vielleicht ein Symbol ohne Antlitz, bestimmt aber einen unsichtbaren Gott barg, das Schicksal der

Welt. Man kann sagen, einer der wesentlichsten Züge dieses Symbols war es, daß es keine bestimmten Züge hatte. Mögen wir auch jener schöpferischen Freiheit, welche von der christlichen Kultur verkündet wurde und dank der sie sogar die Künste des Altertums in Schatten stellte, den Vorzug geben, so dürfen wir doch nicht die entscheidende Bedeutung des hebräischen Verbots von Bildwerken für die damalige Zeit unterschätzen. Das ist ein typisches Beispiel für eine jener Beschränkungen, welche — gleich einer rund um einen weiten, offenen Platz errichteten Mauer — eine Ausbreitung und Vergrößerung sicherte und verewigte. Der Gott, der keine Statue haben durfte, blieb ein Geist. In keinem Falle würden seine Bildwerke die entwaffnende Würde und Grazie der griechischen Statuen von damals oder der christlichen Statuen späterer Zeit gezeigt haben. Er lebte in einem Lande der Ungeheuer. Wir werden noch Gelegenheit haben, eingehender zu untersuchen, wie jene Ungeheuer beschaffen waren: Moloch und Dagon und Tanit, die schreckliche Göttin. Hätte die Gottheit Israels je ein Bildnis gehabt, dann wäre es ein phallisches Bildnis gewesen. Durch die Verleihung eines Leibes allein würden all die schlimmsten Elemente der Mythologie in diesem Leibe verkörpert worden sein, die Polygamie des Polytheismus, die Vision des Harems im Himmel. Diese Ablehnung der Kunst ist das erste Beispiel von Beschränkungen, die häufig so ablehnend kritisiert werden, nur weil die Kritiker selber beschränkt sind. Aber einen noch stärkeren Beweis bieten andere von den nämlichen Kritikern erhobene Einwände. Häufig wird voller Hohn behauptet, der Gott Israels sei nur ein Gott der Schlachten, „ein barbarischer Herr der Heerscharen“, als Rivale anderen Göttern, den mißgünstigen Feinden der Juden, entgegenstellt. Ein Segen ist es für die Welt, daß Jehovah ein Schlachtengott war, ein Segen ist es für uns, daß er für all die anderen nur ein Rivale und ein Feind war, sonst wäre es für jene nur zu leicht gewesen, das trostlose Unheil heraufzubeschwören, ihn als Freund zu

umfassen. Es wäre für jene nur zu bequem gewesen, ihn liebevoll und versöhnend die Hände ausstrecken zu sehen, Baal an seine Brust ziehend und das gemalte Antlitz Astarte's küssend und in Kameradschaft mit den Göttern schmausend; der letzte Gott, der seine Sternenkronen verkaufte für den Soma-trank der indischen Pantheons, oder den Nektar des Olymps, oder den Met Walhalls. Leicht genug wäre es für Jehovahs An-beter gewesen, dem leichten Pfade des Synkretismus zu folgen und die gesamten heidnischen Überlieferungen aufzusaugen. Klar zeigt es sich, daß seine Anhänger tatsächlich ständig in Gefahr schwebten, diesen bequemen Hang hinabzugleiten, und es bedurfte der fast dämonischen Kraft gewisser begeisterter Demagogen; welche die göttliche Einheit in Worten verkündeten, die heute noch gleich Stürmen der Begeisterung und Vernichtung in unseren Ohren erklingen. Je mehr wir die Verhältnisse des Altertums, die zu der endgültigen Kultur des Glaubens beisteuerten, wirklich verstehen, desto wahrhaftiger, ja realistischer muß unsere Verehrung für die Propheten Israels werden. Während die ganze übrige Welt zu dieser Masse wirrer Mythologie verschmolz, wurde diese Gottheit, der man den Vorwurf machte, eine Stammesgottheit und eng zu sein, gerade weil sie zum Stamme gehörte und begrenzt war, zum Schirm-herrn der ursprünglichen Religion der Menschengeschlechter. Dieser Gott war stammeszugehörig genug, um universal zu sein. Er war so begrenzt wie das Universum.

Mit einem Wort, es gab einen volkstümlich heidnischen Gott, genannt Jupiter-Ammon. Nie aber gab es einen Gott, genannt Jehovah-Ammon. Nie gab es einen Gott, genannt Jehovah-Jupiter. Hätte es einen solchen Gott gegeben, dann würde es bestimmt auch einen anderen gegeben haben, genannt Jehovah-Moloch. Lange bevor die freigeistigen und erleuchteten Einsmelzer bis zu Jupiter gelangt wären, hätte das Bild-nis des Herrn der Heerscharen jede Ähnlichkeit mit einem monotheistischen Schöpfer und Lenker verloren und wäre zu

einem Götzenbild, weit schlimmer als irgendein Fetisch der Wilden, geworden. Er wäre auf die Kulturstufe der Götter von Tyrus und Karthago herabgesunken. Was jene Kultur bedeutet, werden wir eingehender in dem folgenden Kapitel auseinandersetzen, sobald wir dartun, wie die Macht der Dä-monen fast Europa, ja, selbst den heidnischen Himmel der Welt zerstört hätte. Doch das Schicksal der Welt wäre in noch weit unheilvollere Bahnen gelenkt worden, hätte nicht die mosaische Überlieferung den Monotheismus bewahrt. Ich hoffe in einem späteren Teil zu zeigen, daß ich jenem gesunden Kern in der heidnischen Welt, dem wir die Märchen und die phantasiereichen Legenden der Religion danken, nicht ohne Sympathie gegenüberstehe. Aber ich hoffe gleichfalls nachzu-weisen, daß auf lange Sicht auch dieser gesunde Kern wurm-stichig geworden und die Welt dem Untergang geweiht ge-wesen wäre, hätte sie nicht die Kraft besessen, den Weg zu jener großen, ursprünglichen Schlichtheit einer einzigen Autorität in allen Dingen zurückzufinden. Daß wir etwas von jener ursprünglichen Schlichtheit uns bewahrt haben, daß Dichter und Philosophen in gewissem Sinne noch immer ein Weltgebet sprechen können, daß wir in einer großen und hei-teren Welt unter einem Himmel leben, der sich väterlich über alle Völker der Erde spannt, daß Philosophie und Philantropie Gemeinplätze in einer Religion vernünftiger Menschen sind, das alles verdanken wir im wahrsten Sinne des Wortes einem verschwiegenen und rastlosen nomadischen Volke, das den Menschen den erhabenen und heiteren Segen eines eifersüch-tigen Gottes bescherte.

Dieser einzigartige Besitz war der heidnischen Welt nicht zugänglich noch erreichbar, weil er der Besitz eines eifersüch-tigen Volkes war. Die Juden waren unpopulär, teils wegen dieser bereits in der römischen Welt hervortretenden Eng-herzigkeit, teils weil sie damals vielleicht schon die Gewohn-heit angenommen hatten, nur mit Dingen zu handeln, anstatt



Dinge mit ihrer Hände Arbeit herzustellen. Teils kam es auch daher, daß der Polytheismus zu einer Art Dschungel geworden war, indem sich der einzigartige Monotheismus zu verlieren drohte. Wie vollständig er sich tatsächlich verlor, vermag man sich kaum vorzustellen. Abgesehen von umstritteneren Fragen gab es in der Überlieferung Israels Dinge, die heute Eigentum der gesamten Menschheit sind und auch damals schon der ganzen Menschheit hätten eignen können. Israel besaß einen der riesigen Eckpfeiler der Welt: Das Buch Hiob. Es stand entgegen der Ilias und den griechischen Tragödien, und mehr noch als sie war es ein frühzeitiges Treffen und Scheiden von Poesie und Philosophie im Morgen der Welt. Es ist ein feierlicher und erhebender Anblick, diese beiden ewigen Toren zu sehen, den Optimisten und den Pessimisten, vernichtet im Dämmergrauen der Zeit. Und die Philosophie vervollkommnet in Wahrheit die tragische heidnische Ironie, einfach weil sie monotheistischer und daher mystischer ist. Eingestandenermaßen beantwortet das Buch Hiob Mysterium nur mit Mysterium. Hiob wird getröstet mit Rätseln, aber er findet Trost. Hierin liegt in der Tat ein Typus, im Sinne einer Prophezeiung, einer Autorität von Dingen zu sprechen. Denn wenn er, der zweifelt, nur sagen kann: „Ich verstehe nicht,“ dann ist es wahr, daß Er, der weiß, nur antworten oder wiederholen kann: „Du verstehst nicht.“ Und unter jener Zurückweisung flammt eine plötzliche Hoffnung in dem Herzen auf, das Gefühl von etwas, daß des Verstehens wert sein würde. Doch diese gewaltige monotheistische Dichtung blieb von der gesamten Welt des Altertums, die von polytheistischen Dichtungen überquoll, unbemerkt. Es ist ein Zeichen, wie abseits die Juden standen, wie unerschüttert und ungeteilt sie ihre Überlieferung hielten, daß sie ein Werk gleich dem Buche Hiob der gesamten geistigen Welt des Altertums verbargen. Es ist, als hätten die Ägypter bescheiden die große Pyramide verhüllt. Doch es gab noch andere Gründe für Mißverstehen

und Unwegsamkeit, die für das gesamte Ende des Heidentums charakteristisch sind. Schließlich hielt die Überlieferung Israels nur die eine Hälfte der Wahrheit gepackt, selbst wenn wir das volkstümliche Paradoxon verwenden und diese Hälfte die größere nennen. Ich werde im folgenden Kapitel jene Liebe zur Örtlichkeit und zur Persönlichkeit darzulegen versuchen, die sich durch die Mythologie zog; hier braucht nur erwähnt zu werden, daß eine Wahrheit darin lag, die nicht vernachlässigt werden konnte, obwohl es eine leichtere und weniger wesentliche Wahrheit war. Die Trübsal Hiobs mußte mit der Trübsal Hektors vereint werden, und während die erstere die Trübsal des Universums war, war die letztere die Trübsal der Stadt; denn Hektor konnte nur dastehen und zum Himmel deuten, der Säule des heiligen Trojas. Da Gott aus dem Wirbelwind spricht, kann Er auch in der Wüste sprechen. Aber der Monotheismus der Nomaden genügte nicht für jene vielgestaltige Zivilisation der Felder und Zäune und umwallten Burgen und Tempel und Städte. Sobald jedoch die beiden hätten vereint werden können zu einer umgrenzteren, häuslicheren Religion, mußte der Umschwung der Dinge kommen. Hier und dort findet man in jener heidnischen Schar einen Philosophen, dessen Gedanken auf reinen Theismus hinausliefen, aber nie besaß er die Kraft, oder glaubte sie zu besitzen, die Gewohnheiten der Gesamtbevölkerung zu wandeln. Es ist auch nicht leicht, in diesen Philosophien eine klare Abgrenzung dieser wichtigen Frage der Beziehung von Polytheismus und Theismus nachzuweisen. Vielleicht ist etwas, fern all jener Kultur, und Rom noch ferner als die Abgeschiedenheit Israels, am ehesten geeignet, den Ton anzuschlagen und dem Ding einen Namen zu geben. Es ist ein Wort, das ich einst in einer Überlieferung der Hindus las, daß die Götter sowohl wie die Menschen nur Träume Brahmas seien und vergingen, sobald Brahma erwache. In diesem Bilde liegt in der Tat etwas von der Seele Asiens, die weit weniger gesund ist als die Seele des

Christentums. Wir würden es Verzweiflung nennen, obwohl sie es Frieden nennen. Diese Note des Nihilismus wird später bei einem genaueren Vergleich zwischen Asien und Europa abgehandelt werden. Hier genügt es zu sagen, daß aus dieser Vorstellung eines göttlichen Erwachens eine größere Enttäuschung spricht, als der Übergang von Mythologie zu Religion für uns bedingt. Aber in einer Hinsicht ist dieses Symbol sehr scharfsinnig und genau; es deutet auf das Mißverhältnis, ja, auf den Bruch zwischen den wahren Ideen von Mythologie und Religion hin, auf den Abgrund zwischen diesen beiden Kategorien. Es ist in Wahrheit der Todesstoß für die vergleichenden Religionen, daß es keinen Vergleich zwischen Gott und den Göttern gibt. Es besteht zwischen ihnen keine größere Vergleichsmöglichkeit als zwischen einem Menschen und jenen Gestalten, die durch seine Träume wandeln. Unter der folgenden Kapitelüberschrift wird der Versuch unternommen, auf das Zwielficht jenes Traumes hinzuweisen, in welchem die Götter gleich Menschen herumirren. Aber falls jemand vermutet, der Gegensatz von Monotheismus und Polytheismus sei nur eine Frage, ob einige Völker einen Gott und andere ein paar mehr haben, dann käme er der Wahrheit schon weit näher, wenn er in der ungeheuerlichen Extravaganz brahmanischer Kosmologie untertauchte, damit er den Schauer empfände, den Schleier der Dinge zu durchschreiten und zwischen vielhändigen Schöpfern und thronenden und mit Heiligenscheinen versehenen Bestien und dem ganzen Netzwerk wirrer Sterne und Beherrscher der Nacht einherzuwandeln, bis die furchteinflößenden Augen Brahmas sich gleich Morgenrauen öffnen über dem Tode des Alls.

## Fünftes Kapitel

### Mensch und Mythologien

Was hier die Götter genannt wird, könnte fast als Tagträume bezeichnet werden. Götter mit Träumen vergleichen, heißt nicht etwa leugnen, daß Träume sich bewahrheiten können. Sie mit Erzählungen von Reisenden vergleichen, heißt nicht leugnen, daß es wahre Erzählungen oder wenigstens wahrhaftige Erzählungen sein können. In Wahrheit sind sie Erzählungen jener Art, die der Reisende sich selber erzählt. Diese ganze Götterlehre ist ein Teil der dichterischen Ader im Menschen. Heutzutage scheint man seltsamerweise vergessen zu haben, daß eine Mythe ein Werk der Phantasie und daher ein Werk der Kunst ist. Nur ein Dichter kann sie schaffen, nur ein Dichter kann sie kritisieren. Wie der Volksursprung solcher Legenden beweist, gibt es mehr Dichter als Nichtdichter in der Welt. Aus irgendeinem Grunde habe ich nie eine Erklärung dafür gehört, weshalb es nur jener Minderzahl amüslicher Leute gestattet sein soll, kritische Abhandlungen über diese volkstümlichen Dichtungen zu schreiben. Wir unterbreiten weder ein Sonett einem Mathematiker, noch ein Lied einem Rechenkünstler zur Prüfung, aber wir frönen der genau so phantastischen Vorstellung, Volkskunde könne als Wissenschaft behandelt werden. Werden diese Dinge nicht künstlerisch gewertet, dann lassen sie sich überhaupt nicht werten. Wenn der Professor, dem der Wilde erzählt, einst habe es nur eine große befiederte Schlange gegeben, nicht einen Schauer empfindet und sich halb und halb versucht fühlt zu wünschen, dieses möchte wahr sein, dann kommt er als Beurteiler für



solche Fragen überhaupt nicht in Betracht. Wenn ihm die erste rothäutige Autorität versichert, ein Held der Vorzeit habe Sonne und Mond und Sterne in einer Schachtel getragen, und wenn dann der gelehrte Herr bei einer solch bezaubernden Vorstellung nicht in die Hände klatscht und einem Kinde gleich vor Freude fast mit den Beinen strampelt, versteht er nichts von dieser Frage. Diese Probe ist durchaus keine Albernheit; primitive Kinder und barbarische Kinder lachen und strampeln wie andere Kinder, und wir bedürfen einer gewissen Einfalt, um uns die Kindheit der Welt auszumalen. Als Hiawatha von seiner Amme erzählt wurde, ein Krieger hätte seine Großmutter zum Monde hinaufgeschleudert, lachte er, wie jedes englische Kind lachen würde, dem seine Amme erzählt, eine Kuh sei über den Mond gesprungen. Das Kind erkennt einen Scherz genau so gut wie die meisten Erwachsenen und besser als ein Wissenschaftler. Aber der endgültige Prüfstein liegt selbst beim Phantastischen in der Angemessenheit des Unangemessenen. Und diese Probe muß als rein willkürlich erscheinen, weil sie rein künstlerisch ist. Wenn irgendein Gelehrter mir erklärt, das Kind Hiawatha hätte nur aus Hochachtung vor der Stammessitte, der zufolge die Bejahrten zugunsten einer wirtschaftlichen Haushaltsführung geopfert werden, gelacht, so behaupte ich, das sei nicht wahr. Wenn ein Gelehrter mir erklärt, die Kuh sei über den Mond gesprungen, weil eine Färsche der Diana geopfert wurde, so leugne ich das ebenfalls. Es geschah, weil es augenscheinlich für eine Kuh das Angemessene ist, über den Mond zu springen. Mythologie ist eine verlorengegangene Kunst, eine der wenigen Künste, die wirklich verlorengegangen sind, aber sie ist eine Kunst. Der gehörnte Mond und das gehörnte Mondkalb bilden ein harmonisches und fast schlichtes Muster. Seine Großmutter in den Himmel schleudern, zeugt nicht von gutem Benehmen, aber durchaus von gutem Geschmack.

Wissenschaftler begreifen daher selten, wie Künstler das begreifen, daß ein Zweig des Schönen das Häßliche ist. Selten billigen sie dem Grotesken legitime Freiheit zu. Sie tun eine Mythe der Wilden als plump und gemein und als einen Beweis der Entartung ab, weil diese nicht die Schönheit der auf einem den Himmel berührenden Berge erstrahlenden Fackel des Götterboten besitzt, während sie in Wahrheit die Schönheit der Mock Turtle des verrückten Hutmachers zeigt. Der schlagendste Beweis für die prosaische Natur eines Menschen ist das stete Verlangen, Poesie müsse poetisch sein. Humor kann genau so gut in dem Gegenstande selber wie in der Form der Fabel liegen. Bei den als rohste Wilde betrachteten Ureinwohnern Australiens findet sich eine Geschichte von einem riesigen Frosch, der das Meer und sämtliche Gewässer der Welt verschluckt hatte und nur gezwungen werden konnte, sie wieder auszuspeien, wenn man ihn zum Lachen brächte. Sämtliche Tiere zogen in ihren phantastischen Kostümen an ihm vorüber, aber gleich der Königin Victoria belustigte ihn das nicht. Endlich raubte ein Aal, der sorgfältig ausbalanciert und verzweifelt seine Würde während auf der Spitze seines Schwanzes vor dem Frosche Aufstellung nahm, diesem die Fassung. Aus dieser Fabel ließe sich eine ganze Bibliothek mit phantastischer Literatur füllen. Es liegt Philosophie in der Vorstellung dieser ausgedörrten Welt vor der beseligenden Sintflut des Gelächters. Es liegt Phantasie in diesem berggroßen Ungeheuer, das gleich einem Wasservulkan explodiert. Es liegt unendliche Komik in dem Gedanken an des Frosches glotzügige Visage, während Pelikan und Pinguin an ihm vorüberwatscheln. Jedenfalls lachte der Frosch schließlich, doch der Folkloreforscher bleibt ernst.

Aber selbst wo die Fabeln als Kunstwerke niedrig stehen, vermag Wissenschaft sie nicht angemessen zu beurteilen, noch weniger können Fabeln als Wissenschaft angemessen gewertet werden. Manche Mythen sind äußerst roh und absonderlich

wie die frühesten Malversuche von Kindern. Aber das Kind gibt sich Mühe zu zeichnen. Nichtsdestoweniger wäre es ein Fehler, die kindlichen Zeichnungen zu behandeln, als wären sie Diagramme oder als Diagramme gedacht. Der Gelehrte kann über den Wilden keine wissenschaftliche Erklärung abgeben, weil der Wilde keine wissenschaftlichen Erklärungen über die Welt abgibt. Der Wilde spricht eine ganz andersartige Sprache, die man das Geschwätz der Götter nennen könnte. Wenn wir wollen, können wir auch sagen, dieses Geschwätz wurde geglaubt, ehe Zeit war, es nachzuprüfen. Noch näher kämen wir der Wahrheit mit der Behauptung, es wurde angenommen, ehe Zeit war, es zu glauben. Ich gestehe, mir erscheint die ganze Theorie über die Ausbreitung von Mythen oder (wie es gewöhnlich der Fall ist) einer Mythe zweifelhaft. Ein Etwas in unserer Natur und Veranlagung bewirkt, daß zahlreiche Geschichten einander ähneln, aber trotzdem kann jede ursprünglich sein. Ein Mensch braucht die Geschichte nicht von einem zweiten zu entlehnen, mag er sie auch aus dem gleichen Beweggrunde wie der andere erzählen. Es wäre leicht, diese ganze Beweisführung über Legenden auf die Literatur auszudehnen und unser Schrifttum als Äußerung einer allgemeinverbreiteten Monomanie zum literarischen Diebstahl hinzustellen. Ich würde mich verpflichten, einen Gedanken wie den von dem Goldenen Zweig genau so gut in individuellen modernen Romanen wie in alten, volkstümlichen Fabeln nachzuweisen. Ich würde mich verpflichten, etwas Entsprechendes wie das Blumenbüschel, das aus dem verhängnisvollen Bukett Rebekka Sparpes immer wieder hervortaucht, schrittweise bis zu dem von der Prinzessin von Ruritania gesandten Rosenzweig zu verfolgen. Aber obwohl diese Blumen dem gleichen Boden entsprossen sein mögen, sind es doch nicht die gleichen verblaßten Blumen, die von Hand zu Hand gereicht wurden. Diese Blumen sind immer wieder frisch.

Der wahre Ursprung sämtlicher Mythen ist allzu häufig entdeckt worden. Es gibt allzu zahlreiche Schlüssel zur Mythologie, wie es allzu zahlreiche Geheimschriften zu Shakespeare gibt. Alles ist Phallus, alles ist Totem, alles ist Saatzeit und Ernte, alles sind Geister- und Totengaben, alles ist der Goldene Zweig des Opfers, alles ist Sonne und Mond, alles ist alles. Jeder Folkloreforscher, der etwas mehr kennt als seine eigene Besessenheit, jeder Gelehrte, der eine etwas größere Belesenheit und kritische Kultur besitzt, wie zum Beispiel Andrew Lang, gesteht zu, daß die Verwirrung dieser Dinge sein Hirn schwindeln macht. Der ganze Wirrwarr stammt von jenen Leuten her, die diese Fabeln, als wären sie wissenschaftliche Objekte, von der Außenseite her zu betrachten versuchen. Sie brauchten sich nur die Mühe zu machen, sie von innen anzusehen und sich die Frage vorzulegen, wie sie selber eine Geschichte beginnen würden. Eine Geschichte kann mit allem anfangen und überall hinführen. Sie kann mit einem Vogel beginnen, ohne daß der Vogel ein Totem zu sein braucht; sie kann mit der Sonne beginnen, ohne eine Sonnenmythe zu sein. Man behauptet, es gäbe auf der Welt nur zehn Entwürfe, und es müßten sich natürlich bestimmte allgemeinwiederkehrende Elemente finden. Laßt zehntausend Kinder gleichzeitig darüber schwatzen und allerlei Schnurren erzählen, was sie in dem Walde taten, dann wird es nicht schwer fallen, Parallelen zu finden, die auf Sonnenanbetung oder Tieranbetung hindeuten. Manche der Geschichten werden hübsch und manche werden albern und manche vielleicht garstig sein. Aber man darf sie nur als Geschichten beurteilen, sie nach der modernen Redeweise nur ästhetisch werten. Es ist seltsam, daß der Ästhetik oder dem bloßen Gefühl, denen man heute, wo sie überhaupt kein Recht besitzen, gestattet, Vernunft durch Pragmatismus und Moral durch Anarchie zu vernichten, augenscheinlich nicht gestattet wird, ein rein ästhetisches Urteil über eine offensichtlich rein ästhetische Frage abzugeben. Bei allem



und jedem dürfen wir unsere Phantasie walten lassen, nur nicht bei Märchen.

Nun ist es eine Tatsache, daß die schlichtesten Menschen die subtilsten Ideen haben. Das sollte jeder wissen, denn jeder ist einmal ein Kind gewesen. Das Kind in seiner Unwissenheit weiß mehr, als es auszudrücken vermag, und empfindet nicht nur Atmosphären, sondern feinste Schattierungen. Und in dieser Frage gibt es verschiedene, feine Schattierungen. Niemand vermag das zu verstehen, der nicht das erfahren hat, was sich nur als das schmerzliche Sehnen des Künstlers bezeichnen läßt, nämlich in dem Schönen, das er sieht, einen Sinn und eine Geschichte zu entdecken; diesen Hunger nach Geheimnissen und diesen Zorn über jeden Turm oder Baum, der entflieht, ohne seine Geschichte verraten zu haben. Der Künstler spürt, daß nichts vollkommen ist, was nicht persönlich ist. Ohne diese Persönlichkeitsnote steht die Schönheit der Welt blind und unbewußt gleich einem kopflosen Torso in seinem Garten. Man braucht nur ein ganz kleiner Dichter zu sein, um mit Turm oder Baum zu ringen, bis sie gleich einem Titan oder einer Dryade zu sprechen anheben. Häufig liest man, die heidnische Mythologie wäre eine Personifikation der Kräfte der Natur gewesen. Der Satz ist in einem begrenzten Sinne wahr, aber er ist äußerst unbefriedigend, weil er unterschiebt, daß die Kräfte Abstraktionen und die Personifikation etwas Künstliches seien. Mythen sind nicht Allegorien, Naturkräfte sind in diesem Falle keine Abstraktionen. Es gibt nicht einen Gott der Schwerkraft. Es gibt vielleicht einen Geist des Wasserfalles, aber einen Gott des Fallgesetzes gibt es ebenso wenig wie einen Gott des Begriffs Wasser. Es handelt sich nicht um eine Verkörperung von etwas Unpersönlichem. Der Angelpunkt ist, daß die Persönlichkeit dem Wasser erst eine Bedeutung verleiht. Der Weihnachtsmann ist keine Allegorie von Schnee und Tannenbaum. Er ist nicht das Rohmaterial Schnee genannt; nachträglich gleich einem Schneemann künstlich in

eine menschliche Gestalt gekleidet; er ist vielmehr etwas, das die weiße Welt und das Immergrün mit neuer Bedeutung erfüllt, so daß der Schnee selbst eher Wärme als Kälte ausstrahlen scheint. Der Beweis dafür liegt rein in der Einbildungskraft. Aber Einbildungskraft bedeutet nicht Einbildung. Darum folgt nicht, daß sie nur das ist, was die Modernen subjektiv nennen, wenn sie falsch meinen. Jeder wahre Künstler empfindet bewußt oder unbewußt, daß er aprioristische Wahrheiten berührt. Daß seine Bildnisse Schatten von Dingen, durch den Schleier gesehen, sind. Mit anderen Worten: Der gebotene Mystiker weiß, daß etwas dort ist, etwas hinter den Wolken oder in den Bäumen, und er glaubt, daß die Verfolgung der Schönheit, der Weg sei, dieses Etwas zu finden; daß Phantasie eine Art Zauberformel sei, um das Verborgene ans Licht zu ziehen.

Nun begreifen wir diesen Vorgang nicht einmal in uns selber, geschweige denn in unseren uns am fernsten stehenden Mitbrüdern. Die Gefahr einer Klassifizierung dieser Dinge besteht darin, daß sie dann als verständlich erscheinen. Ein wahrhaft schönes volkskundliches Werk wie „Der goldne Zweig“ wird vermutlich bei allzuvielen Lesern den Eindruck hinterlassen, daß diese oder jene Geschichte von dem in einer Schatulle oder in einer Höhle eingekerkerten Herzen eines Riesen oder eines Hexenmeisters lediglich einen törichten, alt-eingewurzelten Aberglauben, genannt „die außen befindliche Seele“ „bedeutet“. Doch wir wissen nicht, was diese Dinge „bedeuten“, weil wir nicht wissen, was wir selber „bedeuten“, wenn wir uns von diesen Geschichten rühren lassen. Angenommen, jemand sagt in einem Märchen, „pflück diese Blume und im gleichen Augenblick stirbt in einem Schloß jenseits des Meeres eine Prinzessin,“ so wissen wir nicht, weshalb sich etwas in unserem Unterbewußtsein regt, oder weshalb das Unmögliche gleichzeitig als unvermeidlich erscheint. Angenommen, wir lesen: „Und zu der Stunde, da der König das Licht ver-

löschte, zerschellten seine Schiffe fern an der Küste der Hebriden.“ Wir wissen nicht, weshalb die Phantasie dieses Bild hinnimmt, ehe die Vernunft Zeit findet, es abzulehnen, oder weshalb solche Wechselwirkungen tatsächlich mit etwas in der Seele in Wechselwirkung zu stehen scheinen. Tief in unserer Natur verborgene Dinge, ein dumpfes Gefühl der Abhängigkeit großer Dinge von kleinen, eine dunkle Ahnung, daß die uns nächsten Dinge sich weit über unseren Machtbereich erstrecken, ein sakramentalisches Gefühl des Magischen in materiellen Stoffen und zahlreiche andere noch der Entdeckung harrenden Regungen stecken in einer Vorstellung gleich jener von der außerkörperlichen Seele. Selbst in den Mythen der Wilden gemahnt die in ihnen enthaltene Kraft an die Kraft in den Metaphern von Dichtern. Die Seele eines solchen Gleichnisses ist häufig ganz ausdrücklich eine außerkörperliche Seele. Die besten Kritiker haben bemerkt, daß bei den besten Dichtern das Gleichnis häufig ein Bild ist, das von dem Text völlig gesondert zu sein scheint. Es steht so ohne jede Beziehung, wie das ferne Schloß zu der Blume oder wie die Küste der Hebriden zu der Kerze. Shelley vergleicht die Lerche mit einer jungen Frau in einem Turm, oder mit einer in dichtem Blätterwerk eingebetteten Rose und mit einer Reihe anderer Dinge, die einer Lerche im Äther ebenso unähnlich zu sein scheinen, wie irgend etwas, was wir uns vorstellen können. Das machtvollste Stück reinsten Magie in der englischen Literatur ist für mich die viel zitierte Stelle in Keats „Nachtigall“ über die Fensterflügel, die sich der verheerenden Brandung öffnen. Niemandem fällt es anscheinend auf, daß dieses Bild von nirgendwoher stammt, daß es plötzlich nach einer fast gleichermaßen belanglosen Bemerkung über Ruth auftaucht, und daß es nichts auf der Welt mit dem Thema des Gedichtes zu tun hat. Gäbe es einen Platz in der Welt, wo niemand vernünftigerweise erwarten könnte, eine Nachtigall zu finden, so wäre es ein Fenstersims an der Meeresküste. Genau so wenig würde jemand

erwarten, das Herz eines Riesen in einer Schatulle unter dem Meeresspiegel zu entdecken. Doch es wäre sehr gefährlich, die Gleichnisse der Dichter zu klassifizieren. Wenn Shelley sagt, die Wolke wird emporsteigen, „wie ein Kind aus dem Mutterschoß, wie ein Geist aus dem Grabe,“ so könnte man das erste Bild als ein Beispiel des rohen, primitiven Geburtsmythus, und das zweite als ein Überbleibsel der Geisterverehrung, die zur Ahnenverehrung wurde, bezeichnen. Aber das ist eine falsche Methode, sich mit einer Wolke zu beschäftigen. Ein solches Verfahren ist ganz dazu angetan, den gelehrten Herrn in die Lage des Polonius zu bringen, der nur allzu bereitwillig die Wolke einem Wiesel ähnlich, aber noch ähnlicher einem Walfische fand.

Zwei Tatsachen folgen aus dieser Psychologie der Tagträume, die man während ihrer ganzen Entwicklung zu Mythologien und auch zu Religionen nicht aus den Augen verlieren darf. Erstens sind diese phantasiereichen Eindrücke häufig streng lokalisiert. Weit davon entfernt in Allegorien umgewandelte Abstraktionen zu sein, sind sie häufig fast zu Götzen eingedampfte Bilder. Der Dichter empfindet das Geheimnis eines besonderen Waldes, nicht aber das Geheimnisvolle der Forstwissenschaft oder der Wald- und Forstverwaltung. Er verehrt den Gipfel eines besonderen Berges, nicht aber die abstrakte Vorstellung der Höhe. So ist auch der Gott nicht einfach Wasser, sondern häufig ein besonderer Fluß. Er kann das Meer sein, weil das Meer einzig ist, der die Welt umfließende Strom. Unbestritten werden zahlreiche Gottheiten zuletzt zu Elementen erweitert, aber sie sind etwas mehr als allgegenwärtig. Apollo weilt nicht nur dort, wo die Sonne scheint! Sein Haus steht auf den Felsen von Delphi. Diana ist groß genug, um an drei Orten zugleich zu sein, auf Erden, im Himmel und in der Hölle. Noch größer aber ist die Diana von Ephesos. Dieses lokalisierte Empfinden hat seine niederste Form in dem bloßen Fetisch oder Talisman, wie ihn



Millionäre in ihren Autos aufhängen. Aber es kann sich auch zu etwas festigen gleich einer hohen und ernsten Religion, und zu hohen und ernsten Pflichten in Beziehung treten, zu den Göttern der Stadt oder zu den Göttern des Herdes.

Die zweite Konsequenz ist folgende: In den heidnischen Kulturen findet sich jede Schattierung von Lauterkeit und Unlauterkeit. Aus welchem genauen Motiv fühlte sich ein Athener tatsächlich verpflichtet, Pallas Athene zu opfern? Welcher Gelehrte vermag diese Frage mit wirklicher Gewißheit zu beantworten? Aus welchem Motiv fühlte sich Doktor Johnson wirklich verpflichtet, die Pfosten in den Straßen zu berühren, oder die Apfelsinenschalen aufzulesen? Aus welchem Motiv fühlt sich ein Kind wirklich verpflichtet, jeden zweiten Trottoirstein zu überspringen? Zwei Dinge sind wenigstens einigermaßen verständlich. Erstens konnten sich solche Gewohnheiten in einfacheren und weniger selbstbewußten Zeiten fester einwurzeln, ohne in Wahrheit deswegen feierlicher zu werden. Tagträume konnten sich im hellen Tagelicht mit größerer Freiheit des künstlerischen Ausdrucks, wenn auch vielleicht immer noch mit dem gewissen leichten Schritt des Somnambulen, abspielen. Hüllt Doktor Johnson in einen antiken Mantel, bekranzt ihn (mit seiner lebenswürdigen Erlaubnis) mit einer Girlande und er wird im Paradeschritt unter jenen alten morgendlichen Himmeln einherstolzieren und eine Reihe geheiligter, mit den Häuptern fremder Grenzgottheiten geschmückter Pfosten berühren, die an den Grenzen des Landes und des Lebens der Menschen stehen. Gib dem Kinde die Marmorsteine und das Mosaik eines klassischen Tempels frei, gestatte ihm nach Belieben auf einem aus schwarzen und weißen Vierecken gefügten Boden zu spielen, und es wird bereitwillig diese Erfüllung seines müßig dahintreibenden Tagtraumes zum Spielplatz für einen ernsten und anmutigen Tanz erwählen. Aber die Pfosten und die Pflastersteine sind wenig mehr und wenig weniger real, als sie es unter den modernen

Beschränkungen sind. Sie werden in Wahrheit nicht viel ernsthafter, weil sie ernsthaft genommen werden. Sie besitzen die Art Ernsthaftigkeit, welche sie stets besaßen, die Lauterkeit der Kunst als eines Symbols, das sehr wahrhaftige Geistigkeiten unter der Oberfläche des Lebens zum Ausdruck bringt. Aber sie sind nur ernst in dem gleichen Sinne wie Kunst, nicht ernst in dem gleichen Sinne wie Moral. Des seltsamen Heiligen Sammlung von Apfelsinenschalen kann sich vielleicht bei einem mittelländischen Fest in Orangen, oder in einer mittelländischen Mythe in goldene Äpfel verwandeln. Aber das steht auf einer ganz anderen Ebene, wie der Unterschied, ob man einem blinden Bettler eine Orange schenkt, oder ob man die Schalen mit Vorbedacht so hinlegt, daß der Bettler stürzt und sich ein Bein bricht. Zwischen diesen zwei Dingen besteht ein Unterschied des Grades und nicht der Art. Das Kind hält es nicht für ein Unrecht, auf die Pflastersteine zu treten, aber einem Hunde auf den Schwanz zu treten, hält es für ein Unrecht. Und auch das ist absolut gewiß: welcher Scherz, oder welche Phantasien, oder welches Gefühl Johnson auch zuerst veranlaßt haben mag, die hölzernen Pfosten zu berühren, niemals berührte er deren Holz mit einem ähnlichen Gefühl, mit welchem er seine Hände nach dem Stamme jenes schrecklichen Baumes ausstreckte, welcher der Tod Gottes und das Leben des Menschen war.

Wie bereits erwähnt, soll das nicht heißen, daß keine Wirklichkeit oder kein religiöses Empfinden in solch einer Stimmung läge. Tatsächlich hat die katholische Kirche mit aufwühendem Erfolg diese gesamte volkstümliche Aufgabe übernommen, dem Volke örtliche Legenden und leichtere feierliche Gemütsbewegungen zu geben. Insoweit diese Art Heidentum unschuldig war und sich mit der Natur in Berührung befindet, besteht kein Grund, weshalb sie nicht genau so gut von einem Schutzheiligen wie von heidnischen Göttern beschützt werden sollte. In jedem Fall gibt es Grade der Ernsthaftigkeit in dem

natürlichsten Scheinglauben. Es ist der gleiche Unterschied wie zwischen der Vorstellung, daß in dem Walde Feen leben, was häufig nur heißen soll, ein bestimmter Wald sei für Feen geeignet, und einem tatsächlich Sich-in-Angst-Hineinreden, bis man lieber einen kilometerweiten Umweg macht, als ein Haus betritt, in dem es angeblich spuken soll. Hinter all diesen Dingen steht die Tatsache, daß Schönheit und Grausen sehr reale Dinge sind und mit einer realen übersinnlichen Welt in Beziehung stehen, und daß jede Berührung mit diesen Dingen, selbst in Zweifel oder Phantasie, geeignet ist, tief in der Seele verborgene Dinge aufzuwühlen. Das wissen wir alle, und auch die Heiden wußten es. Das Wesentlichste ist, daß das Heidentum außer mit Zweifeln und Phantasien die Seele nicht wahrhaft aufwühlt, was zur Folge hat, daß wir heute dem Heidentum gegenüber kaum etwas außer Zweifeln und Phantasien empfinden können. Die hervorragendsten Kritiker stimmen darin überein, daß zum Beispiel die Stellungnahme der größten Dichter im heidnischen Hellas ihren Göttern gegenüber den Menschen des christlichen Zeitalters seltsam und überraschend dünken muß. Zugestandenermaßen scheint ein Streit zwischen dem Gott und dem Manne zu herrschen, und niemand scheint sich klar darüber zu sein, wer der Held und wer der Schurke ist. Dieser Zweifel zeigt sich nicht nur in den Bacchantinnen eines Zweiflers gleich Euripides, er tritt auch in der Antigone eines gemäßigt Konservativen gleich Sophokles, ja, sogar in den Fröschen eines echten Torys und Reaktionärs gleich Aristophanes hervor. Manchmal möchte es scheinen, daß die Griechen aller Dinge voll Ehrfurcht gedachten, nur niemand zum Verehren hätten. Des Rätsels Lösung liegt darin: daß diese ganze Unbestimmtheit und Schwankung der Tatsache entstammt, daß das Ganze nur in der Phantasie und im Traume besteht und daß es keine architektonischen Regeln für ein Schloß in den Wolken gibt.

Dies ist der gewaltige, weitausladende Baum, genannt Mythologie, der sich über die ganze Erde verzweigt, dessen ferne Äste unter fremden Himmeln farbige Vögel tragen gleich den kostbaren Götzenbildern Asiens und den halbgetrockneten Fetischen Afrikas und den Elfenkönigen und Prinzessinnen der Volksmärchen der Wäder und der Laren der Latiner, zwischen Wein und Oliven vergraben, und auf den Wolken des Olympos schwebend, die heitere Oberhoheit der griechischen Götter. Dies sind die Mythen, und wer für Mythen kein Empfinden hat, hat auch kein Mitempfinden für Menschen. Wer dagegen das stärkste Verständnis für Mythen besitzt, wird am klarsten erkennen, daß Mythen weder im Sinne des Christentums noch im Sinne des Islams eine Religion sind und auch nie waren. Sie befriedigen einige der Bedürfnisse, die eine Religion befriedigt, vorzüglich das Bedürfnis, bestimmte Dinge zu bestimmten Zeiten zu tun, das Zwillingbedürfnis von Festlichkeit und Form. Aber wenn sie auch einen Menschen mit einem Kalender versehen, so geben sie ihm doch keinen Glauben. Niemand erhebt sich und sagt: „Ich glaube an Jupiter und Juno und Neptun,“ etc. wie er aufsteht und sagt: „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater“ sowie den Rest des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Viele glaubten an einiges und nicht an anderes, oder mehr an einiges und weniger an anderes, oder überhaupt nur in einem äußerst bestimmten, poetischen Sinne an irgend etwas. In keinem Augenblick versammelten sich alle in einer streng gläubigen Schlachtreihe, für deren Aufrechterhaltung die Menschen bereit sind, zu kämpfen. Noch weniger sprach je jemand: „Ich glaube an Odin und Thor und Freia,“ denn außerhalb des Olympos wurde selbst die olympische Ordnung unklar und chaotisch. Nach meiner Überzeugung war Thor überhaupt kein Gott, sondern ein Held. Nichts, was an Religion erinnert, würde ein Bild eines Gottes zeigen, der einem Zwerge gleich in einer großen Höhle wühlt, die sich als der Handschuh eines Riesen erweist. Das ist die herrliche Unwissenheit,



genannt Abenteuer. Thor ist vielleicht ein großer Abenteurer gewesen, aber ihn als Gott zu bezeichnen, hieße Jehovah mit Hänschen und seiner Zauberbohne vergleichen. Odin scheint ein echter barbarischer Häuptling in den Zeiten der Finsternis nach dem Christentum gewesen zu sein. Polytheismus verblaßt an der Schwelle dieser Periode zu Feenmärchen und barbarischen Erinnerungen. Er ist nicht dem Monotheismus vergleichbar, wie ernste Monotheisten ihn bewahren. Wieder befriedigt es das Bedürfnis in Augenblicken, die an sich edel und erhaben sind, wie die Geburt eines Kindes oder die Rettung einer Stadt, einen erhabenen Namen oder eine große Erinnerung anzurufen. Aber viele verwandten in dieser Weise den Namen, für die er nur ein Name war. Endlich befriedigt es, oder befriedigt vielmehr teilweise, eine tief in dem Menschentum liegende Neigung: der Gedanken nämlich, etwas den unbekanntem Mächten als deren Anteil hinzugeben, Wein auf den Boden zu schütten, einen Ring in das Meer zu werfen, mit einem Wort zu opfern. Es ist der weise und würdige Gedanke, nicht den vollen Vorteil auszunutzen, etwas in die andere Wagschale zu werfen, unseren zweifelhaften Stolz zu demütigen, der Natur für unser Land den Zehnten zu entrichten. Diese tiefe Erkenntnis der Gefahr unserer Anmaßung, das Gefühl zu groß für unsere Stiefel zu sein, zieht sich durch alle großen griechischen Tragödien und macht diese groß. Aber Hand in Hand damit läuft ein fast verborgener Agnosticismus über die wahre Natur der Götter, die versöhnt werden sollen. Wo jene Geste des Opfers am großartigsten ist, wie bei den großen Griechen, da tritt die Vorstellung besonders stark hervor, daß der Mensch durch den Verlust des Ochsen mehr gewinnt als der Gott, der den Ochsen erhält. Man behauptet, daß in den gröberen Formen häufig Handlungen vorkommen, die groteskerweise darauf hindeuten, daß der Gott tatsächlich das Opfer verzehrt. Aber diese Tatsache wird durch den Irrtum verfälscht, den ich zu Anfang in dieser Auf-

zeichnung über Mythologie hervorhob. Es handelt sich um ein Mißverstehen der Psychologie der Tagträume. Ein Kind, das vorgibt, in einem hohlen Baume hause ein Gnom, tut etwas sehr Grobes und Materielles und legt ihm eine Scheibe Kuchen hin. Ein Dichter würde etwas Würdigeres und Geschmackvolleres tun und dem Gotte Früchte und Blumen bringen. Aber der Grad der Ernsthaftigkeit kann bei beiden Handlungen der gleiche sein, oder in fast jedem Grade variieren. Die grobe Vorstellung ist ebenso wenig ein Glaube wie die idealisierte Vorstellung. Der Heide ist bestimmt ebenso wenig ein Ungläubiger im Sinne eines Atheisten, wie ein Gläubiger im Sinne eines Christen. Er spürt die Gegenwart von Mächten, über die er Vermutungen und Phantasien anstellt. Sankt Paulus erzählt, die Griechen hätten einen Altar für einen unbekanntem Gott gehabt. In Wahrheit waren ihre sämtlichen Götter unbekanntem Götter, und der wirkliche Bruch in der Geschichte entstand erst, als Paulus ihnen erklärte, wen sie unwissentlich angebetet hätten.

Die Substanz all solchen Heidentums läßt sich kurz so zusammenfassen. Es ist ein Versuch, die göttliche Wirklichkeit allein durch die Einbildungskraft zu erreichen. In ihrem eigenen Gebiet bietet die Vernunft keinerlei Einhalt. Es ist wesentlich für die gesamte Geschichtsauffassung, daß Vernunft selbst in den rationalsten dieser Kulturen etwas von Religion Abgesondertes ist. Es handelt sich lediglich um eine nachträgliche Einsicht, daß, sobald derartige Kulte in Verfall begriffen sind, oder sich in der Abwehr befinden, ein paar Neuplatoniker oder ein paar Brahmanen auftauchen und sich bemühen, diese Kulte zu rationalisieren, aber selbst dann nur durch den Versuch, sie zu allegorisieren. In Wahrheit laufen die Flüsse der Mythologie und Philosophie parallel und vermischen ihre Wasser erst, wenn sie sich in dem Meer der Christenheit treffen. Einfältige Freidenker schwatzen noch immer, als hätte die Kirche eine Art Schisma zwischen Vernunft und Religion

geschaffen. In Wahrheit versuchte tatsächlich die Kirche als erste, Vernunft und Religion zu verbinden. Nie vorher hat es ein solches Bündnis von Priestern und Philosophen gegeben. Mythologie suchte Gott durch die Einbildungskraft, oder suchte Wahrheit durch Schönheit in dem Sinne, daß Schönheit die groteskste Häßlichkeit in sich begreift. Aber die Phantasie hat ihre eigenen Gesetze und daher ihre eigenen Triumphe, welche weder Logiker noch Männer der Wissenschaft zu begreifen vermögen. Das blieb wahr für jenen schöpferischen Instinkt durch tausendfache Extravaganzen, durch alle noch so rohen kosmischen Pantomimen von einem Schwein, das den Mond frißt, oder einer aus dem Leibe einer Kuh herausgeschnittenen Welt, durch all die törichten Verdrehungen und mystischen Verunstaltungen asiatischer Kunst, durch die ganze starke und stiere Starrheit ägyptischer und assyrischer Porträtkunst, durch die einem zerbrochenen Spiegel gleichende Kunst der Geisteskranken, welche die Welt aus ihrer Form zu bringen und den Himmel zu versetzen scheinen. Es blieb wahr für etwas, für das es kein Argument gibt, für etwas, das es einem Künstler aus irgendeiner Schule ermöglicht, plötzlich vor jener besonderen Verunstaltung stehen zu bleiben und zu sagen: „Mein Traum ist Wahrheit geworden.“ Daher spüren wir alle, daß heidnische oder primitive Mythen undenkliche Suggestivkraft besitzen, so lange wir weise genug sind, nicht nachzuforschen, was sie suggerieren. Daher empfinden wir alle, was es bedeutet, daß Prometheus das Feuer vom Himmel stahl, bis irgendein eingebildeter Fant von einem Pessimisten oder einem Freidenker uns erklärt, was es bedeutet; daher kennen wir alle die Bedeutung von Hänschen und der Zauberbohne, bis sie uns erklärt wird. In diesem Sinne ist es wahr, daß der Unwissende Mythen hinnimmt, aber lediglich, weil nur der Unwissende fähig ist, Dichtungen richtig zu würdigen. Phantasie hat ihre eigenen Gesetze und Triumphe, und eine ungeheure Macht begann ihre Bildwerke zu umkleiden, mochten

es Bildnisse in der Seele oder im Schlamme, im Bambus der Südsee oder im Marmor der Berge von Hellas sein. Aber stets steckte in diesen Triumpfen ein Kummer, den ich vergebens versucht habe, in diesen Seiten zu analysieren, doch zum Abschluß könnte ich das vielleicht so formulieren.

Es ist das Kreuz und die Krise, daß es den Menschen natürlich dünkt, anzubeten, ja sogar natürlich unnatürliche Dinge anzubeten. Mochte die Haltung des Götzen auch steif und seltsam sein, die Geste des Anbeters war edel und schön; er fühlte sich nicht nur freier, wenn er sich neigte, er fühlte sich tatsächlich größer, sobald er niederkniete. Von nun an würde alles, was diese Gebärde der Anbetung verhinderte, ihn hemmen, ja, ihn zum Krüppel machen. Von nun an würde reines Freidenkertum Knechtschaft und Behinderung bedeuten. Ein Mensch, der nicht beten kann, ist mundtot, ein Mensch, der nicht niederknien kann, liegt in Eisen. Daher verspüren wir in dem gesamten Heidentum ein seltsames Doppelempfinden von Vertrauen und Mißtrauen. Wenn der Mann die Gebärde des Grußes und des Opfers macht, wenn er das Trankopfer darbringt, oder das Schwert hebt, weiß er, daß er eine würdige und eine männliche Tat verrichtet. Er weiß, er tut etwas, wozu ein Mann geschaffen wurde. Sein phantasiereicher Versuch ist daher gerechtfertigt. Aber gerade weil der Versuch mit Phantasie anhub, liegt zum Schluß etwas Spott darin, besonders in dem Gegenstand. Dieser Spott wird in den stärksten Momenten des Intellekts zu der fast unerträglichen Ironie der griechischen Tragödie. Es scheint ein Mißverhältnis zwischen dem Priester und dem Altar oder zwischen dem Altar und dem Gotte zu bestehen. Der Priester erscheint feierlicher, ja fast heiliger als der Gott. Die ganze Tempelordnung ist fest und gesund und für gewisse Teile unserer Natur befriedigend mit Ausnahme des eigentlichen Mittelpunktes unserer Natur, der seltsam schwankend und unbestimmt gleich einer tanzenden Flamme erscheint. Es ist der erste Gedanke, um den



das Ganze errichtet worden ist, und der erste Gedanke ist immer noch eine Phantasie, ja fast eine Leichtfertigkeit. In jenem fremden Versammlungsorte wirkt der Mensch statuenhafter als die Statue. Er selber kann für immer in der edlen und natürlichen Haltung der Statue des Flehenden Knaben verharren. Aber welcher Name auch auf dem Piedestal geschrieben steht, ob Zeus, oder Ammon, oder Apollo, der Gott, den er anbetet, ist Proteus.

Man kann sagen, der Flehende Knabe drücke eher ein Bedürfnis aus, als daß er ein Bedürfnis befriedige. In einer natürlichen und notwendigen Bewegung streckt er seine Hände zum Himmel, aber daß diese Hände leer sind, ist dessen ungeachtet ein Gleichnis. Über die Natur dieses Bedürfnisses wird noch mehr zu sagen sein. An dieser Stelle mag die Bemerkung genügen, daß letzten Endes dieser eingeborene Instinkt, der Gebet und Opfer als Freiheit und Bereicherung empfindet, vielleicht auf jene ungeheure und halb vergessene Vorstellung universaler Vaterschaft zurückweist, die wir überall an dem Morgenhimmel haben verblassen sehen. Dies ist wahr; und doch ist es nicht die ganze Wahrheit. Es lebt ein unzerstörbarer Instinkt in dem Dichter, wie der Heide einer ist, daß diese Lokalisierung seines Gottes nicht gänzlich irrig sei. In seiner Seele ruht etwas von Poesie, wenn nicht von Frömmigkeit. Und der größte Dichter, als er den Dichter definierte, sagte nicht, daß er uns das Universum oder das Absolute oder das Unendliche schenke, sondern in seiner eigenen umfassenderen Sprache einen örtlichen Wohnsitz und einen Namen. Kein Dichter ist ein bloßer Pantheist. Jene, welche gleich Shelley als strengste Vertreter des Pantheismus betrachtet werden, beginnen genau wie die Heiden mit irgendeinem örtlichen und besonderen Bilde. Schließlich besang Shelley die Lerche, weil sie eine Lerche war. Man könnte nicht eine allgemeingültige internationale Übersetzung zum Gebrauch in Südafrika veranstalten, in der die Lerche in einen

Strauß verwandelt wird. So bewegt sich die mythologische Phantasie in Kreisen in der Luft schwebend, um einen Ruheplatz zu finden oder wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren. Mit einem Wort, Mythologie ist ein Suchen. Sie ist ein Etwas, das einen wiederkehrenden Wunsch mit einem wiederkehrenden Zweifel vereint, eine dürstende Lauterkeit der Vorstellung beimischt, einen Ort zu suchen voll einer dunkleren und tieferen und geheimnisvolleren Sorglosigkeit als alle bekannten Plätze. So weit vermochte die einsame Einbildungskraft zu führen, und später müßten wir uns der einsamen Vernunft zuwenden. Nirgends längs dieses Weges wanderten die beiden je vereint.

Das ist es, worin all diese Dinge von Religion oder von der Wirklichkeit abweichen, in der sich diese verschiedenen Dimensionen wie in einer Art festem Körper treffen. Sie unterschieden sich von der Wirklichkeit nicht in ihrem Aussehen, sondern in ihrem Wesen. Ein Bild kann einer Landschaft gleichen, es kann in jeder Einzelheit genau einer Landschaft gleichen, die einzige Einzelheit, in der es sich unterscheidet, ist, daß es keine Landschaft ist. Der Unterschied ist lediglich jener, welcher ein Bild der Königin Elisabeth von der Königin Elisabeth unterscheidet. Nur in dieser mythischen und mystischen Welt konnte das Porträt vor der Person existieren, und daher war das Porträt unbestimmter und ungewisser. Aber jeder, der die Atmosphäre dieser Mythen empfunden und in ihr gelebt hat, wird verstehen, was ich mit den Worten meine, daß sie in einem Sinne gar nicht vorgaben, Wirklichkeiten zu sein. Die Heiden hatten Träume über Wirklichkeiten, und sie wären die ersten gewesen, in ihren eigenen Worten zuzugestehen, daß einige durch das Tor von Elfenbein und andere durch das Tor von Horn kamen. Die Träume haben in der Tat die Neigung, sehr lebhaft zu werden, sobald sie jene zarten oder tragischen Dinge berühren, die einen Schläfer mit dem Gefühl aus dem Schlafe schrecken, daß sein

Herz im Schlafe gebrochen sei. Sie neigen dazu, bei gewissen gefühlsbetonten Themen zu verharren, wie: Zusammenkommen und Abschied, oder Leben, das im Tode endet, oder Tod, der der Anfang eines Lebens ist. Demeter wandert über eine geschlagene Welt auf der Suche nach einem geraubten Kind; vergebens reckt Isis die Arme über die Erde, um die Gebeine Osiris zu sammeln, und auf den Bergen ertönen Wehklagen um Atyr und in den Wäldern um Adonis. In all diese Klagen mischt sich der mystische und tiefe Sinn, daß der Tod ein Befreier und eine Versöhnung sein kann, daß ein solcher Tod uns götliches Blut verleiht für einen wiedererwachenden Fluß, und daß alles Gute beim Einsammeln des zerbrochenen Leibes Gottes gefunden wird. Wir können mit Recht von diesen Vorzeichen sprechen, so lange wir uns erinnern, daß Vorzeichen vorausgeworfene Schatten sind. Und die Metapher eines Schattens trifft hier genau die wesentliche Wahrheit. Denn ein Schatten ist eine Form, ein Ding, welches Gestalt besitzt, aber keine Struktur. Diese Dinge waren etwas dem wirklichen Dinge Ähnliches, und wenn man sagt, daß sie ähnlich waren, so sagt man, daß sie verschieden waren. Zu sagen, etwas sei einem Hunde ähnlich, ist eine andere Form, zu sagen, es sei kein Hund. Und in diesem Sinne der Identität ist eine Mythe nicht ein Mensch. Niemand stellt sich in Wahrheit Isis als ein menschliches Wesen vor, niemand gedachte in Wahrheit Demeters als einer historischen Persönlichkeit, niemand dachte an Adonis als den Begründer einer Kirche, nirgends findet sich die Vorstellung, daß einer von ihnen die Welt gewandelt hätte, sondern eher, daß ihr wiederkehrender Tod und ihr wiederkehrendes Leben, die traurige und schöne Würde der Unwandelbarkeit der Welt trüge. Nicht einer von ihnen bedeutete eine Umwälzung außer in dem Sinne der Umdrehung der Sonne und des Mondes. Man mißversteht ihre ganze Bedeutung, wenn man nicht erkennt, daß sie die Schatten bedeuten, die wir sind, und die Schatten, denen wir

nachjagen. In gewissen Opfererscheinungen deuten sie an, welche Art Gottheit den Menschen Genüge leisten würde, aber sie behaupten, nicht befriedigt zu sein. Jeder, der sagt, sie täten es, ist ein schlechter Beurteiler von Dichtung.

Jene, die über heidnische Christen sprechen, haben weniger Seelenverwandschaft mit Heiden- als mit Christentum. Jene, die diese Kulte „Religionen“ nennen und sie mit der Gewißheit und der Herausforderung der Kirche „vergleichen“, haben weit weniger Wertschätzung als wir dessen, was das Heidentum menschlich gestaltete, oder weshalb klassische Literatur noch immer etwas ist, das gleich einem Gesang in der Luft zittert. Es verrät kein sehr menschliches Zartgefühl, den Hungrigen gegenüber nachzuweisen, daß Hunger das gleiche sei wie Nahrung. Es verrät kein sehr lebhaftes Verständnis für die Jugend, zu behaupten, daß Hoffnung das Bedürfnis nach Glück vernichte. Und die Behauptung ist gänzlich phantastisch, daß diese Bilder im Geiste, als Abstrakte nur bewundert, zur gleichen Zeit und in der nämlichen Welt mit einem lebenden Menschen und einem lebenden Gemeinwesen existiert hätten, die verehrt wurden, weil sie konkret waren. Ebenso gut könnte man sagen, daß ein Knabe, der Räuber spielt, der gleiche ist, wie ein Mann am ersten Tag im Schützengraben, oder daß eines Kindes erste Vorstellung über das nicht unmögliche „s i e“ das gleiche ist, wie das Sakrament der Ehe. Diese Dinge sind fundamental verschieden, gerade wo sie oberflächlich ähnlich sind; ja, wir könnten fast sagen, sie sind nicht die nämlichen, gerade wenn sie die nämlichen sind. Sie sind nur verschieden, weil das Eine wirklich ist und das Andere es nicht ist. Ich meine, daß das Eine nie in dem gleichen Sinne als wahr gedacht war, wie das Andere. Den Sinn, in welchem es als wahr gemeint war, habe ich undeutlich hier anzudeuten versucht, aber dieser Sinn ist unzweifelhaft äußerst fein und fast nicht zu beschreiben. Er ist so fein, daß die Gelehrten, die behaupten, ihn als einen Rivalen unserer



Religion entgegenzustellen, den ganzen Sinn und Zweck ihrer eigenen Forschung verfehlen. Wir, selbst jene von uns, die keine Gelehrten sind, wissen besser als die Gelehrten, was in jenem dunklen Schrei lag, der über dem toten Adonis aufstieg und weshalb die Große Mutter eine Tochter dem Tode vermählte. Tiefer als sie sind wir in die eleusinischen Mysterien eingedrungen, haben einen höheren Grad erklommen, wo Pforte hinter Pforte die Weisheit Orpheus' beschützt. Wir kennen die Bedeutung all der Mythen, wir kennen das letzte, dem vollkommen Eingeweihten enthüllte Geheimnis. Und es ist nicht die Stimme eines Priesters und eines Propheten, die spricht: „Diese Dinge sind.“ Es ist der Ruf eines Träumers und eines Idealisten: „Weshalb können diese Dinge nicht sein.“

## Sechstes Kapitel

### Die Dämonen und die Philosophen

Ich habe mich ziemlich ausführlich bei dieser phantasie-reichen Art Heidentum aufgehalten, die die Welt mit Tempeln beschenkt hat und überall die Mutter von Volksfesten war. Denn die Hauptgeschichte der Kultur, wie ich sie sehe, besteht vor dem Endstadium des Christentums aus zwei weiteren Abschnitten. Der erste Abschnitt war der Kampf zwischen diesem Heidentum und etwas weniger Würdigem als es selber, und der zweite, der Prozeß, durch den es in sich selber an Würde einbüßte. Dieser sehr mannigfaltige und häufig sehr unbestimmte Polytheismus litt an einer Ursünde. Heidnische Götter wurden so geschildert, als schüttelten sie die Menschen wie Würfel durcheinander, und in der Tat glichen die Menschen betrunkenen Würfeln. In geschlechtlichen Dingen kommen die Menschen unausbalanciert zur Welt, fast könnte man sagen, die Menschen wären von Geburt an verrückt. Und sie gelangen kaum eher zur Gesundheit, als sie zur Heiligkeit gelangen. Dies Mißverhältnis zerrte die beflügelte Phantasie in den Staub und erfüllte das Ende des Heidentums mit einem Unrat und Kehricht sich fortpflanzender Götter. Man muß sich aber vor allem klar machen, daß diese Art Heidentum schon früh mit einer anderen Art Heidentum zusammenprallte, und daß der Ausgang dieses im wesentlich geistigen Ringens tatsächlich die Geschichte der Welt bestimmte. Um das zu verstehen, müssen wir die andere Art Heidentum an unserem Geiste vorüberziehen lassen. Aber wir brauchen uns nur kurz dabei aufzuhalten, denn, im wahrsten Sinne des Wortes, je

weniger darüber gesprochen wird, desto besser ist es. Wenn wir die erste Form von Mythologie als Tagtraum bezeichnet haben, könnten wir bei der zweiten Art von Mythologie von einem Nachtmär sprechen.

Aberglaube kehrt in allen Zeitaltern wieder und besonders in rationalistischen Zeiten. Ich erinnere mich noch, daß ich einst die religiöse Überlieferung gegen eine ganze Tafelrunde hervorragender Agnostiker verteidigte und noch vor Abschluß unserer Unterhaltung hatte jeder einzelne jener Herren aus seiner Tasche oder von seiner Uhrkette irgendein Amulett oder einen Talisman hervorgeholt, von dem er sich zugeständenermaßen niemals trennte. Ich war der Einzige unter den Anwesenden, der verabsäumt hatte, sich mit einem Fetisch zu versehen. Aberglaube tritt in rationalistischen Zeiten besonders hervor, weil er auf etwas beruht, das, wenn auch nicht mit Rationalismus identisch, doch mit Skeptizismus in gewissem Zusammenhang steht, zum mindesten ist es sehr eng mit Agnostizismus verknüpft. Es beruht in Wahrheit auf einem sehr menschlichen und verständlichen Gefühl, ähnlich den ortgebundenen Anrufungen der Lokalgottheiten in dem volkstümlichen Heidentum. Aber es ist ein agnostisches Gefühl, denn es beruht auf zwei Empfindungen: erstens, daß wir die Gesetze des Weltalls nicht wirklich kennen und zweitens, daß sie sehr verschieden von allem sein können, was wir Vernunft nennen. Solche Menschen begreifen die wahrhaftige Wahrheit, daß ungeheure Dinge häufig in winzigen Dingen in Erscheinung treten. Wenn aus der Überlieferung oder sonst woher ein Flüstern dringt, daß ein besonders winziges Ding der Schlüssel oder Fingerzeig sei, dann erklärt etwas tief Verborgenes und nicht durchaus Sinnloses in der menschlichen Natur, dieses nicht für ganz unwahrscheinlich. Dieses Empfinden existiert in beiden hier zur Untersuchung stehenden Formen des Heidentums. Doch wenn wir uns der zweiten Form

zuwenden, dann tritt es uns ungewandelt und erfüllt von einem anderen und schrecklicheren Geiste entgegen.

Bei Beschäftigung mit dem lichterem Ding, genannt Mythologie, habe ich nur wenig über diesen höchst strittigen Gesichtspunkt gesprochen, über das Ausmaß, bis zu welchem solche Anrufungen der Geister des Meeres oder der Elemente diese Geister wirklich aus der ungeheuren Tiefe heraufbeschwören können, oder richtiger (wie der Shakespearische Spötter es ausdrückt) ob die Geister kommen, wenn man sie ruft. Ich glaube, daß ich mit meiner Auffassung recht habe, daß diese Frage, so begründet sie klingt, in der Poesie der Mythologie keine führende Rolle gespielt hat. Aber noch klarer scheint mir auf der Hand zu liegen, daß Dinge dieser Art bisweilen in Erscheinung traten, und wenn sie auch nur Erscheinungen waren. Doch wenn wir uns der Welt des Aberglaubens in einem spitzfindigeren Sinne zuwenden, dann zeigt sich ein Schatten eines Unterschiedes, ein sich vertiefender und verdüsternder Schatten. Zweifellos ist der meiste volkstümliche Aberglaube genau so oberflächlich wie jede volkstümliche Mythologie. Die Menschen glauben nicht wie an ein Dogma, daß Gott einen Donnerkeil nach ihnen schleudern würde, wenn sie unter einer Leiter spazieren gingen, ja häufig laufen sie aus Scherz unnütz im Kreise um die Leiter herum. Das ist wieder, wie ich schon kurz andeutete, nichts anderes als eine Art luftiger Agnostizismus in bezug auf die Möglichkeiten einer so seltsamen Welt. Aber es gibt noch einen andersartigen Aberglauben, der fest nach Resultaten Ausschau hält, man könnte ihn einen realistischen Aberglauben nennen. Und damit wird die Frage, ob Geister antworten oder erscheinen, erheblich ernster. Wie gesagt, erscheint es mir als ziemlich sicher, daß sie es bisweilen tun. Und hierin liegt ein Unterschied, der der Anfang zu viel Bösem in der Welt gewesen ist.

Ob der Sündenfall die Menschen in Wahrheit weniger wünschenswerten Nachbarn in der geistigen Welt näher ge-



bracht hat, oder ob lediglich die bittere und gierige Stimmung des Menschen es bequemer findet, sich Böses vorzustellen, auf jeden Fall glaube ich, daß die schwarze Magie der Zauberei erheblich tatsächlicher und weit weniger poetisch gewesen ist, als die weiße Magie der Mythologie. Der Garten der Hexe wurde vermutlich viel sorgfältiger gehegt als die Waldung der Nymphe. Das Feld der Sünde trug vermutlich reichere Frucht als der Acker des Guten. Irgendein Impuls, vielleicht ein verzweifelter Impuls, zog den Menschen, sobald er es mit praktischen Fragen zu tun hatte, zu den dunkleren Mächten. Ein geheimes und verstocktes Gefühl sagte ihm, daß die dunklen Mächte wirklich etwas vollbrächten, ohne viel Firlefanz zu machen. Und in der Tat trifft diese volkstümliche Phrase den Nagel auf den Kopf. Die Götter der reinen Mythologie umgaben sich mit viel Firlefanz. Wer aber einen Dämonen um Rat fragte, hatte ein ähnliches Gefühl, wie jemand, der einen Detektiv, besonders einen Privatdetektiv, zu Rate zieht: Daß es eine schmutzige Arbeit sei, daß aber die Arbeit tatsächlich geleistet würde. Ein Mensch ging nicht in den Wald, um wirklich einer Nymphe zu begegnen, er ging vielmehr mit der Hoffnung, eine Nymphe zu treffen. Es war eher ein Abenteuer als ein Stelldichein. Der Teufel jedoch hielt seine Verabredungen und in gewissem Sinne auch seine Versprechungen; selbst wenn ein Mensch nachträglich manchmal gleich Macbeth wünschte, er möchte sie brechen.

Aus den Aufzeichnungen, die wir über zahlreiche niedere und wilde Rassen besitzen, scheint hervorzugehen, daß der Dämonenkult häufig auf den Kult von Gottheiten, ja, sogar auf den Kult einer einzigen und höchsten Gottheit folgte. Vermutlich hatte man in fast all solchen Fällen das Gefühl, die höhere Gottheit stünde zu fern, um in bestimmten kleinlichen Fragen angefleht zu werden. Daher riefen die Menschen die Geister an, weil diese in wörtlicherem Sinne familiäre Geister waren. Aber mit der Vorstellung, die Dämonen zu verwenden,

um Dinge geleistet zu erhalten, tauchte eine neue, den Dämonen angemessene Idee auf. Man kann diesen Gedanken in der Tat als eine der Dämonen würdige Idee bezeichnen, durch welche man sich selber ihrer wählerischen und anspruchsvollen Gesellschaft würdig erweist. Aberglauben der lichtereren Art spielt mit dem Gedanken, daß irgendeine Kleinigkeit, eine unbedeutende Gebärde, wie das Werfen von Salz, vielleicht die verborgene Feder berührt, welche die geheimnisvolle Maschinerie der Welt in Gang setzt. Schließlich hat die Vorstellung von einem solchen Sesam öffne dich auch einen gewissen gesunden Kern. Mit der Anrufung der niedereren Götter jedoch verbindet sich die entsetzliche Vorstellung, daß es nicht nur eine ganz unbedeutende Geste, sondern eine ganze niedere sein muß, ein äffischer Trick abstoßendster und unwürdigster Art. Früher oder später tut ein Mensch mit Vorbedacht das Abstoßendste, was er zu ersinnen vermag. Er tut es aus dem Gefühl heraus, daß die ärgste Sünde am ehesten die Aufmerksamkeit der bösen Mächte der Unterwelt erregen und eine Antwort erzwingen wird. Das ist im großen und ganzen die Bedeutung des Kannibalismus in der Welt. Denn meistens ist Kannibalismus weder eine ursprüngliche noch eine tierische Gewohnheit. Sie ist künstlich, ja, sogar künstlerisch, gewissermaßen *l'art pour l'art*. Die Menschen üben Kannibalismus, nicht etwa, weil sie das Entsetzliche nicht empfinden, sondern im Gegenteil, weil sie ihn für entsetzlich halten. Sie wollen im wortwörtlichsten Sinne in Entsetzen schwelgen. Aus diesem Grunde sind häufig gerade niedere Rassen gleich den Ureinwohnern Australiens keine Kannibalen, während bei wesentlich verfeinerteren und intelligenteren Rassen wie den Maoris von Neuseeland gelegentlich Menschenfresserei beobachtet wird. Sie sind verfeinert und klug genug, um bisweilen selbstbewußter Teufelei zu frönen. Doch wenn wir in ihren Seelen lesen, oder auch nur wirklich ihre Sprache verstehen könnten, würden wir wahrscheinlich finden, daß sie nicht wie

Unwissende, das heißt, wie unschuldige Kannibalen, handeln. Sie tun es nicht etwa, weil sie Kannibalismus nicht für unrecht halten, sondern gerade, weil sie ihn für unrecht halten. Sie benehmen sich wie ein dekadenter Pariser bei einer Schwarzen Messe. Aber die Schwarze Messe muß sich vor dem Angesicht der wirklichen Messe unter dem Erdboden verstecken. Mit anderen Worten, die Dämonen halten sich in Wahrheit seit dem Kommen Christi auf Erden verborgen. Der Kannibalismus der höheren Barbaren versteckt sich vor der Kultur der Weißen. Aber vor dem Kommen des Christentums, und besonders außerhalb Europas, war das nicht immer so. Im Altertum wanderten die Dämonen häufig frei umher gleich Drachen. Sie wurden tatsächlich und öffentlich gleich Göttern auf den Thron gesetzt. Ihre riesigen Bildwerke prangten in öffentlichen Tempeln im Mittelpunkt volkreicher Städte. Überall auf der ganzen Welt finden sich Spuren dieser schlagenden und feststehenden Tatsache, die merkwürdigerweise von den Modernen übersehen wurde, die all derartige Sünden als etwas Ursprüngliches und Frühes in der Entwicklung bezeichnen, während tatsächlich einige der höchsten Kulturen der Welt gerade die Stellen waren, wo die Hörner Satans nicht nur bis zu den Sternen, sondern bis ins Antlitz der Sonne ragten.

Ein Beispiel bieten die Azteken und die amerikanischen Indianer der alten mexikanischen und peruanischen Reiche. Diese Reiche waren mindestens so hoch entwickelt wie Ägypten oder China, nur weniger lebenskräftig als jene zentrale Kultur, von der wir uns herleiten. Aber jene, die diese zentrale Kultur (die ihre eigene Kultur ist) kritisieren, haben eine seltsame Gewohnheit, nicht nur ihre rechtmäßige Pflicht zu erfüllen und deren Verbrechen zu verurteilen, sondern vom Wege abzuweichen und deren Opfer zu idealisieren. Stets tun sie so, als hätte es vor dem Kommen Europas überall ein einziges Paradies gegeben. In jenem geistvollen Chor der Nationen, aus „Gesänge vor Sonnenaufgang“, prägt Swinburne über

Spaniens südamerikanische Eroberungen einen Ausdruck, der mich immer sehr seltsam berührt hat. Er spricht von „ihren über sündlose Länder zerstreuten Sünden und Söhnen“, und wie sie „den Namen des Menschen zu einem Fluche und Gottes Namen zu einem dreifachen Fluche“ machten. Die Behauptung, die Spanier wären sündig gewesen, mag nur allzu berechtigt sein, aber wie in aller Welt kann Swinburne sagen, die Südamerikaner wären sündlos? Worauf stützt er seine Behauptung, daß jener Erdteil gleich dem Himmel ausschließlich von Erzengeln oder Heiligen bevölkert gewesen wäre? Es wäre schon eine kühne Behauptung, so etwas von den geachtetsten Nachbarn zu sagen, und wenn wir uns nun überlegen, wie wenig wir wirklich von jener Gesellschaftsordnung wissen, erscheint diese Bemerkung lediglich komisch. Wir wissen, daß die sündlosen Priester dieses sündlosen Volkes sündlose Götter anbeteten, die als Nektar und Ambrosia ihres sonnigen Paradieses ausschließlich Menschenopfer, von entsetzlichen Martern begleitet, entgegennahmen. In der Mythologie dieser amerikanischen Zivilisation finden wir auch das Element jener Umkehrung und Vergewaltigung des Instinkts, von dem Dante schrieb, und das sich überall durch die widernatürliche Religion der Dämonen zieht. Das tritt nicht nur in der Ethik, sondern auch in der Ästhetik deutlich hervor. Ein südamerikanischer Götze wurde so abstoßend wie möglich gebildet, im Gegensatz zu einem griechischen Bildwerk, das so schön wie möglich gestaltet wurde. Sie suchten nach dem Geheimnis der Macht, indem sie rückwärts gegen ihre eigene Natur und die Natur der Dinge arbeiteten. Ein ständiges Sehnen verrät sich, endlich in Gold oder Granit oder in das dunkelrote Holz der Wälder ein Antlitz zu meißeln, bei dessen Anblick der Himmel selbst wie ein zertrümmerter Spiegel in Scherben zerfallen müßte.

In jedem Falle zeigt sich deutlich, daß die übertünchte und vergoldete Kultur des tropischen Amerikas systematisch in



Menschenopfern schwelgte. Dagegen ist es, so weit ich unterrichtet bin, keineswegs nachgewiesen, daß die Eskimos je der Menschenopfer huldigten. Sie waren nicht kultiviert genug. Sie waren allzu eng eingekerkert von dem weißen Winter und der endlosen Dunkelheit. Kälte und Mangel unterdrückten ihre edle Wut und ließen den heiteren Strom der Seele erstarren. Erst in strahlenderen Tagen und in helleren Breiten tobt sich unverkennbar diese vornehme Raserei aus. In reicheren und unterrichteteren Ländern ergießt sich dieser heitere Strom über die Altäre, um von großen Göttern mit glotzüngigen und grinsenden Masken, die in Angst und Qual mit langen mißtönenden Höllengelächter vergleichbaren Namen angerufen wurden, geschlürft zu werden. Ein wärmeres Klima und eine wissenschaftlichere Bodenkultur waren erforderlich, um diese Blumen zu zeugen, diese großen Blätter und flammenden Farben ans Sonnenlicht zu ziehen, die ihr Gold und ihr Scharlach und ihren Purpur jenem Garten beimischen, den Swinburne dem Garten der Hesperiden vergleicht. Zum mindesten herrschte über den Drachen dort kein Zweifel.

Ich will in diesem Zusammenhang den Sonderstreit über Spanien und Mexiko nicht heraufbeschwören, nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß er genau an den Zwiespalt erinnert, der später in gewisser Hinsicht in bezug auf Rom und Karthago zur Sprache gebracht werden muß. In beiden Fällen bestand von jeher bei den Engländern die merkwürdige Gewohnheit, gegen die Europäer Partei zu ergreifen und nach Swinburnes Wort die rivalisierende Kultur als sündlos hinzustellen, obwohl deren Sünden offenkundig zum Himmel schrien oder richtiger kreischten. Denn auch Karthago war eine hohe Zivilisation, ja, eine wesentlich höher zivilisierte Zivilisation. Und auch Karthago gründete diese Zivilisation auf eine Religion der Furcht, überall den Rauch von Menschenopfern zum Himmel sendend. Nun kann man mit vollem Recht unserer eigenen Rasse und Religion den Vorwurf

machen, daß sie ihrem eigenen Standard und ihren eigenen Idealen nicht gerecht wird. Aber es ist eine lächerliche Behauptung, daß sie hinter den anderen Rassen und Religionen zurückbliebe, die sich zu den gerade entgegengesetzten Standard und Idealen bekannten. Es gibt einen sehr wahrhaftigen Sinn, in welchem der Christ schlechter ist als der Heide, der Spanier schlechter als der Rote, ja sogar der Römer potentiell schlechter als der Karthager, aber es gibt nur einen Sinn, in welchem er schlechter ist, und das ist nicht in einem positiven Sinne. Der Christ ist nur schlechter, weil es seine Aufgabe ist, besser zu sein.

Die verkehrte Phantasie erzeugt Dinge, von denen man besser nicht spricht. Einige von ihnen könnten in der Tat fast benannt werden, ohne erkannt zu werden, denn sie sind von jenem Extrem Bösem, welches dem Unschuldigen unschuldig erscheint. Sie sind zu unmenschlich, um unanständig zu sein. Ohne länger in diesen finsternen Winkeln zu verweilen, sei hier als nicht unerheblich erwähnt, daß ein bestimmter antimenschlicher Antagonismus in dieser Überlieferung von der Schwarzen Magie wiederzukehren scheint. Überall scheint sich zum Beispiel durch sie ein mystischer Haß gegen die Idee der Kindheit zu ziehen. Die Menschen würden die Volkswut gegen die Hexen besser verstehen, wenn sie sich erinnerten, daß die den Hexen ganz allgemein zugeschriebene Bosheit die Geburt von Kindern verhütete. Die hebräischen Propheten kämpften ständig gegen einen Rückfall der hebräischen Rasse in einen Götzendienst an, der einen solchen Krieg gegen die Kinder in sich begriff. Wahrscheinlich ist seit jener Zeit in Israel gelegentlich ein solch abscheulicher Abfall von dem Gott Israels in der Form des Ritualmordes vorgekommen, natürlich nicht seitens eines Vertreters der Religion des Judaismus, sondern seitens einzelner und unverantwortlicher Besessener, die zufällig Juden waren. Diese Ansicht, daß die Kräfte des Bösen besonders die Kindheit bedrohen, gründet sich wieder auf die

große Volkstümlichkeit des Kind-Märtyrers des Mittelalters. Chaucer gab nur einer tiefeingewurzelt englischen Sage eine andere Version, als er die gottloseste aller denkbaren Hexen, die finstere, fremde Frau, hinter ihrem Lattenzaun lauern und auf des kleinen Sankt Hugo Gesang lauschen ließ, der wie das Murmeln eines Baches die steinige Straße hinunter tönte.

Derjenige Teil all solcher Spekulationen, die hauptsächlich diese Geschichte berühren, konzentriert sich vor allem um jenen östlichen Teil des Mittelmeeres, wo die Nomaden sich allmählich in Händler verwandelten und mit der ganzen Welt Handel angingen. In bezug auf die Ausdehnung des Handels, der Handelsstraßen und der Kolonien erinnerte dieses Gebiet bereits an ein Weltreich. Seine Purpurfarbe, dies Wappenschild seines Poms und Luxus', hatte seine Waren gefärbt, die weit in der Ferne inmitten der äußersten Klippen Cornwalls verkauft wurden, und die Segel seiner Schiffe, umweht von den Geheimnissen Afrikas, drangen kühn in das Schweigen tropischer Meere. Mit Berechtigung könnte man von einer Purpurfärbung der Landkarte sprechen. Es war bereits ein weltweiter Erfolg, als die Fürstin von Tyrus noch kaum davon Notiz nahm, daß eine ihrer Prinzessinnen sich herabgelassen hatte, den Führer eines Stammes, genannt Juda, zu ehelichen, als die Kaufleute ihres afrikanischen Vorpostens kaum in leichtem Lächeln ihre bärtigen, semitischen Lippen bei Erwähnung eines Dörfchens, genannt Rom, gekräuselt haben würden. In der Tat konnte man sich nicht leicht zwei, nicht nur dem Raume, sondern auch dem Geiste nach fernere Dinge vorstellen als den Monotheismus des palästinischen Stammes und die hohen Tugenden der kleinen römischen Republik. In der Tat lag nur ein Ding zwischen ihnen, und das Ding, welches sie schied, hat sie vereint. Weltweit verschieden und unvereinbar waren die Dinge, die von den Konsuln Roms und den Propheten Israels geliebt werden konnten; aber einig waren sie in dem, was sie haßten. In beiden Fällen

ist es äußerst leicht, das Gehaßte als etwas nur Hassenswertes darzustellen. Ein Kinderspiel ist es sowohl aus Elias, frohlockend über das Gemetzel von Karmel, als auch aus Cato, gegen die Straflosigkeit Afrikas donnernd, rohe und unmenschliche Gestalten zu machen. Diese Männer hatten ihre Begrenzungen und ihre lokalen Leidenschaften; aber eine solche Kritik an ihnen entbehrt der Phantasie und ist daher unwahr. Sie läßt etwas unberücksichtigt, etwas Ungeheueres und Vermittelndes, das nach Osten und Westen schaut und in seinen östlichen und westlichen Feinden diese Leidenschaft hervorruft, und dieses Etwas ist der vornehmste Gegenstand dieses Kapitels.

Die Kultur, die ihren Mittelpunkt in Tyrus und Sidon hatte, war vor allen Dingen werktätig. Sie hat wenig an bildender Kunst und nichts an Dichtkunst hinterlassen. Ihr Stolz war es zu wirken, und sie folgte in ihrer Philosophie und ihrer Religion jenem seltsamen und bisweilen geheimen Gedankenzug, den wir bereits bei denen, die eine unmittelbare Wirkung erstreben, bemerkt haben. Stets steckt in einer solchen Mentalität die Vorstellung, es müsse einen Abschneideweg zu dem Geheimnis allen Erfolges geben, ein Etwas, das in seiner schamlosen Gründlichkeit, die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern vermöchte. Diese Leute glauben, um eine passende moderne Redensart zu gebrauchen, an Völker, die ihr Bestes hingaben. Beim Umgange mit ihrem Gotte Moloch waren sie immer bestrebt, ihr Bestes hinzugeben. Mehr als einmal werden wir im Verlauf dieser Erzählung auf dieses interessante Geschäft noch zu sprechen kommen, hier genüge der Hinweis, daß sich darin die gleiche Theorie verrät, die auch, wie ich bereits angedeutet habe, in einer bestimmten Haltung Kindern gegenüber zum Vorschein kommt. Und dies Verhalten rief in gleichzeitiger Wut die Diener des einen Gottes in Palästina und die Wächter der zahlreichen Hausgötter Roms auf den Plan. Dies forderte zwei, durch jede



Art Ferne und Spaltung naturgemäß so weit getrennte Dinge zum Kampfe heraus, deren Vereinigung die Welt retten sollte.

Ich habe die vierte und endgültige Trennung der geistigen Elemente genannt, in die ich die heidnische Menschheit beim Namen der Philosophen scheiden würde. Ich bekenne, daß diese Scheidung vieles umfaßt, was im allgemeinen anders klassifiziert werden dürfte, und daß das, was hier als Philosophie bezeichnet wird, sehr häufig Religion genannt wird. Ich hoffe jedoch, daß sich meine eigne Beschreibung als weit realistischer und als nicht weniger ehrfurchtsvoll erweisen wird. Aber wir müssen zunächst die Philosophie in ihrer reinsten und klarsten Gestalt nehmen, um ihre natürlichen Umrisse verfolgen zu können, und diese findet man in der Welt der reinsten und klarsten Umrisse, in jener mittel-ländischen Kultur, deren Mythologien und Götzendienereien wir in den letzten Kapiteln betrachtet haben.

Polytheismus, oder jener Gesichtspunkt des Heidentums, war für den Heiden nie das, was der Katholizismus für den Katholiken ist. Polytheismus war nie eine alle Seiten des Lebens befriedigende Weltanschauung, keine umfassende und komplexe Wahrheit, die über alles etwas auszusagen wußte. Nur eine Seite der Seele des Menschen wurde befriedigt, selbst wenn wir sie die religiöse Seite nennen wollen; aber mir scheint es richtiger, von der phantastischen Seite zu sprechen. Ja, die Phantasie wurde befriedigt, schließlich bis zum Überdruß befriedigt. Die ganze Welt war ein Gewebe ineinander verflochtener Legenden und Kulte, und zwischen den untadelhafteren Farben lief hinein und hinaus jener schwarze Faden: das finstere Heidentum, das in Wahrheit Teufelswerk war. Doch wir alle wissen, daß dies keineswegs bedeutet, das sämtliche Heiden nur an heidnische Götter dachten. Gerade weil Mythologie nur einer Seelenstimmung gerecht wurde, wandten sie sich in anderen Stimmungen etwas gänzlich Verschiedenem zu. Und es ist von äußerster Wichtigkeit klar

einzu sehen, daß es etwas gänzlich Verschiedenes war. Es war zu verschieden, um unverträglich zu sein; es war so fremd, daß es nicht in Widerstreit stand. Während ein Volkshaufe an einem öffentlichen Feiertag zu dem Feste des Adonis oder zu den Wettspielen zu Ehren Apollos strömte, blieb dieser oder jener daheim, um eine kleine Theorie über die Natur der Dinge zu ersinnen. Manchmal nahm sein Steckenpferd die Gestalt eines Nachdenkens über die Natur Gottes an, ja in diesem Sinne sogar über die Natur der Götter. Doch nur höchst selten kommt ihm der Gedanke seine Natur der Götter, den Göttern der Natur gegenüberzustellen.

Es ist notwendig auf diese Abstraktion bei dem ersten Erforscher von Abstraktionen Gewicht zu legen. Er war weniger antagonistisch als geistesabwesend. Sein Steckenpferd war vielleicht das Universum, aber zunächst war das Steckenpferd so privat wie Münzensammeln oder Damespielen. Aber selbst als seine Weisheit zu einem allgemeinen Besitz, ja, fast zu einer politischen Institution wurde, stand sie äußerst selten mit den volkstümlichen und religiösen Einrichtungen auf gleichem Niveau. Aristoteles mit seinem reichen, gesunden Menschenverstande war vielleicht der größte aller Philosophen, bestimmt der praktischste aller Philosophen. Aber auch Aristoteles hätte ebensowenig daran gedacht, das Absolute als eine ähnliche oder konkurrierende Religion dem Apollo von Delphi zur Seite zu stellen, wie es etwa Archimedes in den Sinn gekommen wäre, den Hebel als eine Art Götzenbild oder Fetsch an Stelle des Palladiums der Stadt aufzurichten. Genau so gut könnten wir uns Euklid vorstellen, wie er einem gleichschenkligen Dreieck einen Altar erbaut, oder dem Hypotenusenquadrat Opfer darbringt. Der eine grubelte über Physik, der andere über Mathematik aus Liebe zur Wahrheit, oder aus Neugier, oder aus Spaß an der Sache. Aber die eine Art Spaß scheint niemals mit der anderen Art Spaß in Konflikt geraten zu sein, mit der Freude am Tanzen oder Singen zur Feier irgendeines Halunkenstreichs

Zeus', der sich zur Abwechslung in einen Stier oder in einen Schwan verwandelt hatte. Vielleicht ist es das Zeichen einer gewissen Oberflächlichkeit, oder ein Beweis wie wenig ernst der volkstümliche Polytheismus genommen wurde, daß Menschen, Philosophen ja selbst Skeptiker sein konnten, ohne sich bewegen zu fühlen, störend einzugreifen. Diese Denker rührten an den Grundlagen der Welt, ohne auch nur die Umrisse jener farbigen Wolke zu stören, die frei in der Luft über der Erde schwebte.

Ja, die Denker rührten an den Grundlagen der Welt, während ein seltsamer Kompromiß sie abhielt, die Fundamente der Stadt anzutasten. Die beiden großen Philosophen des Altertums erscheinen uns tatsächlich als Verteidiger gesunder und sogar geheiligter Ideen; ihre Maximen lesen sich häufig wie Antworten auf skeptische Einwände, allzu umfassend beantwortet, um immer überliefert worden zu sein. Aristoteles räumte mit hundert anarchischen Verschrobenheiten und Naturanbetereien durch die grundlegende Feststellung auf, der Mensch sei ein Zoon politikon, ein staatsbürgerliches Tier. Plato nahm in gewissem Sinne den katholischen Realismus in Gegensatz zu dem ketzerischen Normalismus durch Betonung der gleich grundlegenden Tatsachen vorweg, daß Ideen Wirklichkeiten seien, daß sie genau so existieren, wie Menschen existieren. Bisweilen jedoch scheint Plato fast anzunehmen, daß Ideen weit realer existieren, als Menschen existieren, ja daß die Menschen ohne Belang sind, wenn sie in Gegensatz zu den Ideen geraten. Plato besaß in seinem Ideal, die Bürger der Stadt anzupassen, wie man etwa einen gedachten Kopf einem Idealhut anpaßt, etwas von dem als Fabianisch bezeichneten sozialen Empfinden. Und so groß und herrlich Plato weiterlebt, so war er doch der Vater aller Schwärmer. Aristoteles ahnte weit tiefer die sakramentale Gesundheit voraus, die Leib und Seele der Dinge vereinen sollte, denn er berücksichtigte in gleicher Weise die Natur des Menschen wie die Natur der

Moral und schaute in die Augen sowohl wie in das Licht. Aber obwohl diese großen Männer in diesem Sinne aufbauend und konservativ wirkten, so gehörten sie doch einer Welt an, wo der Gedanke frei bis zum Phantastischen war. Zahlreiche andere große Geister folgten ihnen, teils eine abstrakte Vision der Tugend preisend, teils rationalistischer die Notwendigkeit des menschlichen Strebens nach Glück betonend. Die Ersteren hießen Stoiker, und ihr Name ist sprichwörtlich für eines der höchsten moralischen Ideale der Menschheit geworden: Stärkung des Geistes, um Unglück und Schmerz standzuhalten. Doch eine große Zahl der Philosophen entartete zu den sogenannten Sophisten. Sie wurden gewissermaßen berufsmäßige Skeptiker, die herumzogen und unbequeme Fragen stellten und freigiebig dafür belohnt wurden, daß sie sich zu einer Plage für andere Menschen machten. Vielleicht trug eine zufällige Ähnlichkeit mit solchen fragenden Quacksalbern an der Unpopularität des großen Sokrates Schuld, dessen Tod im Widerspruch zu der Annahme eines Dauerfriedens zwischen den Philosophen und den Göttern zu stehen scheint. Aber Sokrates starb nicht als Monotheist, der dem Polytheismus den Krieg erklärte, nicht als ein Prophet, der die Götzen brandmarkte. Jeder, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird — berechtigt oder unberechtigt — eine rein persönliche Beeinflussung durch Sitten und vielleicht auch Politik bemerken. Der allgemeine Ausgleich blieb jedoch bestehen. Mochte das nun daher kommen, daß die Griechen ihre Mythen als einen Scherz betrachteten, oder daß sie ihre Theorien für Spielereien hielten. Niemals kam es zu einem Zusammenprall, bei welchem das Eine wirklich das Andere zerstörte; es kam freilich auch nie zu einer Vereinigung, bei welcher das Eine wirklich mit dem Anderen ausgesöhnt wurde. Bestimmt wirkten sie nie zusammen, höchstens konnte man den Philosophen als Konkurrenten des Priesters bezeichnen. Aber beide schienen eine Art Trennung der Funktionen vorgenommen zu haben und blieben



Teile des gleichen Gesellschaftssystems. Eine andere wichtige Tradition leitet sich von Pythagoras her, der deswegen bemerkenswert ist, weil er den orientalischen Mystikern am nächsten stand und im Zusammenhang mit diesen betrachtet werden muß. Pythagoras lehrte eine Art mathematischer Mystik, der zufolge die Zahl die letzte Wirklichkeit ist. Aber daneben lehrte er auch gleich den Brahmanen die Seelenwanderung. Ferner hinterließ er seinen Anhängern gewisse Gebräuche des Vegetarismus und Wassertrinkens, sehr beliebt bei den östlichen Weisen, besonders bei jenen, die in den Modesalons des späteren römischen Reiches eine Rolle spielten. Doch indem wir uns den östlichen Weisen und der etwas abweichenden Atmosphäre des Ostens zuwenden, kommen wir vielleicht auf einem anderen Wege einer ziemlich wichtigen Erkenntnis näher.

Einer der großen Philosophen sagte, es wäre gut, wenn Philosophen Könige oder wenn Könige Philosophen wären. Er sprach von etwas, das zu gut erscheint, um wahr zu sein; aber tatsächlich wurde es gar nicht so selten Wahrheit. Ein gewisser in der Geschichte vielleicht zu wenig beachteter Typus kann in Wahrheit „der königliche Philosoph“ genannt werden. Abgesehen vom tatsächlichen Königtum war es für den Weisen gelegentlich möglich, trotzdem er nicht das war, was wir einen Religionsstifter nennen, gewissermaßen ein Staatenbegründer zu werden. Und der bloße Gedanke an das großartige Beispiel eines solchen Mannes, eines der größten in der Geschichte, trägt uns tausende von Meilen über die ungeheuren Flächen Asiens in jene wunderbare und in mancher Hinsicht weise Welt der Ideen und Institutionen, die wir etwas wohlfeil abtun, wenn wir von China sprechen. Menschen haben zahlreichen, sehr seltsamen Göttern gedient, und sich getreu zahlreichen Idealen, ja, selbst Idolen ergeben. China ist ein Staat, der in Wahrheit an die Vernunft glaubt. China nimmt die gesunde Vernunft ernst und steht in dieser Beziehung vielleicht allein

in der Welt. Bereits in sehr frühen Zeiten löste es den Zwiespalt von König und Philosoph, indem es tatsächlich einen Philosophen zum Ratgeber des Königs erwählte. Es machte aus einer Privatperson, die nichts auf der Welt zu tun hatte, als vernünftig zu sein, eine öffentliche Institution. Natürlich hatte und hat China zahlreiche Einrichtungen nach gleichem Muster. Alle Ränge und Privilegien beruhen auf öffentlicher Prüfung. China besitzt nichts, was wir eine Aristokratie nennen würden; es ist eine Demokratie, beherrscht von der Vernunft. Aber hier kommt es darauf an, daß China Philosophen als Ratgeber der Könige hatte; und einer dieser Philosophen muß ein großer Philosoph und ein großer Staatsmann gewesen sein.

Konfuzius war kein Religionsstifter, nicht einmal ein Religionslehrer, vielleicht war er nicht einmal religiös. Er war kein Atheist, er war anscheinend, was wir unter einem Agnostiker verstehen. Aber das Wesentlichste ist, daß es gänzlich belanglos ist, überhaupt über seine Religion zu sprechen. Es wäre das Gleiche, als würde man in einem Bericht über die Schaffung des Postsystems durch Rowland Hill, oder über die Organisation der Pfadfinder durch Baden-Powell, zuerst von Theologie reden. Es war nicht Konfuzius' Aufgabe, der Menschheit eine Botschaft vom Himmel zu bringen, sondern China zu organisieren, und er hat es offenbar vortrefflich organisiert. Er mußte sich viel mit Moralfragen beschäftigen, aber er verknüpfte sie fest mit Sitten. Die Besonderheit seines Systems und seines Landes, durch die sich China von seinem großen Gegenstück, dem System des Christentums scharf unterscheidet, liegt darin, daß Konfuzius darauf beharrte, ein außerkörperliches Leben mit allen Formalitäten zu verewigen, um durch die äußerliche Kontinuität den innerlichen Frieden zu wahren. Jeder, der weiß, wieviel die Lebensweise mit der Gesundheit der Seele sowohl wie des Körpers zu tun hat, wird den wahren Kern in Konfuzius' Idee erkennen. Aber er wird auch sehen, daß die Ahnenverehrung und die Ehrfurcht vor dem Gehei-

lichten Kaiser Sitten und nicht Glaubensbekenntnisse waren. Man tut dem großen Konfuzius ein Unrecht, wenn man ihn als einen Religionsstifter bezeichnet. Es ist sogar eine Unbilligkeit ihm gegenüber zu sagen, er wäre kein Religionsstifter. Es ist genau so unbillig, als sich soweit zu verirren und von Jeremy Bentham zu behaupten, er wäre kein christlicher Märtyrer.

Aber es gibt eine Klasse höchst interessanter Fälle, wo Philosophen Könige waren und nicht nur die Freunde von Königen. Die Verbindung ist nicht zufällig. Sie hat in hohem Maße mit dieser ziemlich kniffligen Frage der Aufgabe der Philosophen zu tun; sie enthält einen Hinweis, weshalb Philosophie und Mythologie selten zu einem offenen Bruche kamen. Der Grund lag nicht nur darin, daß die Mythologie etwas oberflächlich, sondern daß der Philosoph ziemlich hochmütig war. Er verachtete die Mythen, aber er verachtete auch den Pöbel und hatte das Gefühl, daß beide gut zueinander paßten. Der heidnische Philosoph war selten ein Mann aus dem Volke, und niemals war er es seinem Charakter nach; er war selten ein Demokrat, aber häufig ein scharfer Kritiker der Demokratie. Er war von einer aristokratischen, menschenfreundlichen Bequemlichkeit, und seine Rolle ließ sich am leichtesten von Männern spielen, die sich zufällig in einer entsprechenden Lebenslage befanden. Für einen Fürsten oder eine hervorragende Persönlichkeit war es äußerst einfach und natürlich, sich in die philosophische Rolle eines Hamlet oder eines Theseus im Sommernachtstraum hineinzuversetzen. Und von sehr frühen Zeiten an bewegen wir uns im Kreise dieser fürstlichen Intellektuellen. Ja, einem begegnen wir in dem frühesten geschichtlich beurkundeten Zeitalter der Welt auf jenem urzeitlichen Throne, der das alte Ägypten überschattete.

Das höchste Interesse bietet das Beispiel Akhanatons, gemeinhin der „Ketzerische Pharao“ genannt, dank der Tatsache, daß er das einzige Beispiel, auf jeden Fall in den vorchristlichen Zeiten, eines dieser königlichen Philosophen ist, der es

sich zur Aufgabe machte, die volkstümliche Mythologie im Namen persönlicher Philosophie zu bekämpfen. Die meisten dieser Männer eiferten der Haltung Marc Aurels nach, der auch sonst in vielfacher Hinsicht das Vorbild dieser Art von Monarchen und Weisen war. Man macht es Marc Aurel zum Vorwurf, daß er das heidnische Amphitheater und die Marterqualen der Christen duldere. Aber das ist sehr bezeichnend, denn ein Mann dieses Schlages hielt in Wahrheit genau so viel von der volkstümlichen Religion wie von den volkstümlichen Circussen. Tiefsinnig schreibt Professor Phillimore von ihm: „Ein großer und guter Mann — und er wußte es.“ Die Philosophie des ketzerischen Pharao war ernster und vielleicht demütiger. Denn die Idee zu stolz zu sein, um zu fechten, hat ein Corollarium, nämlich daß der Demütige den schwersten Kampf zu kämpfen hat. Auf jeden Fall war der ägyptische Fürst schlicht genug, seine eigene Philosophie ernst zu nehmen, und als Einziger dieser intellektuellen Fürsten machte er eine Art coup d'état, warf mit einer kaiserlichen Geste die hohen Götter Ägyptens in den Staub und hob vor allen Menschen, gleich einem flammenden Spiegel monotheistischer Wahrheit, die Scheibe der allumfassenden Sonne hoch empor. Er hatte auch noch andere interessante Ideen, wie sie sich häufig bei solchen Idealisten finden. In dem Sinne, in welchem wir von einem Klein-Engländer sprechen, war er ein Klein-Ägypter; in der Kunst war er ein Realist, weil er ein Idealist war, denn Realismus ist unmöglicher als jedes andere Ideal. Aber trotz allem fällt auf ihn etwas von dem Schatten Mac Aurels, würdevoll betont durch den Schatten Professor Phillimores. Dieser edle Fürst hatte etwas von einem Gecken an sich, und Dünkelhaftigkeit besitzt einen so stechenden Geruch, daß er selbst inmitten der welken Spezereien an einer ägyptischen Mumie haften bleibt. Gleich zahlreichen anderen Ketzern fragte sich der Ketzerische Pharao wahrscheinlich ständig, was eigentlich an den verbreiteten Glaubenssätzen und an den Le-



gender von Leuten von einer soviel geringeren Bildungsstufe, als seiner eigenen, daran sein könne. Und wie bereits erwähnt, steckte etwas in diesen Mythen. In all jener Ortsgebundenheit, in dem Aufmarsch der an riesige Lieblingstiere gemahnenden Gottheiten, in dem unermüdlichen Wachen an bestimmten verhexten Plätzen, in all den verschlungenen Irrfahrten der Mythologie verriet sich ein echter, menschlicher Hunger. Natur braucht nicht den Namen Isis zu tragen. Isis braucht nicht wirklich nach Osiris Ausschau zu halten. Natur aber schaut immer nach etwas aus, Natur hält überall und immer Ausschau nach dem Übernatürlichen. Etwas schärfer Umgrenzt war zur Befriedigung dieses Bedürfnisses nötig; ein würdevoller Monarch jedoch mit einer Scheibe der Sonne stillte diesen Hunger nicht. Der königliche Versuch scheiterte inmitten einer tobenden Reaktion volkstümlichen Aberglaubens, wobei die Priester sich auf die Schultern des Volkes schlangen und den Thron der Könige bestiegen.

Das nächste große Beispiel eines fürstlichen Weisen ist Gautama, der große Herrscher Buddha. Ich weiß, daß er im allgemeinen nicht zu den reinen Philosophen gerechnet wird, aber nach allem, was ich feststellen kann, festigt sich mehr und mehr meine Überzeugung, daß dies die richtige Auslegung seiner ungeheuren Bedeutung ist. Er war bei weitem der größte und der beste dieser in Purpur geborenen Intellektuellen. Die Rückwirkung, die von ihm ausging, war vielleicht die edelste und ernsteste aus all den Taten einer solchen Vereinigung von Denkern und Thron sich ergebender Wirkungen, denn die Wirkung hieß Entsagung. Marc Aurel begnügte sich mit verfeinerter Ironie zu sagen, daß selbst in einem Palaste ein gutes Leben geführt werden könnte. Der feurigere ägyptische König folgerte, daß dieses Leben nach einer Palastrevolution sogar noch besser geführt werden könnte. Der große Gautama aber war der einzige von ihnen, der bewies, daß es in Wahrheit ganz ohne Palast ginge. Der Eine kam zu einer Duldung,

der Andere zu einer Revolution. Aber schließlich liegt nur in einer Abdankung etwas Absolutes. Abdankung ist vielleicht die einzig wahrhaft absolute Handlung eines absoluten Fürsten. Der indische Fürst, in orientalischen Pomp und Luxus aufgewachsen, zog freiwillig hinaus und führte das Leben eines Bettlers. Das ist herrlich, aber es ist kein Krieg, das heißt, es braucht im christlichen Sinne nicht notwendiger Weise ein Kreuzzug zu sein. Es entscheidet nicht die Frage, ob dieses Leben eines Bettlers das Leben eines Heiligen oder das Leben eines Philosophen war. Es entscheidet nicht, ob dieser große Mann in Wirklichkeit die Tonne des Diogenes oder das Gehäuse des heiligen Hyronismus aufsuchte. Jene, die am tiefsten in das Studium Buddhas eingedrungen zu sein scheinen und am klarsten und klügsten über ihn schreiben, überzeugen mich, daß er einfach ein Philosoph war, der eine erfolgreiche philosophische Schule begründete, und erst später infolge der mystischeren und unwissenschaftlicheren Atmosphäre all solcher asiatischer Traditionen in eine Art divus oder geheiligtes Wesen umgewandelt wurde. Es ist daher an dieser Stelle nötig ein Wort über jene unsichtbare, aber doch wirkliche Grenzlinie zu sagen, die wir beim Übergang vom Mittelmeer in das Mysterium des Ostens überschreiten.

Vielleicht erhellt aus nichts anderem so wenig Wahrheit wie aus den alltäglichen Wahrheiten, besonders wenn sie wirklich wahr sind. Wir alle haben die Gewohnheit, bestimmte Dinge über Asien auszusagen, die wahr genug sind, aber uns kaum weiter helfen, weil wir ihre Wahrheit nicht begreifen. Etwa: Asien sei alt, oder es halte nach der Vergangenheit Ausschau, oder, es sei nicht fortschrittlich. Nun ist es richtig, daß das Christentum in einem bestimmten Sinne fortschrittlicher ist, aber diese Fortschrittlichkeit hat sehr wenig mit der ziemlich beschränkten Vorstellung einer endlosen, geschäftigen politischen Betriebsamkeit zu tun. Die Christenheit glaubt, denn das Christentum glaubt, daß der Mensch hier oder später und

auf den verschiedensten Wegen — entsprechend den verschiedenen Doktrinen — irgendwohin gelangen könne. Der Welt Sehnen kann irgendwie befriedigt werden, wie Wünsche befriedigt werden, sei es nun durch ein neues Leben oder eine alte Liebe, oder durch irgendeine Form eines positiven Besitzes und einer Erfüllung. Wir alle wissen im übrigen, daß es einen Rhythmus und nicht einen reinen Fortschritt gibt, daß Dinge ansteigen und fallen. Nur ist bei uns dieser Rhythmus ein ziemlich freier und nicht berechenbarer Rhythmus. Für Asien ist dieser Rhythmus im wesentlichen zu einer Rückkehr geworden. Die Welt ist nicht mehr ein bloßes Drunter und Drüber, sie ist ein Rad. All diese hoch intelligenten und hoch zivilisierten Völker sind von einer Art kosmischer Rotation erfaßt, der gegenüber kleine Unebenheiten nichts bedeuten. In diesem Sinne ist das Schlimmste am Leben, daß es in gleicher Weise für ewig so fortzulaufen vermag. Das meinen wir in Wahrheit, wenn wir sagen, Asien sei alt, oder rückschrittlich, oder habe den Blick rückwärts gekehrt. Deswegen erscheinen uns selbst seine gekrümmten Schwerter als herausgebrochene Teile aus jenem blendenden Rad, deswegen sehen wir sein Schlangenornament überall wiederkehren gleich einer Schlange, die nie erschlagen wird. Das hat sehr wenig zu tun mit dem Firnis politischen Fortschritts. Sämtliche Asiaten könnten Zylinder auf ihren Köpfen tragen, solange dieser Geist in ihren Herzen lebt, blieben sie der Überzeugung, daß die hohen Hüte verschwinden und rund gleich den Planeten wiederkehren würden; nie aber würden sie glauben, daß man durch Nachlaufen hinter einem Hute in den Himmel oder auch nur nach Hause gelangen könnte.

Als der Geist Buddhas aufstieg und sich dieser Frage zuwandte, war diese Art kosmischen Empfindens bereits Gemeingut von fast allem im Osten. Das Dschungel einer außerordentlich ausschweifenden, fast erstickenden Mythologie stand bereits. Trotzdem kann man dieser volkstümlichen Üppigkeit im

Sagenschatz mehr Mitempfinden entgegenbringen als irgend-einer Form jenes höheren Pessimismus, der diese Fruchtbarkeit zum Welken gebracht haben würde. Doch trotz aller billiger Zugeständnisse darf man nie vergessen, daß ein erheblich Teil der dem Boden entsprossenen östlichen Hirngespinnste in Wahrheit Abgöttereien ist, eine örtliche und buchstäbliche Anbetung eines Götzen. Auf das alte brahmanische System, wenigstens wie die Brahmanen es auffassen, trifft das nicht zu. Dieser Satz erinnert uns an eine Wirklichkeit von weit größerer Bedeutung. Diese große Wirklichkeit ist das Kastensystem des alten Indien. Dieses Kastensystem mag gewisse praktische Vorteile entsprechend dem Gildensystem des mittelalterlichen Europas geboten haben, aber es unterscheidet sich nicht nur von jener christlichen Demokratie, sondern auch von jeder noch so extremen christlichen Form einer Aristokratie durch die Tatsache, daß es die gesellschaftliche Superiorität als eine geistige Superiorität auffaßt. Dies scheidet es nicht nur grundlegend von der Brüderlichkeit des Christentums, sondern stellt es gleich einem mächtigen stufenförmigen Berge des Stolzes zwischen die verhältnismäßig gleichartigen Ebenen einerseits des Islams und andererseits Chinas. Die Festigkeit dieser Formation durch Jahrtausende ist ein weiteres Beispiel für jenen Geist der Wiederholung, dessen Spuren in unvordenkliche Zeiten zurückreichen. Wir können auch noch den Einfluß einer anderen Idee mutmaßen, die wir dem Buddhismus, wie die Theosophen ihn auslegen, assoziieren. Einige der strengsten Buddhisten weisen freilich diesen Gedanken und noch verächtlicher die Theosophen zurück, aber ob dieser Gedanke im Buddhismus steckt oder nur in dem Geburtsorte des Buddhismus, oder in einer Überlieferung, oder einer Travestie des Buddhismus, in jedem Falle handelt es sich um eine Idee, die diesem Prinzip der Wiederkehr durchaus entspricht. Ich meine natürlich die Idee einer erneuten Fleischwerdung.



Aber Reinkarnation ist in Wahrheit keine mystische Idee. Sie ist in Wahrheit weder eine transzendente, noch in diesem Sinne eine religiöse Idee. Mystizismus birgt die Vorstellung von etwas, was die Erfahrung überschreitet; die Religion sucht einen Schimmer eines besseren Guten oder eines schlimmeren Bösen als Erfahrung zu geben vermag. Reinkarnation braucht nur Erfahrungen, im Sinne einer Wiederholung zu erweitern. Es ist für einen Menschen nicht übersinnlicher, sich zu erinnern, ob er vor seiner Geburt in Babylon war, als sich zu erinnern, was er in Brixton tat, bevor er einen Schlag auf den Kopf bekommen hatte. Seine aufeinanderfolgenden Leben brauchen nichts anderes als menschliche Leben gewesen zu sein, welche Begrenzungen auch das menschliche Leben belasten mögen. Das hat nichts zu tun mit dem Sehen Gottes oder der Herausbeschwörung des Satans. Mit anderen Worten, Wiederverfleischung als solche bedeutet nicht notwendig ein Entfliehen von dem Rade des Schicksals, in gewissem Sinne ist sie das Rad des Schicksals. Und war es nun etwas, das Buddha gründete oder etwas, das Buddha vorfand, oder etwas, dem Buddha entsagte, als er es fand, in jedem Fall ist es etwas, das dem allgemeinen Charakter jener asiatischen Atmosphäre entsprach, in welcher er seine Rolle spielen mußte. Und Buddha spielte die Rolle eines intellektuellen Philosophen mit einer besonderen Theorie über die richtige intellektuelle Haltung diesem Etwas gegenüber.

Ich kann es begreifen, wenn Buddhisten die Ansicht ablehnen, der Buddhismus sei eine bloße Philosophie, wenn wir unter Philosophie lediglich ein Verstandesspiel verstehen, wie die griechischen Sophisten es spielten, indem sie Welten in die Luft schleuderten und sie gleich Bällen auffingen. Vielleicht wäre die Behauptung zutreffender, daß Buddha ein Mann war, der eine metaphysische Lehre schuf, die man sogar als eine psychologische Lehre bezeichnen könnte. Er zeigte einen Weg, all diesen wiederkehrenden Sorgen zu entgehen, einfach

indem man sich von der Täuschung, Begehren genannt, löste. Es handelte sich betont nicht darum, daß wir das, was wir uns wünschen, eher erhalten würden, wenn wir unserer Ungeduld Zügel anlegten, oder daß wir es auf bessere Art oder in einer besseren Welt erhalten würden, wir sollten vielmehr ausdrücklich aufhören, es zu begehren. Sobald einmal ein Mensch begriffe, daß es in Wirklichkeit keine Wirklichkeit gäbe, daß sich alles, einschließlich seiner Seele, zu jeder Sekunde in Auflösung befände, dann würde er Enttäuschung vorwegnehmen und, in einer Art Ekstase der Gleichgültigkeit lebend (soweit man von einer Existenz bei ihm überhaupt sprechen könnte), gegen Veränderung gefeit sein. Der Buddhist bezeichnet diesen Standpunkt als Glückseligkeit, und wir werden unsere Geschichte nicht unterbrechen, um hierüber zu streiten, für uns ist er bestimmt von Verzweiflung nicht zu unterscheiden. Zum Beispiel sehe ich nicht ein, weshalb sich die Enttäuschung des Begehrens nicht genau so gut auf die lieblichsten wie auf die selbstsüchtigsten Wünsche beziehen sollte. Der Herr des Erbarmens scheint die Menschen mehr wegen ihres Lebens als wegen des Todes zu bemitleiden. Übrigens schrieb ein kluger Buddhist: „Die Erklärung für den volkrümlichen chinesischen und japanischen Buddhismus liegt darin, daß er kein Buddhismus ist.“ Zweifellos hat er aufgehört, eine bloße Philosophie zu sein, aber nur, indem er zu einer bloßen Mythologie geworden ist. Das Eine ist gewiß: nie ist der Buddhismus zu etwas geworden, das auch nur entfernt dem ähnlich sieht, was wir eine Kirche nennen.

Die Behauptung, die ganze Religionsgeschichte sei in Wahrheit nur ein Gewebe aus Nullen und Kreuzen, könnte wie ein bloßer Witz anmuten. Doch ich verstehe unter Nullen nicht Nichtigkeiten, sondern Dinge, die mit der positiven Gestalt oder dem Muster der anderen verglichen, negativ sind. Und obwohl das Symbol natürlich nur ein zufälliges Zusammentreffen ist, ist es ein Zusammentreffen, das in Wahrheit zutrifft. Der Geist Asiens läßt sich wahrheitsgemäß durch eine runde 0

darstellen, wenn nicht in dem Sinne einer Zahl, so zum mindesten im Sinne eines Kreises. Das große asiatische Symbol einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist in Wahrheit ein vollkommenes Abbild einer bestimmten Idee von Einheit und Wiederkehr, die einen integrierenden Bestandteil der östlichen Philosophien und Religionen bildet. Es ist in Wahrheit eine Kurve, die in einem Sinne alles in sich begreift und im anderen Sinne zu nichts führt. In dem einen Sinne ist es ein Bekenntnis oder richtiger eine Prahlerei, daß jeder Schluß ein Zirkelschluß ist. Und obgleich die Figur nur ein Symbol ist, so sehen wir doch, wie gesund der symbolische Verstand ist, der dieses Symbol erzeugt, das Parallelsymbol des Rades Buddhas, gemeinhin Swastika genannt. Das Kreuz ist ein Ding in rechten Winkeln, kühn in entgegengesetzte Richtungen deutend; die Swastika aber ist das nämliche Ding, gerade in der Rückkehr zu der rückkehrenden Kurve begriffen. Das gekrümmte Kreuz ist tatsächlich ein in ein Rad sich verwandelndes Kreuz. Ehe wir uns von diesen Symbolen abwenden, als wären sie willkürliche Symbole, müssen wir uns erinnern, wie tief der schöpferische Instinkt war, der sie erzeugte, oder sie im Osten, sowohl wie im Westen auserwählte. Das Kreuz ist mehr geworden als eine historische Erinnerung, es bringt fast wie ein mathematisches Diagramm die Wahrheit über den wahren Streitpunkt zum Ausdruck, die Vorstellung eines Streites, der sich in die Ewigkeit erstreckt. Es ist eine Wahrheit und eine Tautologie, zu sagen, das Kreuz sei die Crux der ganzen Frage.

Mit anderen Worten, das Kreuz steht in Wahrheit und figürlich für die Idee des Herausbrechens aus dem Zirkel, der Alles und Nichts ist. Es entflieht dem Zirkelschluß, dem zufolge alles in dem Verstande beginnt und endet. Da wir es noch immer mit Symbolen zu tun haben, könnte man es in ein Gleichnis fassen in Gestalt jener Geschichte vom heiligen Franziskus, welche besagt, daß die Vögel, die mit seinem Segen schieden, sich in die Unendlichkeiten der

vier Winde des Himmels schwingen konnten, und daß ihr Zug ein riesiges Kreuz an dem Himmelszelt beschrieb; denn verglichen mit der Freiheit jenes Vogelzuges ist die bloße Gestalt der Swastika einem Kätzchen vergleichbar, das seinen Schwanz hascht. Mit einem volkstümlichen Bilde könnten wir sagen, daß, als Sankt Georg seinen Speer in den Schlund des Ungeheuers stieß, er in die Abgeschlossenheit der sich selbst verzehrenden Schlange einbrach und ihr etwas anderes zu kauen gab neben ihrem eigenen Schwanz. Aber wenn man auch zahlreiche Phantasien als Bilder der Wahrheit verwenden kann, die Wahrheit an sich ist abstrakt und absolut, wenn sie sich auch nicht sehr leicht außer in solchen Bildern zusammenfassen läßt. Christentum wendet sich an eine feste Wahrheit außerhalb seiner selbst, an etwas, das in diesem Sinne external sowohl wie eternal ist. Es behauptet, daß Dinge wirklich da sind, oder mit anderen Worten, daß Dinge wirkliche Dinge sind. Darin ist das Christentum eins mit der gesunden Vernunft, und die gesamte Religionsgeschichte zeigt, daß diese gesunde Vernunft überall schwindet außer dort, wo das Christentum sie bewahrt.

Sie kann anders nicht existieren oder wenigstens nicht dauern, weil reines Denken nicht gesund bleibt. In gewissem Sinne wird es zu einfach, um gesund zu sein. Einfachheit mehr als Spitzfindigkeit ist die Versuchung der Philosophen. Stets werden sie von ungesunden Vereinfachungen angezogen, wie Menschen an Abgründen stehend fasziniert werden durch Tod und Nichtsein und leere Luft. Es bedurfte eines Philosophen anderer Art, um hoch auf der Zinne des Tempels zu stehen und sein Gleichgewicht zu behalten, ohne sich selber hinabzustürzen. Eine von diesen offensichtlichen, diesen allzu offensichtlichen, Erklärungen besagt, daß alles ein Traum und eine Täuschung sei, und daß es außerhalb des Ich's nichts gäbe. Eine andere besagt, daß alle Dinge wiederkehren; wieder eine andere Vorstellung, die buddhistisch sein soll und bestimmt orientalistisch ist, läuft darauf hinaus, daß das Ausschlaggebende bei uns



unsere Erschaffung sei, im Sinne unserer vielfarbigen Verschiedenheit und Persönlichkeit, und daß es nichts Gutes geben könne, bis wir nicht wieder zu einer Einheit eingeschmolzen seien. Nach dieser Theorie war die Schöpfung der Sündenfall. Historisch ist diese Theorie wichtig, weil sie aufgespeichert lag in dem finsternen Herzen Asiens, und von dort aus zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gestalten über die trüben Grenzen Europas zog. Hier ist der Platz der geheimnisvollen Gestalt des Manes oder Manichäus, des Mystikers des Widerstreits von Licht und Finsternis, des Vaters zahlreicher Sekten und Heräsen, den wir einen Pessimisten nennen würden; hier an höherer Stelle steht die Gestalt Zoroasters. Er ist im Volksmunde mit einer anderen dieser allzu einfachen Erklärungen identifiziert worden: Der Gleichheit von Böse und Gut, ausgewogen und kämpfend in jedem Atom. Auch er gehört der Schule der Weisen an, die man als Mystiker bezeichnen kann. Und aus dem gleichen geheimnisvollen persischen Garten kam auf gewichtigen Schwingen Mitras, der unbekannt Gott, um das letzte Dämmerlicht Roms zu beunruhigen.

Jener Kreis oder jene Scheibe der Sonne, aufgerichtet am Morgen der Welt durch den fernen Ägypter, ist ein Spiegel und ein Vorbild für all die Philosophen gewesen. Zahlreiche Dinge haben sie daraus gestaltet und sind bisweilen wahnsinnig darüber geworden, besonders wenn, wie bei diesen östlichen Weisen, der Kreis zu einem Rade wurde, das sich in ihren Köpfen drehte. Sie alle glauben, das Sein ließe sich durch ein Diagramm statt durch eine Zeichnung darstellen. Die rohen Zeichnungen der kindlichen Mythenschöpfer sind eine Art grober und kühner Protest gegen diese Art Anschauung. Sie können nicht glauben, daß Religion in Wahrheit nicht ein Muster, sondern ein Gemälde sei. Noch weniger vermögen sie zu glauben, daß es ein Gemälde von etwas sei, das wirklich außerhalb unseres Geistes existiert. Manchmal malt der Philo-

soph die Scheibe ganz schwarz und nennt sich einen Pessimisten; manchmal malt er sie blendend weiß und nennt sich einen Optimisten; manchmal teilt er sie haarscharf in eine schwarze und eine weiße Hälfte und nennt sich einen Dualisten gleich jenen persischen Mystikern, für die ich wünschte Platz zur Verfügung zu haben, um ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Niemand von ihnen verstand ein Etwas, das anfang die Proportionen zu zeichnen, als wären sie wirkliche Proportionen, angeordnet nach Art der Proportionen des Lebens, welche der mathematische Zeichner unproportioniert nennen würde. Gleich dem ersten Künstler in der Höhle enthüllte dieses Etwas dem ungläubigen Auge, in dem was wie ein Wirrwar krummer Linien erschien, die Andeutung eines neuen Zweckes. Der Künstler schien nur sein Diagramm zu verzerrten, als er zum ersten Mal in allen Zeitaltern begann, die Linien einer Form und — eines Antlitzes — zu ziehen.

## Siebentes Kapitel

### Der Kampf der Götter und Dämonen

Die materialistische Geschichtstheorie, der zufolge Politik und Ethik nur der Ausdruck wirtschaftlicher Verhältnisse sind, beruht auf einem höchst einfältigen Trugschluß. Dieser Trugschluß besteht in einer Verwirrung der Notwendigkeiten des Lebens mit den natürlichen vorgefaßten Meinungen des Lebens, also in der Vermischung von zwei vollständig verschiedenartigen Dingen. Mit gleicher Berechtigung könnte man etwa sagen, weil ein Mensch nur auf zwei Beinen umhergehen kann, ginge er überhaupt nur umher, um Schuhe und Strümpfe zu kaufen. Ohne die beiden Krücken, Essen und Trinken, die einen gleich zwei Beinen stützen, kann man freilich nicht gehen, aber daraus zu folgern, diese Krücken seien die Triebfeder für alle menschlichen Bewegungen in der Geschichte gewesen, steht mit der Behauptung auf gleichem Niveau, das Ziel aller militärischen Märsche oder Pilgerfahrten müsse das Tischleindeckdich oder der Eselstreckdich gewesen sein. Gerade aus diesen Gemütsregungen besteht die Geschichte der Menschheit, und ohne diese würde sie tatsächlich überhaupt keine Geschichte sein. Kühe sind vielleicht rein wirtschaftlich eingestellt, wenigstens können wir nicht feststellen, daß sie viel anderes tun, als Gras fressen und sich neue Weidegründe suchen. Deshalb würde sich auch eine Geschichte der Kühe in zwölf Bänden nicht gerade sehr amüsant lesen. Auch Schafe und Geisen mögen, wenigstens in ihren äußerlichen Handlungen, reine Wirtschaftspolitiker sein. Deswegen ist das Schaf auch schwerlich ein Held von Kriegen oder

Reichen gewesen, für würdig gehalten, in einem Heldengedichte besungen zu werden. Ja, selbst der tatendurstigere Vierfüßer hat noch niemand zu einem Knabenbuche: „Ruhmestaten der ritterlichen Ziegenböcke“ oder unter einem ähnlichen Titel begeistert. Die Gefühlsbewegungen, welche die Geschichte der Menschheit ausmachen, sind so wenig wirtschaftlicher Natur, daß wir sagen können, die Geschichte begänne erst dort, wo die Triebfedern der Kühe und Schafe aufhören. Schwerlich wird jemand behaupten wollen, die Kreuzfahrer wären aus dem gleichen Grunde aus ihrer Heimat in eine entsetzliche Wüste gezogen, der die Kühe bewegt, eine Wildnis mit einem behaglicheren Weideplatz zu vertauschen. Schwerlich wird jemand behaupten wollen, die Polarforscher locke der nämliche materielle Grund nach Norden, der die Schwalben veranlaßt, südwärts zu ziehen. Streicht man die Religionskriege und alle rein abertheuerlichen Forschungsreisen aus der menschlichen Geschichte, dann hört die Geschichte nicht nur auf menschlich, sondern sie hört überhaupt auf eine Geschichte zu sein. Der Umriss der Geschichte besteht aus diesen entscheidenden Kurven und Winkeln, die der Wille des Menschen bestimmt. Wirtschaftsgeschichte wäre nicht einmal Geschichte.

Außer dieser offensichtlichen Tatsache, daß der Mensch nicht um der Nahrung willen leben muß, lediglich weil er ohne Nahrung nicht leben kann, steckt noch ein tieferer Trugschluß dahinter. Nicht die wirtschaftliche Maschinerie, die zu der Existenz notwendig ist, ist dem menschlichen Geiste am gegenwärtigsten, sondern diese Existenz an sich: Die Welt, die er jeden Morgen beim Erwachen erblickt, und seine Stellung in dieser Welt im allgemeinen. Näher als der Lebensunterhalt steht dem Menschen das Leben. Für jedes einzige Mal, daß er sich erinnert, welche Arbeit genau seinen Lohn schafft, und welcher Lohn genau ihm das Essen besorgt, überlegt er zehn Mal, daß es ein schöner Tag oder eine merkwürdige Welt ist, oder fragt sich, ob das Leben lebenswert oder ob seine Ehe ein Fehlschlag sei.



oder freut und wundert sich über seine Kinder, oder gedenkt seiner eigenen Jugend, oder hält in irgendeiner solchen Form undeutlich Rückschau über das geheimnisvolle Los des Menschen. Das trifft selbst auf die Mehrzahl der Lohnsklaven unseres innerlich faulen modernen Industriestaates zu, der durch seine Scheußlichkeit und Unmenschlichkeit den Wirtschaftsstreit tatsächlich in die erste Linie gerückt hat. Unendlich zutreffender ist es für die große Schar der Bauern und Jäger und Fischer, welche die Hauptmasse der Menschheit bilden. Selbst jene trocknen Pedanten, die annehmen, die Moral hinge von der Wirtschaft ab, müssen zugeben, daß die Wirtschaft von der Existenz abhängt. Und unzählige, natürliche Zweifel und Tagträume umgeben die Frage des Seins, nicht die Frage, wie wir leben können, sondern weshalb wir leben. Der Beweis dafür ist einfach, so einfach wie Selbstmord. Stellt im Geiste das Universum auf den Kopf, und ihr stellt zugleich die ganze Wirtschaftspolitik auf den Kopf. Angenommen, ein Mensch sehnt den Tod herbei, dann wird der Professor der Wirtschaftspolitik mit seinen künstlichen Erklärungen, wie der Mensch leben könne, zu einem langweiligen Schwätzer. Die Vielheit der Abweichungen und Entscheidungen, die unsere menschliche Vergangenheit zu einer Geschichte umwandeln, tragen dieses Merkmal der Ablenkung des direkten Flusses der reinen Wirtschaft. Wie man einen Nationalökonom von der Berechnung des künftigen Lohnes eines Selbstmörders entbinden kann, so kann man ihn auch von der Aufgabe entheben, Vorsorge für eine Alterspension für einen Märtyrer zu treffen. So wenig er für die Zukunft eines Märtyrers zu sorgen braucht, so wenig braucht er für die Familie eines Mönchs zu sorgen. Sein Plan wird in geringerem und abgestuftem Maße durch einen Soldaten, der für sein Vaterland stirbt, durch einen Bauern, der die eigene Scholle liebt, durch einen Mann, der mehr oder weniger durch eine Religion beeinflusst wird, die ihm dieses oder jenes verbietet oder erlaubt, modifiziert. Aber all diese

greifen nicht auf eine wirtschaftliche Berechnung über den Lebensunterhalt zurück, sondern auf einen eingeborenen Ausblick auf das Leben. Sie alle kommen zurück zu jenen fundamentalen Empfindungen, wenn man hinausblickt durch jene seltsamen Fenster, Augen genannt, auf jene seltsame Erscheinung, Welt genannt.

Kein Weiser wird wünschen, noch mehr lange Worte in die Welt zu bringen. Aber die Behauptung dürfte zulässig sein, daß wir etwas Neues brauchen, was man als psychologische Geschichte bezeichnen könnte. Ich meine die Erwägung, was Dinge in dem Geiste eines Menschen, besonders eines Alltagsmenschen bedeuten, scharf geschieden von dem, was lediglich aus offiziellen Formen oder politischen Erklärungen hergeleitet werden kann. Ich habe diese Frage bereits im Falle von Totems und anderer volkstümlicher Mythen berührt. Die Behauptung genügt nicht, daß ein Kater als Totem bezeichnet wurde, besonders wenn er gar nicht als Totem bezeichnet wurde. Wir möchten wissen, in welcher Art er empfunden wurde. Sah man in ihm Whittingtons Kater oder einen Hexenkater? War sein eigentlicher Name Miez oder Gestiefelter Kater? Dieses Wissen brauchen wir, um der Natur politischer und gesellschaftlicher Beziehungen näher zu kommen. Wir müssen das wirkliche Empfinden erforschen, auf dem die soziale Bildung zahlreicher, gewöhnlicher Menschen, ebenso gesund und ebenso selbstsüchtig wie wir, beruht. Was empfanden Soldaten, wenn sie strahlend am Himmel das seltsame Totem erblickten, das wir den Goldenen Adler der Legionen nennen? Welche Gefühle lösten jene anderen Totems, die Löwen und die Leoparden auf dem Wappenschilde großer Herren bei den Vasallen aus? Solange wir diese subjektive Seite der Geschichte, die man schlichter die Innenseite der Geschichte nennen kann, vernachlässigen, hat diese Wissenschaft eine gewisse Begrenzung, die besser die Kunst zu überschreiten vermöchte. Solange der Historiker das nicht zu tun ver-

mag, ist Dichtung wahrer als Tatsache. Ein Roman, ja, selbst ein historischer Roman wird mehr Wirklichkeit enthalten.

Nirgends ist diese neue Art Geschichtsforschung so dringend erforderlich wie in der Kriegpsychologie. Unsere Geschichte versteift sich auf offizielle Dokumente, öffentliche oder private, die uns nichts von dem Ding an sich erzählen. Im schlimmsten Falle besitzen wir nur die offiziellen Plakate, die nicht ursprünglich sein konnten, weil sie offiziell waren. Im besten Falle besitzen wir nur die Geheimakten, die nicht offenkundig sein konnten, weil sie geheim waren. Auf die einen oder die anderen dieser Urkunden gründet sich das historische Urteil über die wirklichen Gründe, die den Streit schürten. Regierungen kämpfen um Kolonien oder wirtschaftliche Rechte; Regierungen kämpfen um Häfen oder Schutzzölle; Regierungen kämpfen um eine Goldmine oder Perlenfischerei?! Als Antwort genügt offenbar, daß Regierungen überhaupt nicht kämpfen. Weshalb aber kämpfen die Kämpfer? Wie ist die Seelenstimmung, die das entsetzliche und wunderbare Ding, genannt Krieg, aufrecht erhält? Niemand, der etwas von Soldaten weiß, glaubt die alberne Behauptung, Millionen von Menschen ließen sich gewaltsam regieren. Wären sie alle saumselig, dann wäre es unmöglich, all die Saumseligen zu bestrafen. Der leiseste Hauch von Saumseligkeit würde in einem halben Tage einen ganzen Feldzug scheitern lassen. Welches Gefühl hatten die Menschen in Wahrheit über die Politik? Falls behauptet wird, sie nähmen die Politik von dem Politiker einfach hin, wie fühlten sie dann dem Politiker gegenüber? Wenn die Vasallen blindlings für ihren Fürsten kämpfen, was sahen dann diese blinden Menschen in ihrem Fürsten?

Es gibt etwas uns allen Bekanntes, das angemessen nur als Realpolitik bezeichnet werden kann. In Wahrheit ist es eine fast irrsinnig un reale Politik. Halsstarrig und dumm wiederholt sie ständig, daß die Menschen materiellen Zielen zu Liebe kämpfen,

ohne sich auch nur eine Sekunde zu überlegen, daß die materiellen Endziele für die Kämpfenden kaum je materiell sind. Kein Mensch will für praktische Politik sterben, genau wie kein Mensch für Bezahlung sterben will. Nero konnte nicht hundert Christen mieten, damit sie sich pro Stunde für einen Schilling von Löwen auffressen ließen, denn für Geld erleiden Menschen nicht den Märtyrertod. Das von der Realpolitik oder von realistischen Politikern heraufbeschworene Weltbild ist über jedes Beispiel baufällig und unglaublich. Glaubt ein Mensch auf der Welt, daß ein Soldat sagt: „Mein Bein fällt schon fast ab, aber ich werde weitermarschieren, bis es ganz abfällt, denn züguterletzt werde ich mich all der Vorteile meiner Regierung erfreuen, die dadurch einen eisfreien Hafen im finnischen Meerbusen erhält.“ Kann jemand im Ernst annehmen, daß ein in einen Soldaten verwandelter Schreiber erklärt: „Wenn ich mir eine Gasvergiftung zuziehe, werde ich wahrscheinlich in Qualen sterben, aber es ist ein tröstlicher Gedanke, daß, falls ich mich je dazu entschließen sollte, Perlen taucher in der Südsee zu werden, diese Laufbahn jetzt mir und meinen Leuten offen steht.“ Materialistische Geschichte ist die verrückteste und unglaublichste aller Geschichten, ja, sogar aller Romane. Mag der Anlaß zu Kriegen sein, welcher er wolle, das, was die Kriege unterhält, ist etwas in der Seele, ist etwas der Religion Verwandtes. Es ist dasjenige, was die Menschen über Leben und über Tod empfinden. Ein dem Tode naher Mensch ringt direkt mit einem Absoluten. Ein Unfug ist die Behauptung, daß ihm nur relative und ferne Verwicklungen Unruhe bereiten, denen der Tod in jedem Falle ein Ziel setzen wird. Falls ihn eine gewisse Treue aufrecht erhält, dann muß diese Treue so schlicht sein wie der Tod. Im allgemeinen sind es zwei Ideen, die aber nur die zwei Seiten einer Idee sind. Die erste ist die Liebe zu Etwas, das angeblich bedroht wird, und sei es auch nur die vage Vorstellung der Heimat; die zweite ist die Abneigung und der Trotz gegen etwas Fremdes, von dem



diese Drohung ausgeht. Die erste Vorstellung ist weit philosophischer, als sie klingt. Doch das brauchen wir hier nicht zu erörtern. Ein Mensch widerstrebt einer Zerstörung oder auch nur Veränderung seiner nationalen Heimat, weil er sich nicht einmal all des Guten erinnern kann, das damit zu Grunde gehen würde; genau wie er nicht wünscht, daß sein Haus niederbrennt, weil er schwerlich all die Dinge zu zählen vermag, die er vermissen würde. Daher kämpft er für etwas, das wie eine nebelhafte Abstraktion anmutet, aber in Wirklichkeit ein Haus ist. Aber die negative Seite ist genau ebenso edel und ebenso stark. Am erbittertesten kämpfen die Menschen, sobald sie das Gefühl haben, daß der Gegner gleichzeitig ein alter Feind und ein ewig Fremder ist, daß eine Atmosphäre fremd und antagonistisch ist, wie es bei den Franzosen den Preußen gegenüber oder bei den morgenländischen Christen den Türken gegenüber der Fall war. Wollten wir behaupten, es sein ein Unterschied der Religion, dann würden sich die Leute in langweiligen Streitigkeiten über Sekten und Dogmen ergehen. Aus Mitleid wollen wir daher sagen, es sei ein Unterschied in bezug auf Tod und Tageslicht; ein Unterschied, der sich wie ein dunkler Schatten zwischen unseren Blick und den Tag schiebt. Selbst im Augenblick des Todes erinnern sich die Menschen dieses Unterschiedes, denn es ist ein Streit über die Bedeutung des Lebens.

In diesen Fragen bewegt die Menschen etwas weit Höheres und Heiligeres als Politik: Der Haß. In den dunkelsten Tagen des Weltkrieges, als die Menschen körperlich und seelisch um jene litten, die sie liebten, war es längst nicht mehr die Sorge um Einzelheiten diplomatischer Ziele, welche sie abhielt, sich zu ergeben. Das ist nicht das Gefühl, welches einige meiner idealistischen Freunde als Liebe beschreiben. Mir genügt es, dies Gefühl Haß zu nennen, Haß gegen die Hölle und ihre Werke. Und wer nicht an die Hölle

glaubt, der braucht auch nicht an Haß zu glauben. Angesichts dieses allgemeinen Vorurteils war diese lange Einleitung leider unvermeidlich, um ein Verständnis zu sichern, was unter einem Religionskrieg gemeint ist. Sobald zwei Welten aufeinander treffen, das heißt, wenn zwei Weltanschauungen, oder in moderner Sprache, wenn zwei moralische Atmosphären aufeinander prallen, dann ist es ein Religionskrieg. Des einen Menschen Lebensodem ist für den anderen Menschen Gift, und es ist vergebliches Geschwätz, einer Pest einen Platz in der Sonne einräumen zu wollen. Dies mußte klar gestellt werden, selbst auf Kosten der Weitschweifigkeit, um zu begreifen, was in Wahrheit am Mittelmeer geschah, als Karthago, verdüstert von den Rätseln Asiens, gefolgt von all den Stämmen und Kolonien des Reiches, übermächtig und verächtlich, über das Meer gebraust kam und den Aufstieg der Republik an dem Tiber bedrohte.

Die alte Religion Italiens war im großen und ganzen jene Mischung, die wir als Mythologie bezeichnet haben. Doch während die Griechen eine natürliche Neigung zur Mythologie hatten, besaßen die Latiner anscheinend eine eingeborene Neigung zur Religion. Beide vervielfältigten die Götter, doch scheinen die Gründe zu deren Vervielfältigung bisweilen fast entgegengesetzte gewesen zu sein. Manchmal möchte es scheinen, als wenn der griechische Polytheismus sich aufwärts verästelte und blühte gleich den Zweigen eines Baumes, während der latinische Polytheismus nach abwärts sich verzweigte gleich Wurzeln. Vielleicht käme es der Wahrheit noch näher, zu sagen, daß die Zweige des ersteren sich leicht mit Blüten übersät zum Lichte hoben, während die des letzteren von Früchten schwer zu Boden hingen. Die Latiner vervielfältigten anscheinend die Götter, um sie den Menschen näher zu bringen, während die griechischen Götter sich aufschwangen und ihr Licht in den morgendlichen Himmel erstrahlen ließen. Bei den latinischen Kulturen fällt uns ihr örtlicher und besonders ihr

häuslicher Charakter auf. Man gewinnt den Eindruck von Gottheiten, die gleich Fliegen das Haus umschwärmen, von Göttern, die gleich Fledermäusen an den Säulen zusammengedrängt hängen, oder gleich Vögeln unter den Dachtraufen ihre Nester bauen. Vor unserem Blicke erscheint ein Gott der Dächer und ein Gott der Türpfosten, ein Gott der Portale, ja selbst ein Gott der Abzugskanäle. Man hat behauptet, die gesamte Mythologie wäre eine Art Märchen; aber diese Mythologie stellt eine besondere Art Märchen dar, das man in Wahrheit ein Kaminmärchen oder ein Kinderstubenmärchen nennen könnte, weil es eine Erzählung von dem Inneren des Hauses war wie jene Märchen, welche Stühle und Tische gleich Elfen zum Reden bringen. Die alten Haushaltsgötter der latinischen Bauern waren anscheinend große, plumpe, hölzerne Bildnisse, formloser als die Bugfigur, die der boshafte Zwerg Quilp mit dem Schüreisen zertrümmerte. Diese Religion des Heims war sehr heimisch. Natürlich fanden sich in dem Wirrwarr latinischer Mythologie auch noch andere weniger menschliche Elemente. Es gab griechische, Rom aufgepflanzte Gottheiten, unterirdisch fanden sich hier und da abstoßendere Dinge, Versuche nach der grausameren Art von Heidentum gleich dem ariccianischen Ritus, dem zufolge der Priester den Totschläger erschlägt. Aber derartige Gebräuche stecken potentiell in jedem Heidentum. Sie gehören nicht zu dem besonderen Charakter des latinischen Heidentums. Man könnte aber vielleicht sagen, daß das Besondere darin bestand, daß, wenn die Mythologie die Kräfte der Natur personifizierte, die latinische Mythologie die Natur, umgeformt durch die Kräfte des Menschen, personifizierte. Hier war es der Gott des Getreides und nicht des Grases, der Rinder und nicht der wilden Tiere des Waldes, kurz der Kult war buchstäblich eine Kultur, gewissermaßen wir wir von einer Agrikultur sprechen.

Damit verbunden findet sich ein Paradoxon, das für viele noch immer das große Fragezeichen und Rätsel der Latiner ist. Mit

der Religion, die sich gleich einer Schlingpflanze durch die gesamte Häuslichkeit zog, schien verknüpft eine gerade gegensätzliche Geisteseinstellung: der Geist der Auflehnung. Imperialisten und Reaktionäre berufen sich häufig auf Rom als Musterbild für Ordnung und Gehorsam; aber Rom war das gerade Gegenteil. Die wahre Geschichte des alten Rom erinnert weit mehr an die Geschichte des modernen Paris. In moderner Sprache könnte man Rom als eine aus Barrikaden erbaute Stadt bezeichnen. Man behauptet, das Tor des Janus wäre nie geschlossen worden, da draußen ewiger Krieg herrschte. Mit fast derselben Berechtigung könnte man sagen, daß im Innern ewiger Aufruhr tobte. Von den ersten Aufständen der Plebejer angefangen bis zu den letzten Bürgerkriegen kannte die Stadt, die der Welt den Frieden aufzwang, nie einen wahrhaften Frieden. Die Herrscher selber waren Rebellen.

Zwischen dieser Religion im privaten Leben und dieser Revolution im öffentlichen Leben bestand eine feste Beziehung. Geschichten, trotz ihrer Abgedroschenheit nicht weniger heldenhaft, erinnern uns, daß die Republik auf einem Tyrannenmord begründet wurde, der eine Beleidigung einer Frau gegenüber rächte; daß die Volkstribunen nacheinander eingesetzt wurden, welche eine Beleidigung einer Tochter ahndeten. Nur Männer, denen die Familie geheiligt ist, besitzen in Wahrheit einen Maßstab, um den Staat zu kritisieren. Sie allein können etwas Heiligeres anrufen als die Götter der Stadt, nämlich die Götter des Herdes. Das mystifiziert die Menschen, wenn sie sehen, daß die gleichen Nationen, die in ihrem Familienleben als starr erscheinen, in der Politik unstät wirken, wie zum Beispiel die Iren und die Franzosen. Es verlohnt sich bei dieser Frage des häuslichen Lebens zu verweilen als einem treffenden Beispiel dessen, was hier unter der Innenseite der Geschichte, entsprechend der Innenseite des Hauses, verstanden wird. Eine bloß politische Geschichte Roms kann mit Recht diese oder jene Handlung als eine zynische oder grausame Tat der römischen



Politiker hinstellen, aber der Geist, der Rom aus der Tiefe hochtrug, war der Geist sämtlicher Römer, und es ist keine Redensart, diesen Geist als das Ideal des Cincinnatus zu bezeichnen, der die Diktatur mit dem Pfluge vertauschte. Männer dieses Schlages hatten ihr Dorf in jeder Hinsicht gefestigt, ihre Siege bereits über Latiner und selbst über Griechen ausgedehnt, als sie sich von einem Kriege bedroht sahen, der die Welt wandelte. Ich habe ihn hier den Kampf der Götter und Dämonen genannt.

An der gegenüberliegenden Küste des Binnenmeeres war eine Stadt errichtet, die den Namen die Neue Stadt trug. Sie war bereits viel älter, machtvoller und blühender als die latinische Stadt, aber noch immer umgab sie eine Atmosphäre, die ihren Namen nicht unangemessen erscheinen ließ. Man hatte sie die Neue genannt, weil sie eine Kolonie gleich Neu York oder Neu Seeland war. Sie war ein Vorposten oder eine Niederlassung der Expansionskraft der großen Handelsstädte Tyrus und Sidon. Ein Hauch der neuen Länder und Kolonien umgab sie, ein zuversichtliches kaufmännisches Wachhalten. Sie liebte es, Dinge mit einer gewissen metallischen Zuversicht zu verkünden, zum Beispiel, daß niemand ohne Erlaubnis der Neuen Stadt seine Hände in der See waschen dürfe. Gleich den großen Hafenplätzen und Märkten, aus denen ihre Bürger stammten, hing sie fast gänzlich von der Macht ihrer Schiffe ab. Von Tyrus und Sidon her brachte sie ein erstaunliches Handelstalent und erhebliche Reiseerfahrung mit. Aber auch noch andere Dinge brachte sie von dorthin.

In einem früheren Kapitel habe ich auf eine gewisse Psychologie angespielt, die einem bestimmten Religionstyp zu Grunde liegt. In diesen nach praktischen Ergebnissen, statt nach poetischen Resultaten Durstenden bestand eine Neigung, Geister des Schreckens und des Zwanges aufzurufen, verzeifelt die Unterwelt um Hilfe zu bitten, um sich die Götter zu unterwerfen. Stets herrschte eine vage Vorstellung, daß diese

finsteren Mächte ohne viel Federlesens tatkräftig helfen würden. In der Psychologie des punischen Volkes nahm diese seltsame Art pessimistischer Tatkraft riesenhafte Dimensionen an. In der Neuen Stadt, von den Römern Karthago genannt, wie in den Mutterstädten Phöniziens, trug der Gott, dem Gaben dargebracht wurden, den Namen Moloch. Vielleicht war er identisch mit der als „Baal“ der Herr bezeichneten Gottheit. Die Römer wußten zuerst nicht recht, wie sie ihn nennen, oder was sie aus ihm machen sollten. Sie mußten auf die rohste Mythe griechischen oder römischen Ursprungs zurückgreifen und ihn Saturn vergleichen, der seine Kinder verschlingt. Aber die Anbeten Molochs waren weder roh noch primitiv. Sie waren Angehörige einer reifen und glänzenden Kultur voller Verfeinerung und Luxus. Vermutlich waren sie weit zivilisierter als die Römer. Und Moloch war keine Mythe, auf jeden Fall war sein Mahl keine Mythe. Diese hoch zivilisierten Menschen kamen tatsächlich zusammen, um den Segen des Himmels auf ihr Reich herabzubeschwören, indem sie hunderte ihrer Kinder in einen riesigen Feuerofen warfen. Wir können uns diese merkwürdige Kombination nur klar machen, indem wir uns eine Anzahl Manchester Handelsherren in Angströhren und mit Kotelettebärten vorstellen, die jeden Sonntag um elf Uhr in die Kirche laufen, um einen Säugling auf dem Rost braten zu sehen.

Die ersten Stadien des politischen oder kaufmännischen Haders lassen sich bis in alle Einzelheiten verfolgen, weil sie lediglich politisch oder handelspolitisch waren. Zu einer gewissen Zeit machte es den Eindruck, als würden die punischen Kriege nie enden, und es ist nicht leicht anzugeben, wann sie je begannen. Griechen und Sizilianer hatten bereits auf der europäischen Küste mit wechselndem Erfolg gegen die afrikanische Stadt gekämpft. Karthago hatte Griechenland besiegt und Sizilien erobert. Auch in Spanien hatte Karthago festen Fuß gefaßt und zwischen

Spanien und Sizilien lag die latinische Stadt und würde zermalmt worden sein, wären die Römer Menschen gewesen, die sich leicht zu Boden schlagen ließen. Doch das eigentlich interessante an der Geschichte liegt in der Tatsache, daß Rom unterworfen wurde. Ohne bestimmte moralische sowohl, wie ohne die materiellen Elemente würde die Geschichte dort geendet haben, wo Karthago glaubte, daß sie geendet hätte. Es ist üblich genug, Rom zu tadeln, weil es nicht Frieden schloß. Doch es war ein richtiger Volksinstinkt, daß mit Leuten dieser Art kein Friede möglich wäre. Es ist üblich, den Römer für sein „Carthaginem esse delendam“, Karthago müsse zerstört werden, zu tadeln. Noch üblicher ist es allem Anschein nach zu vergessen, daß Rom selber zerstört wurde. Der geheiligte Duft, der Rom für immer umschwebt, haftet Rom; wie nur allzu oft vergessen wird, teilweise deswegen an, weil es plötzlich vom Tode auferstand.

Gleich den meisten solcher merkantilen Staaten war Karthago eine Aristokratie. Der Druck des Reichen auf den Armen war unpersönlich und unwiderstehlich zugleich. Derartige Aristokratien dulden nie persönliche Herrschaft, und deswegen war auch diese Eine vielleicht eifersüchtig auf persönliches Talent. Doch ein Genie kann überall, selbst in einer regierenden Klasse, zum Durchbruch kommen. Gleichsam um der Welt erhabendste Feuerprobe so schrecklich wie möglich zu gestalten, beschloß die Vorsehung, daß eines der großen Häuser Karthagos einen Mann erzeugte, der aus diesem vergoldeten Palast die Weltbühne betrat, ausgerüstet mit der ganzen Energie und Originalität eines Napoleon, welcher von nirgend woher kam. Auf dem Höhepunkt des schlimmsten Krieges mußte Rom die Erfahrung machen, daß Italien durch ein militärisches Wunder von Norden her bedroht wurde. Hannibal, der Günstling Baals, — so lautete sein Name in seiner eigenen Sprache — hatte eine gewaltige Kriegsmacht über die sternhelle Abgeschiedenheit der Alpen geführt und marschierte südwärts auf

die Stadt zu, die er bei all seinen furchtbaren Göttern geschworen hatte zu zerstören.

Hannibal zog in Eilmärschen die Straße nach Rom hinter, und die Römer, die ihm entgegenstürzten, glaubten gegen einen Zauberer zu kämpfen. Zwei große Heere versanken rechts und links von ihm in den Sümpfen der Trebia; immer neue Armeen verschluckte der entsetzliche Strudel von Cannae; immer neue zogen aus und verfielen bei der bloßen Berührung mit ihm dem Verderben. Das furchtbarste Zeichen, Verrat, machte Stamm um Stamm der Sache des stürzenden Roms abtrünnig, und immer noch wälzte sich der unbesieglige Feind näher und näher gegen die Stadt. Wie in einem Triumphzuge der ganzen Welt folgte das bunt zusammengewürfelte, sich ständig vergrößernde Heer Karthagos dem großen Feldherrn. Gleich wandelnden Bergen erschütterten die Elefanten die Erde. Da kamen die riesigen Gallier in ihren barbarischen Rüstungen, und die dunklen Spanier gegürtet in Gold, und die braunen Numider auf ungesattelten Wüstenpferden, kreisend und niederstoßend gleich Habichten, und der ganze buntgemischte Pöbel aus Deserteuren und Söldnern; und vor ihnen schritt der Günstling Baals.

Die römischen Auguren und Schriftgelehrten, die behaupteten, daß jene Stunde gräßliche Vorzeichen erzeugte, daß ein Kind geboren wurde mit dem Kopf eines Elefanten, oder daß Sterne gleich Hagelkörner herniederfielen, erkannten weit tiefer, was in Wahrheit vor sich ging, als der moderne Historiker, der in diesem Geschehen nichts anderes sieht als einen Erfolg von Feldherrenkunst, die einen Handelskrieg beendete. Damals und an jener Stelle empfand man etwas ganz ganz anderes, wie es stets Menschen empfinden, wenn eine fremde Atmosphäre gleich Nebel oder fauligem Geruch ihre eigne Atmosphäre durchdringt. Es war keine bloße militärische Niederlage, es war bestimmt kein bloßer handelspolitischer Wettstreit, der die römische Phantasie mit solch scheußlichem



Omen der Natur erfüllte, daß die Natur selber unnatürlich wurde: Es war Moloch, dessen furchtbares Antlitz von dem Berge Latiums über die Ebene schaute; es war Baal, der mit steinernen Füßen die Weingärten zerstampfte; es war die Stimme Tanits, der Unsichtbaren, die hinter herabwallenden Schleiern von der Liebe flüsterte, die entsetzlicher ist denn Haß. Die brennenden Kornfelder Latiums, die vernichteten Weinstöcke Roms waren mehr als nur wirklich, sie waren allegorisch. Sie waren die Vernichtung des häuslichen fruchtbringenden Lebens, das Verdorren von allem was menschlich war vor jener Unmenschlichkeit, die weit schlimmer ist als das menschliche Ding, genannt Grausamkeit. Die Hausgötter neigten sich in der Dunkelheit unter ihren niedrigen Dächern tief zu Boden, und über sie hin zogen auf Schwingen des Windes von jenseits aller Mauern die Dämonen unter dem Schall der Dromete der Tramontana. Das Tor der Alpen war niedergerissen und nicht in vulgärem, nein, im feierlichsten Sinne des Wortes war die Hölle losgelassen. Der Kampf der Götter und Dämonen schien beendet; und die Götter waren tot. Die Adler waren vernichtet, die Legionen waren zertrümmert und nichts blieb in Rom, nur die Ehre und der kalte Mut der Verzweiflung.

Nur ein Ding auf der ganzen Welt bedrohte noch Karthago, und das war Karthago. Immer noch wühlte dort im Innern ein Element, machtvoll in allen erfolgreichen Handelsstaaten, immer noch lebte dort ein Geist, den wir alle kennen. Immer noch wirkte dort der feste Verstand und die Schlaueit von Männern, die große Unternehmungen leiteten; immer noch galt dort der Rat der besten Finanzsachverständigen; immer noch herrschte dort eine Geschäftsregierung; immer noch galt dort der weite und gesunde Standpunkt der Männer des praktischen Lebens: Und auf diese Dinge konnten die Römer ihre Hoffnung gründen. Während der Krieg sich seinem tragischen Ende zu nähern schien, keimte allmählich eine matte und seltsame Möglichkeit auf, daß selbst jetzt vielleicht Hoffnung

nicht eitel sei. Der schlichte karthagische Geschäftsmann, der gleich all solchen Männern in Ausdrücken von lebenden und sterbenden Rassen dachte, erkannte klar, daß Rom nicht nur im Sterben läge, sondern tot sei. Der Krieg war vorüber. Es war hoffnungslos für Rom, länger Widerstand zu leisten, und unvorstellbar war es, daß jemand Widerstand leisten würde, wenn Widerstand hoffnungslos schien. Unter diesen Umständen mußte eine andere Reihe fester und gesunder Geschäftsgrundsätze in Erwägung gezogen werden. Kriege wurden mit Geld geführt und kosten infolgedessen Geld. Vielleicht fühlten diese Krämer, gleich so vielen anderen ihres Schlages, tief in ihren Herzen, daß letzten Endes der Krieg etwas Gottloses sein müßte, weil er Geld kostete. Jetzt war die Zeit für Frieden und noch mehr für Sparsamkeit gekommen. Die Botschaften, welche Hannibal von Zeit zu Zeit sandte, um Verstärkungen zu erbitten, waren ein lächerlicher Anachronismus. Jetzt hatte man auf weit wichtigere Dinge zu achten. Freilich hatte irgendein Konsul am Metaurus einen letzten verzweifelten Angriff unternommen, hatte Hannibals Bruder getötet und mit latinischem Furor dessen Haupt in Hannibals Lager geschleudert. Aber Wahnsinnstaten dieser Art zeigten ja nur, wie gänzlich hoffnungslos die Römer ihre Sache betrachteten. Selbst reizbare Latiner konnten nicht so toll sein, ewig sich an eine verlorene Sache zu klammern. So argumentieren die besten Finanzsachverständigen und warfen einen Brief nach dem anderen, angefüllt mit ziemlich seltsamen Alarmnachrichten, beiseite. So argumentierte und handelte das große karthagische Reich. Jenes sinnlose Vorurteil, der Fluch von Krämerstaaten, jener in mancher Hinsicht praktische Stumpfsinn, und jener in mancher Hinsicht wertlose Genius, verführte Karthago dazu, jenen großen Künstler in der Schule der Waffen, den die Götter vergebens ihnen geschenkt hatten, im Stich und verhungern zu lassen.

Weshalb klammern sich Menschen an diese seltsame Vorstellung, daß das Schmutzige immer das Hochherzige besiegen

müsse, daß eine undeutliche Beziehung zwischen Verstand und Brutalität bestehe, daß es nicht schade, wenn ein Mensch dumm ist, solange er gleichzeitig auch gemein ist? Weshalb halten sie im stillen jede Ritterlichkeit für Sentimentalität, und jede Sentimentalität für Schwäche. Das hat darin seinen Grund, weil sie gleich allen Menschen ursprünglich von Religion inspiriert werden. Für sie, wie für alle Menschen, ist die erste Tatsache die Vorstellung von der Natur der Dinge; ihre Vorstellung von der Welt, in der sie leben. Und sie glauben, daß das einzige und letzte Ding Furcht sei, und daß daher das eigentliche Herz der Welt böse sein müsse. Sie glauben, Tod sei stärker als Leben, und daß daher tote Dinge stärker als lebende Dinge sein müssen, mögen diese toten Dinge nun Gold und Eisen und Maschinen sein, oder Felsen und Flüsse und Naturkräfte. Die Behauptung klingt vielleicht phantastisch, daß Leute, denen wir bei Teegesellschaften begegnen, oder mit denen wir uns bei Gartengesellschaften unterhalten, heimliche Anbeter von Baal oder Moloch sind. Und diese Art kommerziellen Verstandes hat seine eigene, kosmische Vision, und sie ist die Vision Karthagos. In dieser Weltanschauung steckt der grobe Fehler, der das Verderben Karthagos wurde. Die punische Macht ging in Trümmer, weil dieser Materialismus eine wahnwitzige Gleichgültigkeit dem wahren Denken gegenüber besitzt. Der Zweifel an der Seele führt zu einem Zweifel an dem Verstande. Allzu praktisch, um moralisch zu sein, leugnet man das, was jeder praktische Soldat die Moral einer Armee nennt. Man gaukelt sich vor, daß, wenn die Menschen nicht länger kämpfen wollen, das Geld kämpfen wird. So verhielt es sich mit den fürstlichen Kaufherren Karthagos. Ihre Religion war eine Religion der Verzweiflung, selbst als ihr weltliches Schicksal noch hoffnungsvoll schien. Wie vermochten diese Leute zu begreifen, daß die Römer noch hoffen könnten, als ihr Geschick keine Hoffnung mehr barg? Ihre Religion war eine Religion der Gewalt und Furcht. Wie sollten sie begreifen,

daß Menschen Furcht auch dann noch verachten können, wenn sie sich der Gewalt beugen. Der innerste Kern ihrer Weltanschauung war Überdruß, vor allem waren sie des Kampfes überdrüssig. Wie sollten sie jene begreifen, die immer noch Krieg führen, selbst wenn sie des Kampfes müde sind? Mit einem Wort, wie sollten sie den Geist des Menschen begreifen, der sich solange vor geistlosen Dingen, vor Geld und brutaler Gewalt und vor Göttern gebeugt hatte, die das Herz von Tieren in ihrer Brust trugen. Plötzlich erweckte sie die Nachricht, daß die glimmenden Funken, die sie allzu sehr verachtet hatten, um sie auszutreten, überall wieder zu Flammen ausbrachen; daß Hasdrubal vernichtet, daß Hannibal zurückgetrieben war, daß Scipio den Krieg nach Spanien, ja, nach Afrika getragen hätte. Unmittelbar vor den Toren der goldenen Stadt kämpfte Hannibal seinen letzten Kampf und verlor. Und Karthago stürzte, wie nichts seit dem Sturze Satanas gestürzt ist. Der Name der Neuen Stadt überlebt nur als ein Name. Kein Stein blieb übrig auf dem Strande. Freilich wurde noch ein weiterer Krieg vor der endgültigen Zerstörung geführt, aber die Zerstörung war endgültig. Menschen, die Jahrhunderte später tief in den Fundamenten schürften, fanden einen Haufen von Hunderten von kleinen Gerippen, den heiligen Reliquien jener Religion. Karthago fiel, weil es seiner eigenen Philosophie treu war und sich die logischen Schlußfolgerungen seines eigenen Weltbildes zur Richtschnur nahm. Moloch hatte seine Kinder gefressen.

Die Götter waren wieder ans Licht gestiegen, und die Dämonen endlich vernichtet worden. Aber sie waren besiegt worden von dem Besiegten, ja, fast besiegt von dem Toten. Niemand, der nicht daran denkt, unter welchen Qualen des Entsetzens und der Demütigung Rom fortfuhr für jene Gesundheit Zeugnis abzulegen, welche die Seele Europas ist, begreift nicht die Romantik Roms, begreift nicht, weshalb Rom sich später zu einer fast schicksalhaften und in der Natur be-



## Achtes Kapitel

### Das Ende der Welt

An einem Sommertage saß ich einst auf einer Wiese in Kent im Schatten einer kleinen Dorfkirche in Gesellschaft eines ziemlich seltsamen Kauzes, mit dem ich gerade durch die Wälder gewandert war. Er gehörte zu einer Schar überspannter Menschen, die mir bei meinen Irrfahrten zufällig über den Weg gelaufen waren, und die eine neue Religion, genannt das „Höhere Denken“, verkündeten. Ich war bereits so weit eingeweiht worden, um eine allgemeine Atmosphäre der Erhabenheit und Höhe zu empfinden und hoffte auf einem späteren und esoterischeren Stadium auch den Schatten eines Gedankens zu entdecken. Mein Gefährte war der amüsanteste dieser Leute, und, wie es auch mit dem Denken bei ihm bestellt sein mochte, ihnen zum mindesten an Erfahrung weit überlegen, da seine Reisen ihn über den Wendekreis geführt hatten, während die anderen immer noch in den Vorstädten nachsannen. Natürlich schwelgte er in Reiseberichten. Trotz allem was gegen ihn sprach, war er mir lieber als seine Kameraden, und ich streifte gerne mit ihm durch die Wälder, wo er mich mit seinem sonnenverbrannten Gesicht, den buschigen Augenbrauen und dem Spitzbart an Pan erinnerte. Wir ruhten also auf der Wiese aus und betrachteten müßig die Baumwipfel und den Turm der Dorfkirche, während der warme Nachmittag mählich in den Abend verschmolz und der Sang eines Pünktchens von einem Vogel matt vom Himmel herabklang, und das Flüstern einer Brise die alten Obstbäume des Gartens von England eher sämftigte als bewegte. Plötzlich sagte mein

Gefährte: „Wissen Sie, weshalb der Turm jener Kirche so spitz aufragt?“ Ich äußerte eine wohlstandige Unwissenheit, worauf er leichthin erklärte: „Oh, es ist das gleiche wie bei den Obeliskten. Die Phallusverehrung des Altertums.“

Ich sah ihn scharf an, wie er dort lag und über seinen Ziegenbart schielte, und im Augenblick erschien er mir nicht wie Pan, sondern wie der Satan. Keine sterblichen Worte vermögen die ungeheure, die wahnwitzige Unangemessenheit, die unnatürliche Gedankenverderbtheit auszudrücken, die in einem solchen Ausspruch in solch' einem Augenblick und an solch' einem Orte liegt. Eine Sekunde lang befand ich mich in einer Stimmung, in der Menschen Hexen verbrannten; aber dann öffnete sich vor mir gleich Morgengrauen ein gleich starkes Gefühl der Lächerlichkeit: „Ja, natürlich,“ bestätigte ich nach kurzem Überlegen, „wenn es sich nicht um Phallusverehrung gehandelt hätte, würde man den Turm herunterhängend auf seiner eigenen Spitze stehend erbaut haben.“ Ich hätte eine Stunde lang auf der Wiese sitzen und mich vor Lachen ausschütten können. Mein Freund schien durchaus nicht beleidigt, denn in bezug auf seine wissenschaftlichen Entdeckungen war er nie besonders empfindlich. Nur der Zufall hatte mich mit ihm zusammengeführt, und ich traf ihn nie wieder, und ich glaube, er ist jetzt tot. Obwohl es nichts mit dem Thema zu tun hat, ist es vielleicht doch wertvoll, den Namen dieses Jüngers „Höheren Denkens“ und dieses Interpreten primitiver religiöser Ursprünge zu erwähnen, oder wenigstens den Namen, unter dem er bekannt war. Er hieß Louis de Rougemont.

Die wahnwitzige Vorstellung von der kentischen Kirche, die wie in einem alten, alles auf den Kopf stellenden Bauernmärchen auf der Spitze ihres Turmes steht, kommt mir immer wieder in den Sinn, sobald ich derartige Dinge über die Ursprünge des Heidentums höre und ruft das Gelächter der Riesen zu meiner Hilfe herbei. Dann empfinde ich allen anderen wissenschaftlichen Forschern, erlesenen Kritikern und Autori-

täten auf dem Gebiete der alten und modernen Religionen gegenüber genau die gleiche heitere, christliche Nachsicht wie gegenüber dem armen Louis de Rougemont. Aber die Erinnerung an jene ungeheure Lächerlichkeit bleibt eine Art Maßstab und ein Halt, um nicht nur christliche Kirchen, sondern auch heidnische Tempel vernünftig zu beurteilen. Zahlreiche Leute haben über heidnische Ursprünge genau in der gleichen Weise geschwätzt, wie der berühmte Reisende über christliche Ursprünge. Zahlreiche moderne Heiden sind mit dem Heidentum sehr streng zu Gericht gegangen. Sehr zahlreiche moderne Humanitarier sind mit der wahren Religion der Menschheit gleichfalls sehr streng zu Gericht gegangen. Sie haben es so dargestellt, als wurzle das Christentum überall und von Anfang an nur in diesem abstoßenden Mysterium und wäre von Natur scham- und zügellos. Ich glaube das nicht eine Sekunde. Nie käme es mir im Traume in den Sinn, in ähnlicher Weise von dem Apollokult zu denken wie de Rougemont über die Verehrung Christi dachte. Nie würde ich zugeben, daß auf einer griechischen Stadt ein solcher Dunstkreis lagert, wie ihn jener Wahnsinnige über einem kentischen Dörfchen witterte. Im Gegenteil, selbst in diesem Schlußkapitel über den endgültigen Verfall des Heidentums betone ich noch einmal nachdrücklich, daß die ärgste Art Heidentum bereits von der besten Art besiegt worden war. Es war die beste Art Heidentum, welche das Gold Karthagos bezwang. Es war die beste Art Heidentum, welche die Lorbeeren Roms trug. Es war das Beste, alles und auf weite Sicht hin betrachtet, was die Welt bisher kennengelernt hatte, was von den Mauern der grampischen Berge bis zu den Gärten des Euphrat herrschte. Es war das Beste, das siegte; es war das Beste, das herrschte; und es war das Beste, das zu zerfallen begann.

Wer diese umfassende Wahrheit nicht begreift, sieht die ganze Geschichte verzerrt. Pessimismus heißt nicht des Bösen überdrüssig sein, sondern überdrüssig des Guten. Ver-

zweiflung heißt nicht des Leidens müde sein, sondern müde der Freude. Wenn aus irgendeinem Grunde das Gute in einer Gesellschaft nicht fürder wirksam ist, dann beginnt die Gesellschaft zu verfallen. Wenn ihre Nahrung nicht nährt, wenn ihre Heilmittel nicht heilen, wenn ihre Segnungen keinen Segen mehr spenden. Fast könnte man sagen, daß wir in einer Gesellschaft ohne solch Gutes keinen Maßstab hätten, um einen Verfall nachzuweisen. Deshalb gewinnt man den Eindruck, daß einige der statischen, kaufmännischen Oligarchien gleich Karthago in der Geschichte wie Mumien stehen und starren, eingetrocknet und eingebündelt und balsamiert, so daß niemand weiß, ob sie neu oder alt sind. Doch in jedem Fall war Karthago tot, und der schlimmste, je von Dämonen auf eine sterbliche Gemeinschaft unternommene Angriff war abgeschlagen worden.

Doch was konnte es nützen, daß der Schlimmste tot war, wenn der Beste im Sterben lag?

Zunächst muß festgestellt werden, daß die Beziehung Roms zu Karthago sich teilweise und in größerem Maßstabe in Roms Beziehungen zu anderen normaleren und ihm näher verwandten Nationen als Karthago wiederholte. An dieser Stelle ist es nicht meine Aufgabe, der rein politischen Anschauung zu widersprechen, daß römische Staatsmänner gewissenlos Korinth und den griechischen Städten gegenüber verfuhrten, aber es liegt mir daran, die Behauptung zurückzuweisen, daß die einzige scheinheilige Entschuldigung hierfür der Widerwille des gewöhnlichen Römers gegen griechische Laster gewesen sei. Ich stelle diese Heiden nicht als Palladine der Ritterlichkeit mit einem bis zu den christlichen Zeiten nie gekannten Nationalgefühl hin. Aber ich betrachte sie als Menschen mit den Gefühlen von Menschen, und diese Gefühle waren keine Heuchelei. Eine der Naturanbetung und bloßer Mythologie entspringende Schwäche hatte bereits bei den Griechen eine auf das Schuldkonto der ärgsten Sophisterei, der Sophisterei der Einfachheit, zu setzende Ver-



derbtheit erzeugt. Genau wie die Griechen durch Anbetung der Natur unnatürlich wurden, so wurden sie unmännlich durch Anbetung des Mannes. Wenn Griechenland seinen Besieger leitete, so hätte es seinen Besieger auch in die Irre leiten können, falls dieser nicht schon ursprünglich den Wunsch gehegt hätte, diese Dinge — auch in sich selber — zu besiegen. In gewissen Sinne ist es richtig, daß es selbst in Sodom und Gommorrah weniger Unmenschlichkeit gab als in Tyrus und Sidon. Gedenken wir des Krieges der Dämonen gegen die Kinder, dann läßt sich freilich nicht einmal die griechische Dekadenz mit punischer Teufelsanbetung in einen Atem nennen, aber es ist unwahr, daß die aufrichtige Ablehnung beider reines Pharisäertum zu sein braucht. Das entspricht weder der menschlichen Natur, noch dem gesunden Menschenverstand. Jeder junge Mensch, der das Glück hatte, gesund und schlicht in seinen Tagträumen von Liebe heranzuwachsen, und der zum erstenmal von dem Kult des Ganymed hört, wird nicht nur empört sein sondern es wird ihm einfach übel werden. Und jener erste Eindruck ist, wie wir das schon so häufig von ersten Eindrücken berichtet haben, der richtige. Unsere zynische Gleichgültigkeit ist eine Täuschung; sie ist die schwerste aller Täuschungen, die Täuschung der Vertrautheit. Es ist durchaus berechtigt, die mehr oder weniger bürgerlichen Tugenden der großen Masse der Urtömer als eine spontane und aufrichtige Reaktion gegenüber dem bloßen Hörensagen von diesen Dingen aufzufassen. Es ist eine durchaus berechtigte Annahme, daß sie sich, wenn auch in geringerem Grade, dagegen genau so empörten wie gegen die Grausamkeit Karthagos. Weil es im geringeren Maße geschah, zerstörten sie Korinth nicht, wie sie Karthago zerstörten. Aber war auch ihre Stellungnahme und ihr Verhalten ziemlich verheerend, so braucht in beiden Fällen ihre Empörung keine, krasse Selbstsucht verhehlende, Selbstgerechtigkeit gewesen zu sein. Und wenn jemand behauptet, in beiden Fällen hätten nur Staatsraison und kaufmännische Beweggründe

mitgesprochen, können wir ihm nur antworten, daß es etwas gibt, was er nicht begreift, etwas, das er vielleicht nie verstehen wird, etwas, das er erst verstehen muß, wenn er die Latiner je verstehen will. Dieses Etwas heißt Demokratie. Wahrscheinlich hat der Betreffende das Wort häufig gehört und auch selber benutzt, aber er hat keine Ahnung, was es bedeutet. Durch die ganze Revolutionsgeschichte Roms zieht sich wie ein roter Faden dieser brennende Trieb nach Demokratie. Der Staat und der Staatsmann waren ohne eine starke demokratische Rückenstütze, jene Art Demokratie, die nichts mit Diplomatie zu tun hat, ohnmächtig. Gerade wegen des Vorhandenseins römischer Demokratie wird soviel von römischer Oligarchie gesprochen. Moderne Geschichtsschreiber haben zum Beispiel versucht, die Standhaftigkeit und den Sieg Roms in Ausdrücken jenes verabscheuungswürdigen und verabscheuten Wuchers zu erklären, der von einigen Patriziern geübt wurde, als hätte Curius die Soldaten der mazedonischen Phalanx besiegt, indem er ihnen Geld lieb, oder als hätte der Konsul Nero den Sieg von Metaurus zu fünf Prozent geschäftlich ausgenutzt. Und wir erkennen den Wucher der Patrizier wegen der ständigen Empörung der Plebejer. Die wahre Seele der Herrschaft der punischen Kaufmannsfürsten war Wucher, doch nie gab es einen punischen Pöbel, der diese Leute Wucherer zu schimpfen wagte.

Gleich allen sterblichen Dingen mit allen sterblichen Sünden und Schwächen belastet, war der Aufstieg Roms in Wahrheit der Aufstieg normaler und vor allem volkstümlicher Dinge, im höchsten Maße in jenem durch und durch normalen und tief im Volke wurzelnden Haß gegen Verderbtheit. Bei den Griechen war Verderbtheit zu einer Konvention geworden. Sie war so sehr zu einer Konvention, besonders zu einer literarischen Konvention geworden, daß es zeitweise bei römischen Literaten Sitte wurde sie nachzuahmen. Doch das ist eine jener Verwicklungen, die stets aus Konventionen

erwachsen. Wir dürfen uns dadurch nicht unseren Gehörsinn für den Klangunterschied in den beiden Staatswesen als Gesamtheit betrachtet trüben lassen. Es ist richtig, daß Virgil einmal ein Thema Theokrits in bestimmter Form aufgriff, aber niemand kann den Eindruck gewinnen, daß Virgil den Stoff besonders liebte. Die Themen Virgils waren ganz bestimmte und vornehmlich normale ethische Themen: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe und Ehre des Landes. Und wir dürfen mit Recht bei dem Namen des Dichters verweilen, jetzt da wir uns dem Herbst des Altertums zuwenden, bei dem Namen dieses Dichters, der in so erhabenem Sinne die Stimme des Herbstes war, seiner Reife und seiner Melancholie, seiner Früchte der Erfüllung und seines Hauches des Verfalls. Niemand, der auch nur ein paar Verse Virgils liest, kann daran zweifeln, daß dieser Dichter begriff, was moralische Gesundheit für die Menschheit bedeutet. Niemand kann zweifeln, was er empfand, als die Dämonen vor den Göttern des Hauses die Flucht ergriffen. Zweierlei an ihm und seinem Werk sind für unsere Hauptthese besonders wichtig. Erstens, daß der Inhalt seines großen Heldenepos sich in einem ganz besonderem Sinne auf den Sturz Trojas gründet, das heißt auf den offen verkündeten Stolz auf Troja, trotzdem es gefallen war. Indem er die Begründung seines eigenen geliebten Geschlechts und seiner Republik auf die Trojaner zurückführte, begann er die große trojanische Tradition, die sich durch die mittelalterliche und moderne Geschichte zieht. Die erste Andeutung davon haben wir bereits in Homers erhabener Klage über Hektor entdeckt. Virgil jedoch verwandelte diese Tradition nicht nur in Literatur, sondern in eine Legende. Und es war eine Legende von jener fast göttlichen Würde, die dem Besiegten anhaftet. Dies war eine der Traditionen, welche die Welt in Wahrheit auf das Kommen des Christentums und besonders auf das Kommen christlicher Ritterlichkeit vorbereitete. Dies trug dazu bei, die Kultur während des dunklen Zeitalters und der Barbarenkriege trotz

ständiger Niederlagen zu stützen. Hieraus entstand das, was wir Ritterlichkeit nennen, das heißt die moralische Haltung des, den Rücken gegen die Mauer stützenden Mannes, und diese Mauer war die Mauer Trojas. Durch das ganze Mittelalter und die modernen Zeiten läßt sich diese Auffassung der Tugenden in dem homerischen Streite verfolgen, auf hunderterlei Art mit allem, was in dem christlichen Empfinden dieser Auffassungsweise verwandt war, zusammenwirkend. Unsere eignen Landsleute und Männer anderer Länder behaupteten gleich Virgil, daß ihre eigenen Nationen sich von den heldenhaften Troern herleiteten. Leute aller Art hielten es für das Erhabenste, ihr Wappenschild Hektor zu verdanken. Von Achilles abzustammen, scheint niemand je gewünscht zu haben. Die einfache Tatsache, daß der trojanische Name zu einem christlichen Namen wurde, der sich bis zu den äußersten Grenzen der Christenheit bis Irland und bis in die gälischen Hochlande ausbreitete, während der griechische Name verhältnismäßig selten benutzt wurde, ist ein Tribut an die nämliche Wahrheit. Selbst der sich als Sieger gebärende Prahlscham erwählte für sich den Namen des Besiegten. Deswegen steht die Popularisierung der trojanischen Abstammung durch Virgil mit all jenen Elementen in lebendiger Beziehung, welche die Menschen zu der Behauptung veranlaßten, Virgil wäre fast ein Christ gewesen. Es ist gleichsam, als hätten zwei mächtige Werkzeuge oder Spielzeuge von dem nämlichen Holz, dem göttlichen und dem menschlichen, in den Händen der Vorsehung gelegen, und das Einzige, was man dem Hölzernen Kreuz Golgathas an die Seite stellen kann, ist das Hölzerne Pferd Trojas. In einer phantastischen Allegorie, fromm in der Absicht, profan fast in der Form, könnte das Heilige Kind mit einem hölzernen Schwerte auf hölzernem Roß den Drachen bekämpfen.

Das zweite für unseren Gegenstand wesentliche Element bei Virgil ist sein besonderes Verhältnis zur Mythologie oder zur Folklore im engeren Sinne, das heißt zu dem Glauben und den



logie erwähnten Poesie. Und überall, besonders in Rom wurzelte Mythologie und Poesie in dem Lande. Und jene ländliche Religion war in hohem Maße verantwortlich für das bäuerische Glück. Erst als das ganze Gemeinwesen an Alter und Erfahrung zunahm, trat jene bereits erwähnte, jeder Mythologie anhaftende Schwäche in Erscheinung. Diese Religion war nicht ganz Religion. Mit anderen Worten, diese Religion war nicht ganz eine Wirklichkeit. Sie war das Schwelgen einer jungen Welt in Bildnissen und Vorstellungen gleich dem Schwärmen eines jungen Mannes in Wein und Liebe. Sie war nicht so sehr unmoralisch wie unverantwortlich. Ihr fehlte die Voraussicht für die endgültige Feuerprobe der Zeit. Weil sie schrankenlos schöpferisch war, war sie schrankenlos leichtgläubig. Sie gehörte zu der künstlerischen Natur im Menschen, doch selbst künstlerisch betrachtet, war sie seit langem überladen und wirr. Der Stammbaum, der Saat Jupiters entsprossen, war eher ein Dickicht als ein Forst. Zur Schlichtung der Streitigkeiten der Götter und Halbgötter war eher ein Anwalt oder ein berufsmäßiger Wappenkundiger als ein Dichter erforderlich. Wir brauchen nicht zu betonen, daß diese Dinge nicht nur im künstlerischen Sinne stetig anarchischer geworden waren. Jene Blüte des Bösen, die in Wahrheit bereits in dem Saatkorn der Naturanbetung, so natürlich sie erscheinen mag, enthalten ist, wucherte immer üppiger empor. Ich habe bereits betont, daß ich nicht daran glaube, daß die Naturverehrung notwendig mit dieser besonderen Leidenschaft anhebt; ich bin kein Anhänger von de Rougemonts wissenschaftlicher Folklore; ich glaube nicht, daß Mythologie in Erotik ihren Ursprung haben muß. Aber ich glaube, daß Mythologie notwendig in Erotik endet. Daß Mythologie darin endete, weiß ich bestimmt. Die Dichtkunst wurde nicht nur unmoralischer, sondern die Immoralität wurde unentschuldbarer. Griechische Laster, orientalische Laster, Spuren der alten Scheußlichkeiten semitischer Dämonen begannen die Phantasie des verfallenden

Roms zu erfüllen, umschwärmten es gleich Fliegen einen Dunghaufen. Die psychologische Einstellung wird jedem menschlich verständlich erscheinen, der den Versuch unternimmt, die Geschichte von der Innenseite zu betrachten. Es kommt eine Stunde am Nachmittag, da das Kind überdrüssig wird „vorzutäuschen“, da es müde ist, ein Räuber oder ein Indianer zu sein. Und dann quält es die Katze. Es kommt in der Routine einer geordneten Zivilisation eine Zeit, da der Mensch müde wird, mit Mythologie zu spielen und so zu tun, als sei ein Baum eine Jungfrau, oder als erkläre Luna einem Manne ihre Liebe. Die Wirkung dieser Abstumpfung ist überall die gleiche; sie zeigt sich beim Schnapstrinken, beim Einnehmen von Betäubungsmitteln und bei zahlreichen anderen Gewohnheiten, welche die Tendenz haben, die Dosis zu erhöhen. Die Menschen suchen zur Anstachelung ihrer abgestumpften Sinne nach unbekannteren Sünden und aufwühlenderen Perversitäten. Aus dem gleichen Grunde greifen sie zu irrsinnigen orientalischen Religionen; sie versuchen ihre Nerven zu neuem Leben aufzustacheln und sei es mit den Dolchen der Baalspriester. Sie schlafwandeln und versuchen sich durch Nachtgespenster aus dem Schlafe zu erwecken.

In diesem Stadium des Heidentums ertönen daher die bäurischen Gesänge und Tanzlieder matter und matter in dem Walde. Die ländliche Kultur schwindet oder war bereits aus dem ganzen ländlichen Leben geschwunden. Gegen das Ende zu wurde das Reich mehr und mehr nach jenem knechtischen System organisiert, das allgemein prahlerisch Organisation genannt wird, ja, es war fast so versklavt, wie die Menschen durch die moderne industrielle Organisation. Das einstige Bauernvolk wurde zu einer reinen Stadtbevölkerung, abhängig von Brot und Zirkus, wie der heutige Pöbel von Almosen und Kino abhängig ist. In dieser wie in zahlreicher anderer Hinsicht bedeutet die moderne Rückkehr zum Heidentum nicht eine Rückkehr zu der heidnischen Jugend, sondern

zu dem heidnischen Alter. Die Ursachen waren in beiden Fällen geistige. Der Geist des Heidentums mit seinen Hausgeistern war geschwunden, und mit den Haushaltsgöttern zog auch die Seele dahin. Sie folgte den Göttern des Gartens und des Feldes und des Waldes. Der Alte des Forstes war zu alt, er lag bereits im Sterben. Mit Recht sagt man in einem gewissen Sinne, Pan starb, weil Christus geboren wurde. In einem anderen Sinne ist es fast ebenso wahr, daß die Menschen wußten, Christ wäre geboren, weil Pan bereits tot war. Das Schwinden der Mythologie der Menschheit schuf eine Leere, die gleich einem Vakuum einen Erstickungstod herbeigeführt hätte, wäre sie nicht durch Theologie ausgefüllt worden. Doch das Wesentliche ist hier, daß die Mythologie in keinem Falle gleich der Theologie hätte andauern können. Theologie ist Gedanke, mögen wir zustimmen oder nicht. Mythologie war niemals Gedanke, und niemand konnte in Wahrheit weder mit ihr übereinstimmen, noch mit ihr uneins sein. Sie war eine bloße Stimmung, ein Blendwerk, und der Zauber ließ sich, einmal geschwunden, nicht wiedererwecken. Die Menschen hörten nicht nur auf, an die Götter zu glauben, sondern sie erkannten, daß sie niemals an sie geglaubt hatten. Sie hatten ihnen Lob und Preis gesungen; sie hatten um ihre Altäre getanzt. Sie hatten die Flöte gespielt; sie hatten die Narren gespielt.

So senkte sich Dämmerung auf Arkadien, und die letzten Klänge der Flöte erschollen traurig aus dem Buchenhain. Bereits in Virgils großem Dichtwerk liegt etwas von jener Trauer; aber die Liebesgötter und die Haushaltsgötter säumen noch in lieblichen Zeilen gleich jener, die Mr. Bellock als Probe des Verständnisses ansah: *incipit, parve puer, risu cognoscere matrem*. Und bei ihnen wie bei uns begann selbst die menschliche Familie unter der knechtischen Organisation und der Übervölkerung der Städte zu zerfallen. Der großstädtische Pöbel wurde aufgeklärt, das heißt, er verlor jene geistige Kraft, welche Mythen zu schaffen vermochte. Rings im Kreis der

mitteländischen Städte trauerte das Volk um den Verlust der Götter und wurde mit Gladiatoren getröstet. Und inzwischen geschah etwas Ähnliches mit jener geistigen Aristokratie des Altertums, die seit Sokrates und Pythagoras einherstolztierte und Reden geschwungen hatte. Die Welt erkannte allmählich die Tatsache, daß diese Leute, sich im Kreise bewegt und ständig das gleiche verkündet hatten. Philosophie wurde zu einem Scherz und gleichzeitig zu einer Langenweile. Jene unnatürliche Vereinfachung von allem und jedem zu diesem oder jenem System, die wir den Philosophen als Fehler angekreidet haben, enthüllt gleichzeitig die Begrenztheit und die Nutzlosigkeit der Philosophie. Alles war eine Tugend oder, alles war Glückseligkeit, oder alles war Fatum, oder alles war gut, oder alles war schlecht; auf jeden Fall war alles alles, mehr ließ sich nicht sagen, und so sagten sie dieses. Überall entarteten die Weisen zu Sophisten, das heißt zu gedungenen Rhetorikern und Rätselverkündern. Eines der Symptome zeigt sich darin, daß der Weise nicht nur anfängt, sich in einen Sophisten, sondern in einen Magier zu verwandeln. Ein Hauch orientalischen Okkultismus ist in den vornehmsten Häusern hoch geschätzt. Da der Philosoph bereits ein gesellschaftlicher Plauderer ist, kann er ebenso gut ein Gaukler werden.

Zahlreiche Moderne haben die räumliche Kleinheit jener mitteländischen Welt betont und auf die Erweiterung des Horizontes hingewiesen, die ihrer mit der Entdeckung der anderen Kontinente gewartet hätte. Aber dies ist eine Illusion, eine der zahlreichen Täuschungen des Materialismus. Die Grenzen, die das Heidentum in Europa erreicht hatte, waren die Grenzen menschlicher Existenz. Im günstigsten Falle hätte es nur irgendwo anders die nämlichen Grenzen erreicht. Die römischen Stoiker brauchten keine Chinesen, um von ihnen Stoizismus zu lernen; die Pythagoräer brauchten keinen Hindu, der ihnen Aufschluß gegeben hätte über Wiederkehr, oder schlichte Lebensführung, oder die Schönheit eines vegetarischen



Lebens. Insofern als sie diese Dinge aus dem Osten erhalten konnten, hatten sie bereits allzuviel davon aus dem Osten bezogen. Die Synkretiker waren genau so überzeugt wie die Theosophen, daß alle Religionen in Wahrheit gleichen Inhalt haben. Und wie hätten sie wohl durch bloße geographische Ausbreitung die Philosophie erweitern können. Schwerlich kann jemand ernstlich daran denken, daß sie von den Atzteken eine reinere Religion lernen könnten, oder zu den Füßen der Inkas in Peru hätten sitzen sollen. Die ganze übrige Welt war ein barbarischer Wirrwarr. Es ist wesentlich zu erkennen, daß das römische Reich als die höchste Errungenschaft der menschlichen Rasse — und gleichzeitig als die umfassendste anerkannt wurde. Ein furchtbares Geheimnis schien in unverständlichen Hyroglyphen aus Marmor und Stein, über jene riesigen Amphitheater und Aquadukte geschrieben zu stehen. Mehr zu tun, vermochte der Mensch nicht.

Denn es war keine Flammenbotschaft an babylonischer Mauer, daß ein König eines Königreichs ermangelte oder das seine einem Fremden gegeben hätte. Es war keine solch gute Nachricht wie die Nachricht von Einfall und Eroberung. Es gab nichts in der Welt, das Rom bezwingen konnte. Aber es gab auch nichts, was Rom zu bessern vermochte. Das Stärkste wurde schwächer. Das Beste wurde schlecht. Man muß wieder und wieder betonen, daß zahlreiche Kulturen zu der einen Kultur des Mittelländischen Meeres zusammengefloßen waren, daß diese Kultur bereits universal war, von einer schalen und sterilen Universalität. Die Völker hatten ihre Hilfsmittel zusammengeworfen, und immer noch herrschte Mangel. Die Reiche hatten einen Trust geschlossen und waren immer noch bankerott. Jeder Philosoph, der wahrhaft philosophisch war, mußte des Glaubens sein, daß an jenem Binnenmeer die Woge der Welt ihren höchsten Punkt erklommen hätte und nach den Sternen zu greifen schien. Doch die Woge überbordete sich bereits, denn es war nur die Woge der Welt.

Jene Mythologien und jene Philosophien, in welche das Heidentum sich bereits aufgelöst hatte, waren im buchstäblichen Sinne des Wortes bis auf die Hefe ausgesaugt worden. Wenn mit der Vervielfältigung der Magie die dritte Sphäre, die wir die Dämonen genannt haben, auch ständig wirksamer wurde, so wirkte sie nur zerstörend. Es blieb nur das vierte Element, oder richtiger das erste, jenes, das in gewissem Sinne vergessen worden war, weil es das erste war. Ich meine den ursprünglichen und überwältigenden und trotzdem unfaßbaren Eindruck, daß das Universum letzten Endes einen Ursprung und ein Ziel hat, und weil es ein Ziel hat, einen Urheber haben müsse. Was aus dieser großen Wahrheit im Unterbewußtsein der menschlichen Seele zu dieser Zeit wurde, ist vielleicht schwieriger darzutun. Einige der Stoiker erkannten es, wie die Wolken der Mythologie sich klärten und verwehten, zweifellos mit größerer Klarheit, und einige der ganz Großen mühten sich sogar bis zum Schlusse, die Grundlagen für die moralische Einheit der Welt zu lehren. Die Juden hielten noch immer ihre geheime Gewißheit hiervon eifersüchtig hinter hohen Pallisaden der Abgesondertheit verborgen, doch es ist im höchsten Maße für die Gesellschaft und die Lage charakteristisch, daß gewisse Modegestalten, besonders Modedamen sich dem Judentum in die Arme warfen. Bei zahlreichen anderen jedoch machte sich anscheinend zu dieser Zeit eine neue Negation bemerkbar. Atheismus wurde in jener anormalen Zeit tatsächlich möglich, denn Atheismus ist etwas Annormales. Er ist nicht nur das Leugnen eines Dogmas. Er ist die Umkehrung eines unterbewußten Postulats der Seele, des Gefühls nämlich, daß eine Bedeutung und eine Richtung in der sichtbaren Welt liegt. Lukretius, der erste Entwicklungstheoretiker, der sich bemühte, Gott durch Entwicklung zu ersetzen, hatte bereits vor der Menschen Augen seine Atome ihren glitzernden Tanz ausführen lassen, durch den ein Kosmos aus dem Chaos entstanden sein sollte. Aber es war, wie ich vermute, weder seine

hohe Dichtkunst noch seine trostlose Philosophie, welche es Menschen ermöglichte, solch eine Vision sich vorzugaukeln. Es war eine gewisse Ohnmacht und Verzweiflung, mit der die Menschen vergeblich mit den Fäusten den Sternen drohten, als sie das schönste Werk der Menschheit langsam und hilflos in einem Sumpf versinken sahen. Leicht wurde ihnen die Vorstellung, daß selbst Schöpfung keine Schöpfung wäre, sondern ein ständiger Fall, da sie sahen, wie die stärkste und würdigste aller menschlichen Schöpfungen durch ihr eigenes Gewicht fiel. Sie konnten sich einbilden, daß alle die Sterne fallende Sterne wären, und das selbst die Säulen ihres eigenen Portikus sich unter einer Art mählich anschwellender Sintflut beugten. Für Menschen in solcher Stimmung gab es einen Grund zum Atheismus, der in gewissem Sinne begründet war. Mythologie mochte verblassen und Philosophie mochte erstarren: Wenn es hinter diesen Dingen eine Wirklichkeit gab, würde diese Wirklichkeit die stürzenden Dinge gestützt haben. Es gab keinen Gott, denn hätte es einen Gott gegeben, dann wäre dies der Augenblick gewesen, da Er die Hand geregt und die Welt gerettet haben würde.

Das Leben der großen Kultur schleppte sich fort mit trostlosem Fleiß, ja, selbst mit trostloser Festfreudigkeit. Das Ende der Welt war da, aber das Schlimmste war, daß der Welt Notdurft nie endete. Ein bequemer Kompromiß wurde zwischen all den zahlreichen Mythen und Religionen geschlossen, jede Gruppe sollte frei anbeten dürfen, und nur dem duldsamen Kaiser einen gewissen Dankestribut zollen und ihm unter seinem offiziellen Titel „Göttlicher“ ein wenig Weihrauch streuen. Natürlich bot das keine Schwierigkeit, oder vielmehr dauerte es lange Zeit, ehe die Welt begriff, daß irgendwo eine lächerliche Schwierigkeit bestünde. Die Mitglieder irgendeiner östlichen Sekte oder geheimen Gesellschaft schienen irgendwo ein Schauspiel aufgeführt zu haben, niemand ahnte weshalb. Der Vorfall ereignete sich ein oder zwei Mal

wieder, und er erzeugte eine Erregung, die zu der Bedeutungslosigkeit des Anlasses in keinem Verhältnis stand. Der Vorgang war nicht ganz so, wie die Provinzler behaupteten, immerhin klang die Sache seltsam genug. Jene Leute erklärten anscheinend, daß Gott tot wäre, und daß sie selber ihn hätten sterben sehen. Es konnte sich um eine der zahlreichen durch die Verzweiflung der Zeit erzeugten Verrücktheiten handeln, nur schienen diese Menschen gar nicht so besonders verzweifelt zu sein, ja, sie zeigten eine ganz unnatürliche Freude, und gaben als Grund an, der Tod Gottes hätte es ihnen ermöglicht, seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken. Nach anderen Berichten war Gott im Grunde gar nicht tot. Durch die verwirrende Vorstellung zog eine Art phantastischer Prozeßion von Gottes Leichenbegängnis, bei dem die Sonne sich verfinsterte, das aber damit endete, daß der tote Allmächtige aus dem Grabe heraustrat und gleich der Sonne wieder auferstand. Doch es war nicht die seltsame Geschichte, der jeder auf seine besondere Art Aufmerksamkeit zollte. Die Menschen hatten in jener Welt genügend absonderliche Religionen erlebt, um ein Narrenhaus anzufüllen. Es war etwas in dem Tone der Verrückten und in der Art ihrer Vereinigung. Sie waren eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Barbaren und Sklaven und armen belanglosen Leuten, aber ihre Formation war militärisch, sie marschierten zusammen und verlangten gebieterisch von jedem und allem, das zu ihrem System gehörte, absoluten Gehorsam. Und alles, was sie sprachen, mochten die Worte noch so milde sein, hatte einen ehernen Klang. Menschen in zahlreichen Mythologien und Morallehren beschlagen, vermochten das Geheimnis nicht zu lüften und machten nur die seltsame Entdeckung, daß diese Leute wortwörtlich meinten, was sie sagten. Alle Versuche, ihnen die so einfache Sache von des Kaisers Standbild begreiflich zu machen, trafen taube Ohren. Ein neues Meteorgestein schien auf die Erde herabgefallen zu sein. Schon die bloße Berührung



zeigte den Unterschied der Substanz. Alle die ihre Grundlagen anrührten, hatten das Gefühl auf Fels zu stoßen.

Mit seltsamer Plötzlichkeit, ähnlich den Wandlungen eines Traumes, schienen sich in Gegenwart dieser Männer die Proportionen aller Dinge zu verschieben. Ehe die meisten recht ahnten, was eigentlich geschah, war die Gegenwart dieser Leute greifbar zu fühlen. Sie waren wichtig genug, um ignoriert zu werden. Plötzlich hörte das Volk auf über sie zu sprechen und schritt stumm an ihnen vorüber. Eine neue Szene öffnet sich. Die Welt reißt diesen Männern und Frauen die Hemden vom Leibe, und sie stehen gleich Aussätzigen im Mittelpunkt eines weiten Raumes. Wieder ändert sich die Szene. Den weiten Raum, auf dem sie stehen, umdrängen von allen Seiten Zeugen. Unzählige Gesichter starren von den terrassenförmigen Sitzen auf sie hernieder, denn seltsame Dinge gehen mit diesen Leuten vor. Neue Martern werden für die Verrückten erfunden, die der Welt frohe Märe verkünden. Es scheint fast, als schöpfe jene traurige und müde Gesellschaft neue Kraft aus dieser ersten Religionsverfolgung. Noch begreift niemand, weshalb eigentlich jene ausgewogene Welt über die Leute in ihrer Mitte so aus dem Gleichgewicht gerät. Diese Menschen stehen so unnatürlich still, während die Arena und die Welt um sie zu kreisen scheinen. Und in jener finsternen Stunde fällt auf diese Menschen ein Licht, das nie verdunkelt worden ist. Eine bleiche Flamme schwebt wie unirdische Phosphoreszenz über ihren Häuptern, eine Flammenspur durch die Dämmerung der Geschichte sendend und jede Anstrengung vernichtend, dieses Licht durch den Dunst von Mythologie und Theorie zu verlöschen. Dies war der Lichtstrahl, dies war der Blitzstrahl, durch den die Welt sich selber besiegte und sich isolierte und sich krönte; dies war der Lichtstrahl, durch den die eigenen Feinde dieses Licht es nur strahlender und die eigenen Kritiker es nur unerklärlicher gestaltet haben: Dies war der Heiligenschein des Hasses um die Kirche Gottes.

## ZWEITER TEIL

### Über den Menschen genannt Christus

## *Erstes Kapitel*

### Der Gott in der Höhle

Dieser Abriß der menschlichen Geschichte begann in einer Höhle: In jener Höhle, welche die populäre Wissenschaft mit dem Höhlenmenschen in Verbindung bringt, und in der man tatsächlich urzeitliche Zeichnungen von Tieren entdeckt hat. Auch der zweite Teil der menschlichen Geschichte, der einer Neuschöpfung der Welt gleich kommt, hebt in einer Höhle an. Auch in dieser Höhle waren wieder Tiere zugegen, wurde sie doch von den Bergbewohnern der Hochlande bei Bethlehem, die bis auf den heutigen Tag ihr Vieh nachts in solche Felsspalten oder Höhlen treiben, als Stallung benutzt. Hier hatte ein heimatloses Paar, dem die Türen der überfüllten Karawansereien vor der Nase zugeworfen wurden, bei den Rindern Zuflucht gesucht, und hier, direkt unter den Füßen der Vorübergehenden, hier in einem Keller unmittelbar unter dem Erdboden wurde Jesus Christus geboren. Und bei dieser zweiten Schöpfung lag in der Tat in den Grundmauern dieses Urfelsens und in den Hörnern der prähistorischen Rinder etwas Symbolisches. Auch Gott war ein Höhlenmensch. Auch er zeichnete seltsame, merkwürdig gefärbte Gestalten von Geschöpfen auf die Mauer der Welt. Doch die Bilder, die er gemalt hatte, erwachten zum Leben.

Zahllose Legenden und Dichtungen, die immer noch anwachsen und nie enden werden, haben in immer neuen Variationen jenes einzigartige Paradoxon wiederholt und verkündet: Daß die Hände, welche Sonne und Sterne geschaffen hatten, zu klein waren, um die großen Häupter der Rinder zu be-



rühren. Auf dieses Rätsel, fast könnte man von einem abenteuerlichen Scherz sprechen, gründet sich das gesamte Schrifttum unseres Glaubens. Zum mindesten liegt darin ein Scherz, daß es etwas ist, was der wissenschaftliche Kritiker nicht zu erkennen vermag. Mühselig erläutert er die Schwierigkeit, welche wir stets trotzig, ja, fast höhnisch vergrößert haben, und nachsichtig erklärt er etwas als unwahrscheinlich, das wir voller Wut als unglaublich hingestellt haben: Etwas, das viel zu gut wäre, um wahr zu sein, das aber dennoch wahr ist. Da jener Gegensatz zwischen der kosmischen Schöpfung und jener unbedeutenden an den Ort gebundenen Kindheit in hunderttausenden von Hymnen, Lobgesängen, Reimen, Riten, Gemälden, Gedichten und Reden wiederholt, breitgetreten, unterstrichen, betont, herausgejauchzt, gesungen, geschrien, gebrüllt, um nicht zu sagen geheult worden ist, liegt die Vermutung nahe, daß wir schwerlich einen erlauchten Kritiker brauchen, um unsere Aufmerksamkeit auf etwas ein wenig Seltsames zu lenken, besonders keinen Kritiker von jener Sorte, der lange Zeit braucht, einen Scherz, ja, sogar einen selbst fabrizierten Scherz zu erkennen. Eins muß aber hier über diesen Gegensatz und über diese Gedankenverbindung gesagt werden, weil es für die ganze Streitfrage dieses Buches wesentlich ist. Die moderne Kritik, von der ich spreche, betont im allgemeinen nachdrücklich die Bedeutung der Erziehung im Leben und die Bedeutung der Psychologie in der Erziehung. Leute dieser Art werden nie müde, uns zu erklären, daß nach dem Causalitätsgesetz erste Eindrücke den Charakter fixieren. Sie werden direkt nervös, wenn der Gesichtssinn eines Kindes durch falsche Farben auf einem Hampelmann vergiftet, oder sein Nervensystem vorzeitig durch eine mißtönende Klapper erschüttert wird. Wenn wir aber behaupten, daß darin gerade ein tiefgreifender Unterschied besteht, ob man als Christ oder als Jude oder als Mohamedaner oder als Atheist aufgezogen worden ist, wird man uns für sehr beschränkt halten.

Der Unterschied liegt darin, daß jedes katholische Kind aus Gemälden und jedes protestantische Kind aus Geschichten diese unglaubliche Verbindung sich widerstreitender Vorstellungen als einen der ersten Sinneseindrücke aufgenommen hat. Es ist kein bloßer Unterschied der Glaubenslehren. Es ist ein psychologischer Unterschied, der alle Glaubenssätze überdauern kann. Es ist in Wahrheit etwas Unverlöschliches. Jeder Agnostiker, der in seiner Kindheit Weihnachten wirklich kennengelernt hat, trägt auch späterhin, mag er wollen oder nicht, fest verknüpft in seinem Geiste zwei Vorstellungen, welche den meisten Menschen als zusammenhanglos erscheinen würden: Die Vorstellung eines Säuglings und die Vorstellung einer ungeahnten Kraft, welche die Sterne trägt. Sein Instinkt und seine Phantasie bringen diese beiden Vorstellungen immer noch mit einander in Verbindung, obwohl sein Verstand das Zwingende dieser Beziehung nicht mehr einzusehen vermag. Für ihn wird das bloße Bild einer Mutter und eines Kindes stets von einem religiösen Hauch umgeben sein, einem Hauch der Gnade, der die Erwähnung des furchtbaren Namen Gottes mildert. Aber diese beiden Vorstellungen sind weder von Natur, noch notwendig verknüpft. Für einen alten Griechen oder einen Chinesen, selbst für Aristoteles oder Konfuzius waren sie nicht notwendig verknüpft. Gott mit einem Kind in Zusammenhang zu bringen ist nicht zwingender als die Schwerekraft mit einer Katze in Beziehung zu setzen. Weihnachten hat diese Vorstellung in unserer Seele geschaffen, weil wir Christen sind, weil wir Christen dem Geiste nach sind, selbst wenn wir keine im theologischen Sinne sind. Mit anderen Worten, diese Ideenverbindung hat, nach der vielumstrittenen Phrase, tiefgreifend die menschliche Natur verändert. Es besteht in Wahrheit ein Unterschied zwischen dem Manne, der diese seelische Erfahrung besitzt und dem, der sie nicht besitzt. Es braucht nicht ein Unterschied des moralischen Wertes zu sein, denn der Mohammedaner oder der Jude können im Verhältnis zu

ihrer Einsicht würdiger sein. Aber es ist ein schlichtes Beispiel des Kreuzens zweier spezieller Lichter, der Konjunktion zweier Sterne in unserem speziellen Horoskop. Allmacht und Ohnmacht, Göttlichkeit und Kindheit bilden ein scharf umrissenes Epigramm, das millionenfache Wiederholungen nicht zu einer Platitude umzugestalten vermochten. Es ist nicht unverständlich von etwas Einzigartigem zu sprechen. Bethlehem ist ein Ort, wo schärfste Gegensätze sich treffen. Hier setzt — es ist eigentlich überflüssig das zu betonen — ein anderer mächtiger Einfluß zur Vermenschlichung des Christentums ein. Falls die Welt einen nicht umstrittenen Gesichtspunkt des Christentums wünschte, würde sie wahrscheinlich Weihnachten auserwählen. Doch das Weihnachtsfest ist offensichtlich mit einem heftig umstrittenen Gedanken verknüpft (den Grund freilich vermochte ich auf keinem Stadium meiner geistigen Entwicklung zu begreifen): die der heiligen Jungfrau gezollte Verehrung. Als ich noch Knabe war, erhob eine puritanischere Generation Einspruch gegen die Aufstellung einer Statue der Jungfrau mit dem Kinde in einer ländlichen Parochie. Nach heftigem Streit einigte man sich darauf, das Kind fortzulassen. Man sollte meinen, dieses wäre noch ein weit verwerflicherer Madonnenkult, so fern man nicht die, einer Art Waffe beraubte Mutter, für weniger gefährlich hält. Doch die tatsächliche Schwierigkeit bildet ebenfalls schon ein Gleichnis. Das Bildnis einer Mutter läßt sich nicht von allem, was ein neugeborenes Kind umgibt, trennen. Man kann das neugeborene Kind nicht freischwebend in der Luft aufhängen; ja, in Wahrheit ist ein Standbild eines neugeborenen Kindes an sich ein Unding. Ganz entsprechend läßt sich auch die Vorstellung von einem neugeborenen Kindes nicht freischwebend im leeren Raume aufhängen. Man kann an das Kind nicht denken, ohne gleichzeitig der Mutter zu gedenken. Man kann das Kind nicht besuchen, ohne die Mutter zu besuchen; auch im gewöhnlichen menschlichen Leben kann man sich dem Kinde nur durch die

Mutter nähern. Wenn wir in diesem Lichte überhaupt an Christus denken, folgt die andere Idee unvermeidlich, wie sie in der Geschichte gefolgt ist. Entweder müssen wir Christus von der Weihnachtsfeier oder die Weihnachtsfeier von Christus trennen, wollen wir nicht zugeben, wie wir das auf einem alten Gemälde zugeben, daß jene heiligen Häupter zu nahe zusammen sind, als daß die Heiligenscheine nicht miteinander verschmelzen und sich durchkreuzen müßten.

In einem etwas kühnen Bilde könnte man behaupten, in jenem baufälligen Stalle inmitten der großen grauen Berge hätte sich nichts ereignet, nur wäre die Innenseite des ganzen Weltalls nach außen gekehrt worden. Ich meine, daß sämtliche Augen, die voll Staunen und Anbetung nach auswärts dem größten Ding zugekehrt gewesen waren, jetzt nach innen dem kleinsten zugewandt waren. Die bloße Vorstellung wird all die zahlreichen, verwundert sich kreuzenden Blicke in die Erinnerung zurückrufen, welche so viele katholische Bildwerke bunt wie einen Pfauenschweif erscheinen lassen. Aber in einem Sinne entspricht es der Wahrheit, daß Gott, der nur eine Peripherie gewesen war, als ein Mittelpunkt erkannt wurde, und ein Mittelpunkt ist unendlich klein. Es ist wahr, daß die geistige Spirale hinfort innerlich statt äußerlich wirkt, und in diesem Sinne zentripetal und nicht zentrifugal. Der Glaube wird in mehr als einer Beziehung eine Religion kleiner Dinge. Überlieferungen in Kunst und Literatur und Volksmärchen legen genügend Zeugnis ab für diese seltsame Paradoxon des Gottes in der Wiege. Die Bedeutung des Gottes in der Höhle haben sie vielleicht nicht so klar betont. Ja, es ist merkwürdig, daß die Überlieferung die Höhle nicht sehr nachdrücklich hervorhebt. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß das Schauspiel von Bethlehem in jedem nur möglichen Rahmen von Zeit und Land, von Landschaft und Architektur dargestellt worden ist, und es ist eine sehr beglückende und bewunderungswürdige Tatsache, daß die Menschen diese Szene so ganz verschieden, entsprechend



ihren verschiedenen persönlichen Überlieferungen und Geschmacksrichtungen, aufgefaßt haben. Aber während alle Menschen erkannten, daß der Schauplatz ein Stall war, haben nicht allzu viele begriffen, daß er eine Höhle war. Einige Kritiker glaubten in ihrer Albernheit sogar einen Widerspruch zwischen Stall und Höhle zu entdecken. Diese Herren haben offenbar von Höhlen und Ställen in Palästina keine Ahnung. Da sie Unterschiede bemerken, die nicht vorhanden sind, braucht gar nicht erwähnt zu werden, daß sie Unterschiede, die vorhanden sind, nicht sehen. Wenn ein namhafter Kritiker beispielsweise erklärt, die Tatsache, daß Christus in einer Felshöhle geboren sei, entspräche genau der Geburt Mitras, der lebend einem Felsen entsprang, so klingt das wie eine Parodie auf die vergleichende Religionswissenschaft. In einer Geschichte gibt es so etwas wie ein Pointe, selbst wenn es eine Geschichte im Sinne einer Lüge ist. Und die Vorstellung eines Helden, der gleich Pallas Athene, reif und ohne Mutter, dem Haupte Zeus' entsprang, ist offensichtlich das genaue Gegenteil zu der Vorstellung eines Gottes, der wie ein gewöhnlicher Säugling, völlig von einer Mutter abhängig, geboren wurde. Welchem Ideal wir den Vorzug geben mögen, wir müssen doch einsehen, daß es sich um entgegengesetzte Ideale handelt. Es ist genau so stumpfsinnig, sie in Beziehung zu bringen, weil beide eine Substanz Stein genannt enthalten, als die Strafe der Sintflut mit der Taufe im Jordan zu identifizieren, weil beide eine Substanz Wasser genannt enthalten. Ob Mythe oder Mysterium offensichtlich sollte ursprünglich der Gedanke, daß Christus in einer Felshöhle geboren wurde, die Stellung eines Ausgestoßenen und Heimatlosen kennzeichnen. Trotzdem bleibt es wie gesagt wahr, daß die Höhle nicht so allgemein und so klar als ein Symbol benutzt wurde wie die anderen Wirklichkeiten, welche das erste Weihnachten umgaben.

Der Grund hierfür steht gleichfalls mit der Natur jener neuen Welt in Beziehung. In gewissem Sinne handelt es sich

um die Schwierigkeit einer neuen Dimension. Christus wurde nicht nur auf dem Niveau der Welt geboren, sondern auf einem tieferen Niveau als die Welt. Der erste Akt des göttlichen Dramas spielte nicht nur auf keiner erhöhten Bühne vor dem Zuschauer, sondern, dem Blick entzogen auf einem finsternen und verhängten Podium. Und dieser Gedanke läßt sich nur äußerst schwer mit den meisten künstlerischen Ausdrucksmitteln zum Ausdruck bringen. Es ist der Gedanke gleichzeitiger Geschehnisse auf verschiedenen Ebenen des Lebens. Die mehr archaische und dekorative mittelalterliche Kunst würde sich vielleicht an einer solchen Aufgabe versucht haben. Aber je mehr die Künstler etwas von Realismus und Perspektive lernten, desto weniger konnten sie gleichzeitig die Engel in den Himmeln und die Schäfer auf den Bergen und die Glorie in der Finsternis unter den Bergen malen. Vielleicht hätte es sich am besten mit Hilfe des charakteristischen Notbehelfs mancher mittelalterlichen Gilden darstellen lassen, die mit einem Theaterkarren mit drei übereinander gelegenen Bühnen, mit dem Himmel über der Erde und der Hölle unter der Erde, durch die Straßen fuhren. Bei dem Wunder von Bethlehem lag freilich der Himmel unter der Erde.

Schon hierin spürt man den Hauch einer Revolution, einer Umwälzung der Welt. Der Versuch wäre eitel, etwas Angemessenes oder etwas Neues über den umwühlenden Einfluß zu sagen, welchen diese Auffassung eines, gleich einem Ausgestoßenen oder einem Verbrecher geborenen Gottes auf unsere gesamte Auffassung von dem Recht und von dessen Pflichten den Armen und Elenden gegenüber ausüben mußte. Mit vollster Berechtigung darf man behaupten, daß es von Sekunde an keine Sklaven mehr geben konnte. Freilich gab es noch Menschen, welche von rechtswegen noch so lange diesen Titel trugen, bis die Kirche genügend erstarkt war, um dieses Unkraut auszujäten. Aber mit der behaglichen heidnischen Ruhe, aus Zweckmäßigkeitsgründen den Staat in einem knechtischen

durch christlich und katholisch dieser Anachronismus ist. Aber manche, die Aufführungen in dieser mittelalterlichen Schlichtheit gesehen haben, haben das Spiel nicht in einer anderen Form dichterischer Gestaltung gesehen, die man bisweilen eher als Kunsthandwerk denn als künstlerisch zu bezeichnen pflegt. Ich fürchte zahlreiche moderne Kritiker werden in der Tatsache, daß Crashaw und Herrick die Schäfer von Bethlehem in der Gestalt der virgilschen Schäfer erfaßten, lediglich einen schalen Klassizismus erblicken. Trotzdem hatten die beiden Dichter das ganz richtige Gefühl und griffen, indem sie ihr bethlehemitische Spiel in eine lateinische Eclogae verwandelten, eines der wichtigsten Bindeglieder in der menschlichen Geschichte wieder auf. Wie wir bereits gesehen haben, vertrat Virgil jenes gesündere Heidentum, welches das wahnwitzige Heldentum der Menschenopfer besiegt hatte. Und gerade die Tatsache, daß die virgilschen Tugenden und das gesunde Heidentum sich in unheilbarem Verfall befanden, ist das Hauptproblem, für das die Offenbarung vor den Hirten die Lösung bringt. Falls sich der Welt je eine Chance geboten hätte, ihrer Besessenheit überdrüssig zu werden, hätte die Heilung nur darin liegen können, daß sie gesund geworden wäre. Aber da die Welt sogar der Gesundheit überdrüssig geworden war, was sollte sich wohl ereignen außer dem, was sich tatsächlich ereignete? Es ist auch nicht falsch, sich die arkadischen Schäfer der Eclogae als frohlockend über die Geschehnisse vorzustellen. Eine der Eclogaeen ist sogar als eine Prophezeiung des Kommenden aufgefaßt worden. Und es liegt durchaus in dem Tone und der gelegentlichen Ausdrucksweise des großen Poeten, daß wir ein starkes Mitgefühl mit dem großen Ereignis empfinden, und selbst in ihren eignen menschlichen Reden bricht mehr als einmal aus den Stimmen der Virgilschen Schäfer die Zärtlichkeit Italiens hervor. . . *Incipe, parve pur, risu cognoscere matrem . . .* Vielleicht hatten sie an jenem fremden Ort alles das gefunden, was das Schönste war in den letzten Überlieferungen Latiums, und etwas Besseres

als einen hölzernen Götzen, etwas das für ewig stand als Säule der menschlichen Familie: Einen Familiengott. Und sie und all die anderen Mythologen wären in ihrem Frohlocken gerechtfertigt gewesen, daß dieses Ereignis nicht nur dem Mystizismus, sondern auch dem Materialismus der Mythologie Erfüllung gebracht hätte. Mythologie ging vielfach in der Irre, aber darin hatte sie sich nicht getäuscht, so fleischlich zu sein wie die Fleischwerdung. Mit dem Klange jener uralten Stimme, die durch die Haine erscholl, konnte sie wieder rufen: „Wir haben gesehen, er hat uns gesehen, ein sichtbarer Gott.“ So mochten die alten Schäfer getanzt haben, und ihre Füße stampften in Schönheit die Berge, frohlockend über die Philosophen. Doch auch die Philosophen hatten den Ruf vernommen.

Immer noch ist es eine wunderbare Geschichte, so alt sie auch ist, wie sie herkamen aus dem Morgenlande, gekrönt mit der Majestät von Königen und umkleidet mit dem Geheimnis der Magier. Jene Wahrheit, die Tradition heißt, gedenkt weise ihrer als fast unbekannter Größen, so geheimnisvoll wie ihre Namen geheimnisvoll und melodisch klingen: Melchior, Caspar, Balthasar. Und mit ihnen kam jene ganze Welt der Weisheit, die die Sterne beobachtet hatte in Chaldäa und die Sonne in Persien. Und wir täuschen uns nicht, wenn wir in ihnen die nämliche Neugier vermuten, welche die Triebfeder jedes Weisen ist. Sie wären die Repräsentanten des nämlichen menschlichen Ideals, wenn ihre Namen in Wahrheit Konfuzius oder Pythagoras oder Plato gelautet hätten. Sie waren jene, die nicht Erzählungen, sondern die Wahrheit der Dinge suchten; und da ihr Durst nach Wahrheit an sich ein Dürsten nach Gott war, empfangen auch sie ihre Belohnung. Doch um den Sinn jener Belohnung zu verstehen, müssen wir begreifen, daß für Philosophie sowohl wie für Mythologie jene Belohnung in Vervollkommnung des Unvollkommenen bestand.

Solche gelehrten Männer würden, wie es bei diesen gelehrten Männern der Fall war, zweifellos eine Bestätigung für vieles



gefunden haben, was in ihrer eigenen Überlieferung wahrhaftig und in ihren eigenen Schlußfolgerungen richtig war. Konfuzius würde in der geraden Umkehrung der Heiligen Familie eine Grundlage für die Familie gefunden haben; Buddha würde geglaubt haben, eine neue Verzichtleistung auf Sterne statt auf Juwelen und auf Göttlichkeit statt auf Königstum vor sich zu sehen. Diese gelehrten Herren würden immer noch das Recht haben zu behaupten, oder richtiger, sie würden eine neue Berechtigung haben zu behaupten, daß in ihren alten Lehren die Wahrheit läge. Aber schließlich wären diese gelehrten Männer ja gekommen, um zu lernen. Sie wären gekommen, um ihre Geistesschöpfungen durch etwas, das sie noch nicht erdacht hatten, zu vervollständigen; ja, sogar um ihr unvollkommenes Weltbild mit Hilfe von etwas, dem sie einst vielleicht widersprochen haben würden, harmonisch auszugestalten. Buddha würde aus seinem unpersönlichen Paradiese herabgestiegen sein, um eine Person anzubeten. Konfuzius würde aus seinem Tempel der Ahnenverehrung herbeigeeilt sein, um ein Kind zu verehren.

Vom Anfang an müssen wir diesen Charakterzug in dem neuen Kosmos klar erkennen: Daß er umfassender war als die alte Weltordnung, in jenem Sinne wie Christentum umfassender ist als Schöpfung, da Schöpfung vor Christus gewesen war. Der neue Kosmos umfaßte Dinge, die nicht da gewesen waren, wie er auch die Dinge umfaßte, die da gewesen waren. Jenes Beispiel chinesischer Frömmigkeit bietet eine gute Illustration, aber es träfe auch für andere heidnische Tugenden oder heidnische Glaubenssätze zu. Niemand kann bezweifeln, daß eine vernunftgemäße Ehrerbietung vor den Eltern ein Teil eines Evangeliums ist, da ja Gott selbst in der Kindheit irdischen Eltern unterstand. Aber der andere Gedanke, daß die Eltern ihm Gehorsam schuldeten, führt einen Gedanken ein, welcher der Lehre des Konfuzius fremd war. Das Kind Christus entspricht nicht dem Kind Konfuzius. Unser Mystizismus erfaßt

Christus in einer unsterblichen Kindheit. Ich weiß nicht, was Konfuzius mit dem Bambino angefangen hätte, wäre es in seinen Armen wie in den Armen des heiligen Franziskus zum Leben erwacht. Doch dies ist auch wahr in bezug auf all die anderen Religionen und Philosophien; es ist der Kampf der Kirche. Die Kirche enthält, was die Welt nicht enthält. Das Leben selber sorgt nicht gleich für alle Seiten des Lebens. Daß jedes andere einzelne Religionssystem verglichen mit diesem einen, eng und unbefriedigend ist, das ist keine rethorische Prahlerei, das ist eine wahrhafte Tatsache und ein wahrhaftes Dilemma. Wo ist das Heilige Kind inmitten der Stoiker und der Ahnenverehrer? Wo ist unsere Heilige Jungfrau der Mohammedaner, eine Frau geschaffen für keinen Mann und thronend über allen Engeln? Wo ist der Sankt Michael der Mönche Buddhas, Ritter und Herr der Drometen, wachend für jeden Soldaten über der Ehre des Schwertes? Was konnte Sankt Thomas von Aquino, er, der das Wissen und die Vernunft, ja, selbst den Rationalismus des Christentums pries, mit der Mythologie der Brahmanen beginnen? Doch selbst wenn wir Thomas von Aquino mit Aristoteles, dem anderen Extrem der Vernunft, vergleichen, werden wir das gleiche Gefühl haben von etwas Neuhinzugefügtem. Aquino konnte die logischen Stellen bei Aristoteles begreifen, doch es erscheint fraglich, ob Aristoteles die mystischsten Teile bei Aquino hätte verstehen können. Selbst wo wir den Christen kaum als größer bezeichnen können, sind wir gezwungen, ihn als den Umfassenderen zu bezeichnen. Das trifft zu, welcher Philosophie oder Ketzerei oder modernen Bewegung wir unser Augenmerk zuwenden mögen. Wie hätte sich wohl Franziskus, der Troubadour, unter den Calvinisten oder unter den Utilitariern der Manchester Schule gefühlt? Doch Männer gleich Bossuet und Pascal konnten genau so unnachgiebig und logisch sein wie ein Calvinist oder ein Utilitarier. Wie würde sich die Jungfrau von Orleans, eine Frau die mit dem Schwert die Männer in die Schlacht führte,

unter den Quäkern oder den Duchoborzen oder den Pazifisten Tolstoischer Observanz gefühlt haben? Doch zahlreiche katholische Heilige haben ihr Leben damit verbracht, Frieden zu predigen und Kriege zu verhüten. Das Gleiche gilt für all die modernen synkretistischen Versuche. Nie sind sie imstande etwas umfassender als das Glaubensbekenntnis zu gestalten, ohne etwas auszulassen. Ich meine nicht etwas Göttliches auszulassen, sondern etwas Menschliches: Die Flagge, oder das Wirtshaus, oder die Schlachtenerzählung des Knaben, oder die Hecke am Ende des Feldes. Die Theosophen errichten ein Pantheon, aber es ist nur ein Pantheon für Pantheisten. Sie berufen ein Parlament der Religionen zur Wiedervereinigung aller Völker, aber es ist nur eine Wiedervereinigung aller Pedanten. Und genau solch ein Pantheon wurde vor zwei Jahrtausenden an den Küsten des Mittelmeers errichtet, und die Christen wurden aufgefordert, Seite an Seite mit den Bildnissen von Jupiter, von Mitras, von Osiris, von Atys, und von Ammon das Bild Jesu aufzustellen. Die Ablehnung seitens der Christen ward zum Wendepunkt der Geschichte. Hätten die Christen eingewilligt, dann wären sie und die ganze Welt, um ein groteskes aber zutreffendes Gleichnis zu gebrauchen, bestimmt zum Teufel gegangen. Sie wären in jenem großen Kessel kosmopolitischer Verderbtheit, in welchem all die anderen Mythen und Mysterien bereits schmorten, zu einer lauwarmen Gallerte eingedampft worden. Es war eine Ehrfurcht erheischende und eine erschreckende Flucht. Niemand begreift die Natur der Kirche noch den aus dem Altertum hernieder-tönenden Klang des Glaubensbekenntnis, der nicht erkannt hat, daß die Welt schon einmal fast an der Duldsamkeit und der Brüderlichkeit aller Regionen zu Grunde gegangen wäre.

Das Wichtige ist hier, daß die Magier, welche Mystik und Philosophie verkörpern, richtig als Forscher aufgefaßt werden, die etwas Neues suchen und etwas Unerwartetes finden. Dieses Gefühl eines Wendepunkts, das heute noch in der Weihnachts-

geschichte und in jeder Weihnachtsfeier zittert, betont den Gedanken eines Suchens und einer Entdeckung. Die Entdeckung ist in diesem Falle in Wahrheit eine wissenschaftliche Entdeckung. Die Gedanken, welche die anderen mystischen Gestalten in dem Mirakelspiel verkörperten, der Engel und die Mutter, die Schäfer und die Soldaten des Herodias, mögen gleichzeitig schlichter und übernatürlicher, ursprünglicher und gefühlsbetonter sein. Die Weisen aber suchen Weisheit und für sie muß ein Licht in der Vernunft leuchten. Und dies ist das Licht: Daß der katholische Glaube katholisch, das heißt universal ist, und daß nichts sonst katholisch ist. Die Philosophie der Kirche ist universal. Die Philosophie der Philosophen war nicht universal. Hätten Plato und Pythagoras und Aristoteles einen Augenblick in dem Lichtschein gestanden, der aus jener kleinen Höhle leuchtete, dann hätten sie erkannt, daß ihr eigenes Licht nicht universal sei. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie es nicht auch so bereits wußten. Auch Philosophie hat gleich Mythologie in hohem Maße den Anschein eines Suchens. Die Vergegenwärtigung dieser Wahrheit verleiht den Gestalten der drei Könige diese traditionelle Majestät und dieses Mysterium: Die Entdeckung, daß Religion umfassender ist als Philosophie, und daß das, was jener enge Raum umschließt, die umfassendste aller Religionen ist. Die Magier starrten das seltsame Pentagramm mit dem umgekehrten menschlichen Dreieck an und sind nie mit ihrer Berechnung zu einem Ende gelangt. Denn es ist das Rätsel jener Gruppe in der Höhle, daß, während unsere Gefühle von kindlicher Schlichtheit sind, sich unsere Gedanken in nie endender Verwicklung verzweigen. Nie gelangen wir auch nur zu dem Ende unserer eigenen Vorstellung über das Kind, das ein Vater war, und über die Mutter, die ein Kind war.

Wir könnten uns mit den Worten bescheiden, daß Mythologie mit den Hirten und Philosophie mit den Philosophen gekommen wären, und daß es nur einer Vereinigung der beiden



in der Erkenntnis der Religion bedurfte. Aber es gab noch ein drittes Element, das nicht vernachlässigt werden darf, eines, das jene Religion für ewig ablehnt, in einem Gelage oder in einer Büssung zu vernachlässigen. Bei der ursprünglichen Szene des Dramas war jener Feind zugegen, der jene Legenden mit Wollust verseucht hat, und die Lehren zu Atheismus erstarren ließ, und der die offene Herausforderung mit jener offeneren Methode beantwortete, die wir in dem bewußten Kult der Dämonen kennengelernt haben. Bei der Beschreibung jener Teufelsanberung, dem verzehrenden Abscheu der Unschuld, die sich in den Werken der Hexenkunst und den unmenschlichsten der Menschenopfer kundtun, habe ich von jener indirekten und geheimen Durchdringung des gesünderen Heidentums nur beiläufig gesprochen, von der Durchseuchung der mythologischen Phantasie mit Geschlechtlichem, dem Anschwellen des herrlichen Stolzes bis zur Tollheit. Sowohl der indirekte wie der direkte Einfluß machen sich in dem Drama von Bethlehem geltend. Ein Herrscher unter römischer Oberherrlichkeit, obwohl selber orientalischen Blutes, ausgestattet mit römischem Prunk und Ordnungssinn, scheint in jener Stunde in seinem Innern gefühlt zu haben, daß der Geist von etwas Fremden sich regte. Wir alle kennen die Geschichte wie Herodias, beunruhigt durch ein Gerücht von einem geheimnisvollen Nebenbuhler, in Erinnerung an die wilden Gesten launenhafter asiatischer Despoten die Niedermetzelung aller Verdächtigen der neuen Generation der Bevölkerung anbefahl. Jeder kennt die Geschichte, aber wahrscheinlich hat nicht jeder ihren Platz in der Geschichte der fremden Religionen der Menschen erkannt. Nicht jeder hat auch nur die Bedeutung erkannt, die in dem Gegensatz zu den korinthischen Säulen und dem römischen Pflaster jener eroberten und nur oberflächlich kultivierten Welt liegt. Nur ein Seher hätte vielleicht, als die Absicht dieses finsternen Geistes in den Augen des Idumäers aufzuleuchten und zu scheinen begann, eine Nebelgestalt

erkannt, die gleich einem großen grauen Gespenst über Herodes Schulter blickte, hätte hinter ihm den Dom der Nacht erfüllend und zum letzten Mal über der Geschichte dräuend, jenes ungeheure und furchtbare Antlitz entdeckt, die Fratze Molochs der Karthager, lauernd auf seinen letzten Tribut aus den Händen eines Herrschers vom Stamme Sem. Auch die Dämonen feierten jene erste Weihnachtsfeier auf ihre eigne Art.

Sofern wir die Bedeutung der Anwesenheit jenes Feindes nicht begreifen, können wir weder den Sinn des Christentums noch den Sinn des Christtages verstehen. Weihnachten ist für uns in der Christenheit ein Begriff geworden, und in gewisser Hinsicht sogar ein schlichter Begriff. Aber gleich all den Wahrheiten jener Überlieferung ist Weihnachten in anderer Hinsicht ein sehr komplexer Begriff. Sein einziger Ton ist das gleichzeitige Anschlagen zahlreicher Töne: Der Demut, der Freude, der Dankbarkeit, der mystischen Furcht, doch auch der Wachsamkeit und — eines Dramas. Es ist weder eine Gelegenheit für die Friedensstifter noch für die Spaßvögel; es ist weder eine Friedenskonferenz der Hindus noch ein skandinavisches Winterfest. Es liegt gleichzeitig etwas Trotziges in ihm, etwas das den plötzlich einsetzenden mitternächtlichen Glocken einen Klang verleiht gleich dem Donner der großen Geschütze nach eben gewonnener Schlacht. All dieses Unbeschreibliche, das wir die Weihnachtsatmosphäre nennen, schwebt wie ein zögernder Duft in der Luft, wie ein verschwimmender Rauch der frohlockenden Explosion jener einen Stunde vor fast zwei Jahrtausenden in den Bergen Judäas. Noch immer spürt man diesen Hauch, und er ist etwas zu Zartes, zu Einzigartiges, um durch das Wort Friede voll umfaßt zu werden. Das Frohlocken in der Höhle ist seiner Natur nach ein Frohlocken in einer Festung oder in der Zufluchtstätte eines Ausgestoßenen. Richtig verstanden liegt nichts Ungebürliches darin zu sagen, sie freuten sich in einem Räubernest. Jenes unterirdische Zimmer war ein Versteck vor Feinden, und die

Feinde durchstreiften schon die steinige Ebene, die den Himmel bildete. Und die Roßhufe des Herodes brausten gleich Donner über das in der Erde versteckte Haus Christi. In jenem Bilde verkörpert sich auch die Vorstellung eines Vorpostens, eines Spähens durch die Felsen, und eines Eindringens in feindliches Gebiet. In dieser zu Grabe getragenen Gottheit liegt der Gedanke einer Unterminierung der Welt, eines Erschütterns der Türme und Paläste von den Grundfesten her, wie ja auch Herodes, der große König, dies unterirdische Beben spürte, und wankte in seinem wankenden Palast.

Das ist vielleicht das Mächtigste der Mysterien der Höhle. Obwohl die Menschen die Hölle unter der Erde gesucht haben, so zeigt sich hier bereits, daß eher der Himmel unter der Erde liegt. Und weiter kommt in dieser seltsamen Geschichte der Gedanke einer Umwälzung des Himmels zum Ausdruck. Das ist das Paradoxe der ganzen Szene, daß hinfort das Höchste nur von unten herauf zu wirken vermag. Königstum kann nur durch eine Art Rebellion zu sich selber zurückkehren. In der Tat war die Kirche von Anfang an, und vielleicht besonders am Anfang, nicht so sehr ein Fürstentum wie eine Empörung gegen den Fürsten der Welt. Dieser Gedanke, daß die Welt von dem großen Usurpator erobert worden war und sich in seiner Gewalt befand, ist von jenen Optimisten, welche Erleuchtung mit Behaglichkeit identifizieren, viel beklagt und verspottet worden. Aber dieses Gefühl bedingt gerade jenen Schauer des Trotzes und einer erhabenen Gefahr, der die neue Freudenbotschaft gleichzeitig als wahrhaft freudig und wahrhaft neu erscheinen läßt. Noch immer hielt Olymp gleich einer regungslosen, zu zahlreichen mächtigen Gestalten geballten Wolke den Himmel besetzt. Noch immer saß Philosophie auf den hohen Sitzen der Welt, ja auf den Thronen der Könige, als Christus in der Höhle und das Christentum in den Katakomben geboren wurde.

In beiden Fällen können wir das nämliche Paradoxon der Revolution bemerken, das Gefühl von etwas Verachtetem und Gefürchtetem. In einer Hinsicht ist die Höhle nur ein Loch oder ein Winkel, in den die Ausgestoßenen gleich Kehrriecht gefegt werden; doch in anderer Hinsicht ist sie ein Versteck für etwas Wertvolles, nach dem die Tyrannen wie nach einem Schatze suchen. In einem Sinne hielten sie sich dort verborgen, weil der Wirt sich nicht einmal ihrer erinnerte, und in anderer Hinsicht, weil der König sie nie vergaß. Wir haben bereits erwähnt, daß dieser Scheinwiderspruch auch in der Behandlung der frühesten Kirche zu Tage trat. Sie war wichtig, solange sie noch bedeutungslos und ohnmächtig war. Sie war wichtig, lediglich weil sie unerträglich war, und sie war unerträglich, weil sie unduldsam war. Man widersetzte sich ihr, weil sie auf die ihr eigentümliche und geheimnisvolle Art Krieg erklärt hatte. Sie war dem Erdboden entkeimt, um den Himmel und die Erde des Heidentums zu vernichten. Sie versuchte nicht jene Schöpfung aus Gold und Marmor zu zerstören, aber sie plante eine Welt ohne diese Dinge. Sie wagte geradaus durch alles hindurch zu schauen, als wären Gold und Marmor Glas. Jene, welche die Christen beschuldigten, Rom mit Feuerbränden in Trümmer gelegt zu haben, waren Verleumder, aber sie erfaßten wenigstens die Natur des Christentums weit richtiger, als jene unter den Modernen, die uns erzählen, die Christen wären eine ethische Gemeinde gewesen und langsam zu Tode gemartert worden, weil sie den Menschen erklärten, sie hätten eine Pflicht ihren Nächsten gegenüber zu erfüllen, oder weil ihre Sanftmut und Milde sie leicht verächtlich gemacht hätte.

Herodes hat deswegen seinen Platz in dem Mysterienspiel von Bethlehem, weil er die Bedrohung der Ecclesia Militans darstellt und dartut, daß die Kirche vom ersten Moment an unter Verfolgung steht und um ihr Leben kämpft. Wem das als ein Mißklang erscheint, dem sei gesagt, daß dieser Mißklang gleichzeitig mit den Weihnachtsglocken erschallt. Wer



glaubt, der Gedanke des Kreuzzuges widerstreite dem Gedanken des Kreuzes, dem können wir nur erwidern, daß für ihn der Gedanke des Kreuzes schon vernichtet ist; buchstäblich ist der Gedanke des Kreuzes schon in der Wiege vernichtet. Es ist hier nicht unsere Absicht, mit diesen Zweiflern abstrakt über die moralische Berechtigung des Kampfes zu streiten, hier haben wir lediglich die Absicht, die Gedankenverbindungen aufzuzählen, die den christlichen und den katholischen Gedanken ausmachen und darauf hinzuweisen, daß all diese Vorstellungen bereits in der ersten Weihnachtsgeschichte kristallisiert sind. Es sind drei getrennte und im allgemeinen gegensätzliche Dinge, die aber trotzdem ein Ding sind; und dies ist das einzige Ding, das sie zu einer Einheit machen kann. Das erste ist die eingeborene menschliche Vorstellung eines Himmels, der buchstäblich und fast örtlich ein Heim ist. Diesen Gedanken verfolgten alle Dichter und alle Heiden, welche Mythen schufen, daß nämlich ein bestimmter Platz die geheiligte Stätte Gottes oder die Wohnstätte des Gesegneten sei, daß das Märchenland ein Land ist, und daß die Rückkehr des Geistes die Wiederauferstehung des Leibes sein müsse. Ich debattiere hier nicht über die Weigerung des Rationalismus, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Ich erkläre nur, daß, falls die Rationalisten ablehnen, dieses Bedürfnis zu befriedigen, die Heiden nicht befriedigt sein werden. Dies zeigt sich in der Geschichte Bethlehems und Jerusalems, wie es sich auch in der Geschichte von Delos und Delphi zeigt. Aber es fehlt in dem gesamten Weltbilde von Lukrez und in dem gesamten Weltbilde Herbert Spencers. Das Zweite ist eine Philosophie umfassender als andere Philosophien, umfassender als jene von Lukrez und unendlich umfassender als jene von Herbert Spencer. Sie betrachtet die Welt durch hundert Fenster, während die alten Stoiker und der moderne Agnostiker nur durch ein Fenster schauen. Sie sieht das Leben mit tausend Augen von tausend verschiedenartigen Menschen, während die

anderen Philosophien nur den persönlichen Standpunkt eines Stoikers und eines Agnostikers vertreten. Sie bietet den Menschen etwas für jede Stimmung. Sie findet die Arbeit für jedweden Menschen. Sie versteht die Geheimnisse der Psychologie. Sie ist sich der Tiefen der Sünde bewußt. Sie kann zwischen wirklichen und unwirklichen Wundern und wunderbaren Ausnahmen unterscheiden. Sie hält sich in Fühlung mit schwersten Fällen; alles mit einer Vielfältigkeit und Zart-sinnigkeit und Phantasie den Verschiedenartigkeiten des Lebens angepaßt, und erhebt sich dadurch hoch über die kahlen und windigen Plattheiten der meisten alten und modernen Moralphilosophien. Mit einem Wort: Ihr Inhalt ist sehr viel reicher. Sie findet sehr viel mehr im Sein zum Nachdenken. Sie bezieht sehr viel mehr aus dem wirklichen Leben. Ungeheures Material über unser vielseitiges Leben ist seit Thomas von Aquinos Zeiten hinzugefügt worden. Alleinstehend in der Welt eines Konfuzius oder eines Comte hätte Thomas von Aquino seine eigenen Begrenzungen erkannt. Und folgendes ist der dritte Punkt: Während diese Philosophie genügend örtlich betont für Poesie, und dabei umfassender ist als jede andere Philosophie, ist sie gleichzeitig eine Herausforderung und ein Kampf. Mit Vorbedacht so weit gefaßt, um jeden Aspekt der Wahrheit zu umschließen, steht sie gleichzeitig in Schlachtordnung aufmarschiert gegen jeden Modeirrtum. Ihre Streiter sind Männer aller Art. Sie kämpft mit Waffen jeder Art. Mit jeder Art Neugier und Mitgefühl weiter sie ihre Erkenntnis der Dinge, für und gegen die der Kampf geht. Aber niemals vergißt sie, daß es ein Kampf ist. Sie verkündet Frieden auf Erden und vergißt nie, weshalb Krieg im Himmel herrscht.

Dies ist die Dreieinigkeit der Wahrheit, hier symbolisiert durch die drei Typen in der alten Weihnachtsgeschichte: Die Hirten und die Könige und jenen anderen König, der Krieg gegen die Kinder führte. Die Behauptung ist einfach nicht wahr, daß andere Religionen und Philosophien in dieser Hin-

sicht ihre Rivalen sind. Es ist nicht wahr, daß eine andere Lehre diese Eigenschaften vereint enthält. Es ist nicht wahr, daß eine andere Lehre den Anspruch erhebt, sie zu enthalten. Buddhismus kann behaupten gleich mystisch zu sein; gleich kriegerisch zu sein beansprucht er nicht. Islam kann behaupten gleich militant zu sein; gleich methaphysisch und feinsinnig zu sein, beansprucht er nicht. Konfuzius' Lehre kann behaupten, das Bedürfnis der Philosophen nach Ordnung und Vernunft zu befriedigen; das Bedürfnis der Mystiker nach Wunder und Sakrament und Konsekration konkreter Dinge zu befriedigen, beansprucht er nicht. Es gibt zahlreiche Beweise für diese Allgegenwart eines gleichzeitig universalen und einzigartigen Geistes. Man wird zugeben, daß keine andere Geschichte, keine heidnische Legende, keine philosophische Anekdote, kein historisches Ereignis bei uns jenen einzigartigen, ja schmerzenden Eindruck hinterläßt, den das Wort Bethlehem erzeugt. Keine andere Geburt eines Gottes, keine Kindheit eines Weisen ist für uns Weihnachten oder etwas Weihnachten Ähnliches. Entweder ist es zu kühl oder zu oberflächlich, oder zu formal oder zu klassisch, oder zu schlicht und wild oder zu okkult und verwickelt. Nicht einer von uns, welcher Anschauung er auch sein mag, würde je mit dem Gefühl zu solch einem Schauspiel gehen, daß er nach Hause ginge. Vielleicht bewundert er es, weil es poetisch oder weil es philosophisch ist, oder aus irgendeinem anderen, gesonderten Grunde; aber nicht weil es es selber ist. Der Halt, den diese Geschichte in der menschlichen Natur ergreift, hat einen ganz einzigartigen und persönlichen Charakter. Ihrer psychologischen Substanz nach ähnelt diese Geschichte nicht einer bloßen Legende oder der Lebensbeschreibung eines großen Mannes. Sie wendet unsere Seele nicht im gewöhnlichen Sinne der Größe zu, jenen Erweiterungen und Übersteigerungen der Menschheit, welche, und sei es durch die gesündeste Art Heldenverehrung, zu Göttern und Heroen umgewandelt worden sind. Ihre Wir-

kung ist keine äußerliche, abenteuerliche. Sie führt uns nicht zu den Wundern am Rande der Welt. Ehe überrascht uns etwas von rückwärts, aus dem verborgenen und persönlichen Teil unseres Seins heraus, etwas das uns bisweilen in dem Pathos des Kleinen, in der blinden Frömmigkeit des Armen ergreift. Es ist fast, als hätte ein Mann im Innern seines eigenen Hauses ein Zimmer entdeckt, welches er nie vermutet hatte und in dessen Innern ein Licht schimmert. Es ist, als hätte er im Grunde seines eigenen Herzens etwas entdeckt, das ihn zum Guten verlockt. Sie besteht nicht aus dem, was die Welt starkes Material nennen würde, sie besteht vielmehr aus Material, dessen Stärke in jener beschwingten Leichtigkeit liegt, mit der es uns berührt und vorüberzieht. Sie ist die flüchtige, dort zur Ewigkeit gewordene Zärtlichkeit in uns, jene flüchtige Tröstung, die auf seltsame Art Stärkung und Ruhe geworden ist. Sie ist die stammelnde Sprache und das vergessene Wort, dort positiv und zusammenhängend geworden, während die fremden Könige in fernem Lande verblassen und die Berge nicht mehr von den Schritten der Hirten wieder tönen, und nur die Nacht und die Höhle etwas Menschlicheres umhüllen als die Menschheit.



## Zweites Kapitel

### Die Rätsel des Evangeliums

Um den Sinn dieses Kapitels zu verstehen, ist es notwendig, auf den Sinn dieses Buches zurückzugreifen. Das Argument, welches das Rückgrat dieses Buches darstellt, ist die *reductio ad absurdum*. Es behauptet, daß die Resultate aus der Annahme der rationalistischen These weit irrationaler sind als die unseren. Doch um das zu beweisen, müssen wir zunächst jene These annehmen. Aus diesem Grunde behandelte ich in dem ersten Teil den Menschen häufig nur als Tier, um zu zeigen, daß das Ergebnis weit unmöglicher sei, als wenn wir ihn als einen Engel behandeln würden. Aus der gleichen Erwägung, aus der es nötig war, den Menschen nur als ein Tier zu betrachten, ist es notwendig, Christus nur als einen Menschen zu betrachten. Ich muß meine eigene Überzeugung, die viel positiver ist, aus dem Spiel lassen, und diese Einschränkung anerkennen, um sie aus dem Wege zu räumen. Ich muß versuchen, mir vorzustellen, wie es einem Menschen ergehen würde, der tatsächlich die Geschichte Christi als die Geschichte eines Menschen liest und zwar als die Geschichte eines Menschen, von dem er nie vorher etwas gehört hat. Und ich möchte dartun, daß eine wirklich unparteiische Lektüre dieser Art, wenn nicht unmittelbar zum Glauben, wenigstens zu einer Bestürzung führen würde, für die es keine Heilung außer im Glauben gäbe. Aus diesem Grunde werde ich in dieses Kapitel nichts von dem Geiste meines eigenen Glaubens hineinragen, ich werde selbst den Stil der Diktion ausschalten, den ich für angemessen hielte, wenn ich im eigenen Namen spräche. Ich spreche als ein

unimaginäres, heidnisches Wesen, das sich zum ersten Mal aufrichtigen Herzens in die Geschichte des Evangeliums vertieft.

Nun ist es durchaus nicht leicht, das Neue Testament als ein neues Testament anzusehen. Es ist durchaus nicht leicht, die Heilsbotschaft als neu aufzufassen. Eine gleichzeitig wohlthätige und schlimme Vertrautheit erfüllt uns mit Voraussetzungen und Gedankenverbindungen, und kein Mensch unserer Kultur, wie er auch zu unserer Religion stehen mag, kann das Neue Testament wirklich so lesen, als hätte er nie vorher etwas davon gekannt. Selbstverständlich ist es in jedem Falle restlos unhistorisch, so zu sprechen, als wäre das Neue Testament ein schön gebundenes Buch, das vom Himmel heruntergefallen ist. Es ist lediglich die von der Autorität der Kirche getroffene Auswahl aus einer Überfülle frühhistorischen Schrifttums. Aber abgesehen von all solchen Einwänden besteht eine psychologische Schwierigkeit, das Neue Testament als neu zu empfinden. Es besteht eine psychologische Schwierigkeit, diese wohlbekannten Worte einfach so zu sehen, wie sie dastehen, ohne über sie hinauszugehen und in sie schon hineinzulegen, was sie ihrem Wesen nach bedeuten. Diese Schwierigkeit muß in der Tat sehr groß sein, denn das Ergebnis ist äußerst seltsam. Das Ergebnis besteht darin, daß die meisten modernen Kritiker und die landläufige Kritik, ja, selbst die Volkskritik dem Evangelium eine Auslegung gibt, die das genaue Gegenteil der Wahrheit ist. Diese Auslegung ist so vollständig das Gegenteil der Wahrheit, daß man fast vermuten könnte, diese Leute hätten überhaupt nie das Neue Testament gelesen.

Wir alle haben hunderte Mal die Menschen sagen hören, denn sie scheinen dessen nie müde zu werden, daß der Jesus des Neuen Testaments ein sehr gnädiger und liebevoller Freund der Menschheit sei, daß aber die Kirche diesen menschlichen Charakter hinter abstoßenden Dogmen verborgen, ihn mit kirchlichen Schrecken umkleidet und ihn so in einen unmenschlichen Charakter verwandelt habe. Dies ist, wie ich hier noch-

mals wiederhole, so ziemlich das Gegenteil der Wahrheit. In Wirklichkeit zeigt das Bildnis Christi in den Kirchen fast nur milde und gnädige Züge. Das Bildnis Christi in den Evangelien dagegen verrät daneben noch zahlreiche andere Eigenschaften. Freilich äußert auch die Gestalt in den Evangelien in Worten von herzbrechender Schönheit ihr Mitleid für unsere gebrochenen Herzen. Aber das sind keineswegs die einzigen Worte, welche diese Gestalt äußert. Trotzdem sind es fast die einzigen Worte, welche die Kirche in ihrer volkstümlichen Darstellung Jesum äußern läßt. Diese volkstümliche Darstellung ist beseelt von einem durchaus gesunden volkstümlichen Instinkt. Die Massen der Armen sind niedergebroschen, und die Massen des Volkes sind arm, und für die Masse der Menschen ist es das Wichtigste, die Überzeugung von dem schier ungläublichen Mitgefühl Gottes im Herzen zu tragen. Und niemand, der offenen Auges ist, kann zweifeln, daß es vor allem dieser Gedanke des Mitleids ist, den der volkstümliche Mechanismus der Kirche zu vermitteln sucht. Die volkstümliche Darstellung tut alles, um das Gefühl „lieber Jesus sanft und milde“ noch zu steigern. Das ist das Erste, was der Außenstehende beim Anblick einer Pieta oder einem Schreine des Heiligen Herzens empfindet und kritisiert. Mag der künstlerische Ausdruck auch noch so ungenügend sein, der sich äußernde Instinkt erscheint mir nicht als ungesund. In jedem Falle liegt etwas Erschreckendes, etwas, was das Blut erstarren läßt, in der Vorstellung eines Bildnisses eines zürnenden Christus. Der Gedanke ist für die Phantasie unerträglich, beim Biegen um eine Straßenecke oder beim Betreten eines Marktplatzes der versteinernen Versteinernung j e n e r Gestalt zu begegnen, wie sie sich einer Generation von Vipern entgegen wendet, oder j e n e m Antlitze, wie es in das Antlitz eines Heuchlers blickt. Daher ist die Kirche durchaus gerechtfertigt, wenn sie den Menschen das gnädigste Antlitz und die gnädigste Miene zuwendet, und es ist bestimmt die gnädigste

Miene, welche sie den Menschen zeigt. Für uns hier ist es wesentlich, daß dieses Antlitz unendlich viel gnädiger ist, als die Vorstellung, die sich ein Mensch, der zum ersten Mal das Neue Testament studiert, von ihm zu bilden vermöchte. Ein Mensch, der einfach die Worte der Geschichte, wie sie dort stehen, liest, würde sich einen ganz anderen Eindruck formen, einen Eindruck erfüllt von Geheimnissen, ja, von Widersprüchen, aber bestimmt nicht nur einen Eindruck der Milde. Es wäre ein äußerst fesselnder Eindruck, aber ein Teil des Interesses würde darauf beruhen, daß ein gut Teil der Vermutung und der Ausdeutung überlassen bliebe. Es wäre ein Eindruck voller plötzlicher, offensichtlich bedeutungsvoller Gebärden, nur daß wir kaum deren Bedeutung begriffen, — voll rätselhaften Schweigens, voll ironischer Antworten. Die Ausbrüche von Zorn, gleich Stürmen über unserer Atmosphäre, scheinen nicht gerade dort loszubrechen, wo wir sie erwarten würden, sondern einer eigenen, höheren Wetterkarte zu folgen. Der Petrus, den die volkstümliche Kirchenlehre darstellt, ist ganz und gar der Petrus, zu dem Christus voller Verzeihung sprach: „Weide meine Lämmer.“ Er ist nicht der Petrus, zu dem Christus sich wandte, als wäre er der Teufel, und den er in finsterem Zorne anrief: „Hebe dich, Satan, von mir.“ Christus klagte, nur von Liebe und Mitleid erfüllt, über Jerusalem, das ihn ermorden wollte. Wir wissen nicht, welche fremde geistige Atmosphäre oder geistige Einsicht ihn veranlaßte, Bethsaida tiefer in die Hölle zu versenken als Sodom. Für den Augenblick schiebe ich alle doktrinären Schlußfolgerungen und Auslegungen, orthodoxe oder andersartige, beiseite; ich stelle mir einfach die Wirkung auf eines Menschen Geist vor, falls er wirklich täte, was diese Kritiker ständig zu tun behaupten, falls er wirklich das Neue Testament ohne jede Bezugnahme auf Orthodoxie, ja, ohne Bezugnahme auf eine Doktrine läse. Er würde zahlreiche Dinge finden, die sich weit weniger mit der landläufigen Nichtorthodoxie als mit der



landläufigen Orthodoxie vereinbaren ließen. Er würde zum Beispiel entdecken, daß, falls es irgendwelche Schilderungen gibt, die realistisch genannt zu werden verdienen, es gerade die Darstellungen des Übernatürlichen sind. Wenn der Jesus des Neuen Testaments in einer Gestalt auftritt, von der man sagen kann, daß sie in höchstem Maße einen Mann der Tat verkörpert, so ist es in der Erscheinung eines Teufelsausstreibers. In dem Ton der Stimme, die sagt: „Verstumme, und fahre aus von ihm“ liegt nichts Mildes und Sanftes, ja, nicht einmal etwas Mystisches in gewöhnlichem Sinne. Viel eher ist es der Ton eines sehr geschäftstüchtigen Löwenbändigers oder eines energischen Arztes, der mit einem blutdürstigen Tobsüchtigen spricht. Aber ich führe das nur als ein Beispiel an. Ich beabsichtige nicht auf diese Streitfragen einzugehen, sondern betrachte hier nur den Fall des Phantasiemenschen vom Monde, für den das Neue Testament neu ist.

Wenn wir das Neue Testament lediglich als eine menschliche Geschichte betrachten, fällt uns zunächst auf, daß es in verschiedener Hinsicht eine sehr seltsame Geschichte ist. Ich spiele hier nicht auf den gewaltigen und tragischen Höhepunkt oder auf irgendwelche triumphreichen Verwicklungen in jener Tragödie an. Auch auf jenes sogenannte Element des Wunders nehme ich nicht Bezug, denn in dieser Beziehung variieren die Philosophien, und besonders die modernen Philosophien sind hierin außerordentlich unschlüssig. Man kann sagen, daß der gebildete Engländer von heutzutage die alte Mode, der zufolge er an keine Wunder außer an alte Wunder geglaubt haben würde, aufgegeben und eine neue Mode angenommen hat, und nur noch an Wunder glaubt, wenn sie modern sind. Während er früher die Meinung vertrat, die Wunderkuren hätten mit den ersten Christen aufgehört, ist er jetzt zu der Annahme geneigt, daß sie mit dem ersten Christian Scientist begonnen hätten. Hier beziehe ich mich in der Hauptsache auf nicht wunderbare, ja,

sogar auf nebensächliche und nicht beachtete Stellen der Geschichte. Es gibt zahlreiche Dinge, die niemand erfunden haben würde, denn es sind Sachen, von denen nie jemand einen besonderen Gebrauch gemacht hat, Dinge, die, wenn sie überhaupt Beachtung gefunden hätten, ziemlich rätselhaft geblieben wären. Zum Beispiel gibt es in dem Leben Christi eine lange Zeit bis zu seinem dreißigsten Jahr, über die Schweigen herrscht. Dieses Schweigen ist am eindrucksvollsten und gibt der Phantasie am meisten zu denken. Aber es ist nicht von jener Art, daß man annehmen könnte, jemand habe es erfunden, um etwas zu beweisen, und so weit mir bekannt ist, hat auch niemand versucht, aus diesem Schweigen etwas Besonderes abzuleiten. Es ist eindrucksvoll, aber es ist einfach als Tatsache eindrucksvoll. Als Fabel birgt es nichts besonders Volksrümliches oder Offenkundiges. Im allgemeinen verfolgt die Heldenverehrung und Mythenschöpfung gerade die entgegengesetzte Richtung. Weit natürlicher erschiene es zu behaupten (wie, so viel ich weiß, einige der von der Kirche verworfenen Evangelien es tun), daß Jesus eine göttliche Frühreife enthüllte und in einem wunderbar frühen Alter seine Mission begann. In der Tat liegt in dem Gedanken etwas Seltsames, daß er, der von allen Menschen der geringsten Vorbereitung bedurft hätte, die längste Vorbereitungszeit durchgemacht zu haben scheint. Ob sich darin eine Form der göttlichen Demut verrät oder eine Wahrheit, deren Schatten wir in der längerwährenden häuslichen Bevormundung der höheren Geschöpfe der Erde erkennen, darüber möchte ich keine Hypothese aufstellen. Ich erwähne diese Tatsache einfach als ein Beispiel jener Art Dinge, die auf jeden Fall Stoff zum Nachsinnen bieten, ganz abgesehen von den anerkannten religiösen Theorien. Von derartigen Tatsachen ist die gesamte Geschichte erfüllt. So nüchtern die Geschichte im Druck vor uns steht, so ist sie keineswegs eine Geschichte, bei der man gar leicht bis auf den Grund dringt. Sie ist alles andere, nur nicht das schlichte Evangelium, von dem diese

Leute schwatzen. Vergleichsweise gesprochen, verkörpert das Evangelium den Mystizismus und die Kirche den Rationalismus. Ja, ich möchte sagen, das Evangelium ist das Rätsel, und die Kirche bietet die Lösung. Mag die Antwort lauten, wie sie wolle, das Evangelium, wie es dasteht, ist fast ein Buch der Rätsel.

Ein Mensch, der zum erstenmal die Worte des Evangeliums liest, würde keine Gemeinplätze entdecken. Selbst wenn er mit der größten Hochachtung die Mehrzahl der alten Philosophen und der modernen Ethiker studiert hätte, würde er die einzigartige Bedeutung dieser Behauptung zu schätzen wissen, daß er im Evangelium keine Gemeinplätze zu finden vermöchte. Das ist mehr als von Plato gesagt werden kann, das ist weit mehr, als man von Epictet oder Seneca oder Mark Aurel oder Apollonius von Tyana behaupten kann. Und es ist unermesslich viel mehr, als man von der Mehrzahl der agnostischen Morallehrer und den Predigern ethischer Gesellschaften mit ihren Litaneien der Dienstleistung und ihrer Religion der Brüderlichkeit auszusagen vermag. Die Moral der meisten Moralisten, alter und moderner, ist ein kräftiger und rasch dahinströmender, überschäumender Katarakt von Plartheiten. Diesen Eindruck würde der gedachte, unvoreingenommene Außenseiter beim Studium des Neuen Testaments bestimmt nicht empfangen. Er würde nichts empfinden, was ihn an diesen stätigen Fluß abgedroschener Weisheiten gemahnte. Ihm würden eine Anzahl seltsamer Forderungen auffallen, die den Eindruck erwecken, als sollte man der Bruder der Sonne und des Mondes sein, eine Anzahl äußerst überraschender Ratschläge, eine Anzahl betäubender Vorwürfe, eine Anzahl Geschichten von fremdartiger Schönheit. Er würde gigantische Sprachblüten finden, über die Unmöglichkeit für ein Kamel durch ein Nadelöhr zu gehen, oder über die Unmöglichkeit, einen Berg in das Meer zu schleudern. Er würde eine Anzahl sehr kühner Vereinfachungen der Schwierigkeiten des Lebens bemerken, gleich dem Ratschlage der Sonne entsprechend gleichmäßig über jedem zu

leuchten, oder sich nicht mehr um die Zukunft zu sorgen wie die Vögel. Auf der anderen Seite würde er, sofern seine Person in Frage kommt, auf eine Anzahl Stellen von fast undurchdringlicher Dunkelheit stoßen, wie zum Beispiel auf das Gleichnis von dem „Ungerechten Haushalter.“ Einige dieser Dinge würden ihn wie Fabeln und einige wie Wahrheiten anmuten, aber keines würde er als eine Plartheit empfinden. Zum Beispiel würde er nirgends auf die üblichen Gemeinplätze zu Gunsten des Friedens stoßen. Er würde verschiedene Paradoxa zu Gunsten des Friedens finden. Er würde mehrfach den Gedanken des Nichtwiderstrebens finden, Forderungen, die wörtlich genommen, wie sie dort stehen, zu pazifistisch für jeden Pazifisten wären. In einem Satze würde ihm anbefohlen werden, einem Räuber nicht mit passivem Widerstand entgegenzutreten, sondern, wenn die Ausdrücke buchstäblich genommen werden, eher mit positiver und begeisterter Ermutigung, indem man den Mann, der Güter gestohlen hat, noch mit Gaben überschüttet. Aber er würde nirgends Worte jener unverkennbaren Rhetorik gegen den Krieg entdecken, welche zahllose Bücher und Oden und Reden erfüllen, nirgends ein Wort über die Gottlosigkeit des Krieges, die Verderblichkeit des Krieges, das abstoßende Gemetzel im Kriege und über all den anderen, jedem bekannten Wahnsinn des Krieges, ja, er würde überhaupt kein Wort über den Krieg finden. Es gibt in der Tat keine Stelle, die ein bestimmtes Licht auf Christi Stellungnahme dem organisierten Kampfe gegenüber wirft, außer daß er den römischen Soldaten gegenüber eine wohlwollende Haltung eingenommen zu haben scheint. Ja, von jenem gleichen, abseitigen und menschlichen Standpunkte gesprochen, ergibt sich eine neue Schwierigkeit daraus, daß Jesus weit besser mit den Römern als mit den Juden ausgekommen zu sein scheint. Das Wichtige ist hier, beim Lesen eines bestimmten Textes einen bestimmten Ton zu werten, und dafür ließen sich beliebig viele Beispiele anführen.



Die Erklärung, daß der Sanftmütige Erbe der Erde sein soll, ist alles andere als eine sanftmütige Feststellung. Ich meine, sie ist nicht sanftmütig in dem gewöhnlichen Sinne von milde und gemäßigt und harmlos. Um diese Erklärung zu rechtfertigen, wäre es nötig, sehr tief in der Geschichte zu schürfen und Dinge, damals noch ungeträumt, und selbst heute noch von vielen unbegriffen, vorwegzunehmen, wie zum Beispiel die Art, in welcher die mystischen Mönche die Ländereien zurückforderten, welche die tatsächlichen Könige verloren hatten. Wenn es überhaupt eine Wahrheit war, so deswegen, weil es eine Prophezeiung war. Aber bestimmt war es nicht eine Wahrheit im Sinne einer Alltagsweisheit. Die Segnung des Sanftmütigen erschien als eine sehr gewalttätige Erklärung in dem Sinne, daß sie der Vernunft und der Wahrscheinlichkeit Gewalt anzutun schien. Und damit kommen wir zu einem neuen wichtigen Stadium in der Theorie. Als Prophezeiung wurde diese Forderung in der Tat erfüllt, aber sie ging erst viel später in Erfüllung. Die Klöster waren die tatkräftigsten und blühendsten Gebilde und Versuche beim Wiederaufbau nach der barbarischen Sintflut; der Sanftmütige erbte in Wahrheit die Erde. Aber niemand hätte zu damaliger Zeit etwas Derartiges vorausahnen können — außer einem, der es wußte. Etwas Ähnliches ließe sich über den Zwischenfall von Martha und Maria aussagen, der rückschauend und von der Innenseite her von den Mystikern des kontemplativen christlichen Lebens ausgedeutet worden ist. Aber diese Anschauungsweise war durchaus nicht einleuchtend, und man konnte sicher sein, daß die meisten alten und modernen Ethiker mit Ungestüm um das Einleuchtende gekämpft hätten. Welche Ströme nutzloser Beredsamkeit würden von ihnen verwandt worden sein, um jede leichte Überlegenheit auf Seiten Marthas aufzubauschen; welche herrlichen Reden wären gehalten worden über die „Freude der Dienstleistung“ und über das „Evangelium der Arbeit“ und über das „die Welt besser

zurücklassen, als wir sie vorfanden,“ und überhaupt über all jene zehntausend Gemeinplätze, die sich zu Gunsten eines „Auf-sich-nehmens der Mühen des Lebens“ äußern lassen — von Leuten, die sich keine Mühe zu geben brauchten, sie zu äußern. Falls Christus in Maria, der Mystischen und dem Kind der Liebe, die Saat von etwas Zarterem behütete, wer hätte das wohl zu jener Zeit zu begreifen vermocht? Kein anderer hätte Klara und Katharina und Theresa über dem kleinen Dach in Bethanien leuchten sehen können. Genau so steht es in anderer Hinsicht mit jener großartigen Drohung von dem Schwerte, das in die Welt gebracht wird, um zu trennen und zu scheiden. Niemand hätte damals ahnen können, wie das erfüllt oder gerechtfertigt werden könnte. In der Tat sind manche Freidenker immer noch so einfältig, über diese Schlinge zu straucheln und Ärgernis zu nehmen an einem so überlegt herausfordernden Satze. Tatsächlich fühlen sie sich von diesem Paradoxon beschwert, weil es kein Gemeinplatz ist.

Der springende Punkt ist folgender: vermöchten wir die Berichte des Evangeliums so neu zu empfinden wie Zeitungsberichte, dann würden sie uns weit mehr verwirren, ja, vielleicht entsetzen als die gleichen Dinge in der Darstellung des historischen Christentums. Zum Beispiel sagte Christus nach einer deutlichen Anspielung auf die Eunuchen der östlichen Höfe, es würde dort Eunuchen des himmlischen Königreichs geben. Falls dieses nicht die freiwillige Begeisterung der Jungfräulichkeit bedeutet, könnte man es nur als etwas weit Unnatürlicheres und Unheimlicheres auffassen. Die historische Religion vermenschlicht es uns erst durch die Erfahrung der Franziskaner oder der Schwestern der Gnade. Die bloß für sich stehende Erklärung könnte durchaus auf eine entmenslichte Atmosphäre schließen lassen, auf das finstere und unmenschliche Schweigen des asiatischen Harems und Diwans. Dies ist nur ein Beispiel aus Dutzenden. Und die Moral ist,

daß der Christus des Evangeliums tatsächlich fremder und schrecklicher erscheinen würde als der Christus der Kirche.

Ich verweile bei dem dunklen und verwirrenden und trotzigen und geheimnisvollen Aspekt der Worte des Evangeliums nicht etwa, weil das Evangelium nicht offensichtlich auch einen klareren und volkstümlicheren Aspekt hat, sondern weil diese Seite die Beantwortung einer verbreiteten Kritik eines vitalen Punktes bietet. Die Freidenker behaupten heute, Jesus von Nazareth wäre ein Mann seiner Zeit, wenn auch seiner Zeit vorausgeschritten gewesen, und deshalb könnten wir seine Moral nicht als endgültig für die Menschheit hinnehmen. Und dann fahren die Freidenker fort, seine ethischen Lehren zu kritisieren mit der ziemlich einleuchtenden Behauptung, man könnte von Menschen nicht verlangen, die andere Wange hinzuhalten, oder die Menschen müßten an das Morgen denken, oder die Selbstverleugnung sei zu asketisch, oder die Monogamie sei zu streng. Doch die Zeloten und die Legionäre hielten ebenso wenig die andere Wange hin wie wir, ja, dachten vielleicht noch weniger daran; die jüdischen Händler und die römischen Zöllner kümmerten sich genau so sehr um das Morgen wie wir, vielleicht noch mehr. Wir haben keine Berechtigung, so zu tun, als kehrten wir der Sittenlehre der Vergangenheit zu Gunsten einer der Gegenwart besser angepaßten Moral den Rücken. Jesus Lehre ist bestimmt nicht die Moral eines anderen Zeitalters, höchstens ist seine Lehre die Moral einer anderen Welt.

Kurz und gut, wir können vielleicht sagen, diese Ideale seien in sich selber unmöglich, wir können aber nicht sagen, sie seien für uns unmöglich. Sie sind scharf gekennzeichnet durch einen Mystizismus, der, falls er eine Art Wahnsinn darstellt, Menschen gleicher Art zu allen Zeiten als Wahnsinn angemutet haben würde. Nehmen wir zum Beispiel den Fall der Ehe und der Beziehung der Geschlechter. Natürlich wäre es durchaus

denkbar, daß ein galiläischer Lehrer Dinge lehrte, die für eine galiläische Umgebung natürlich waren. Aber das ist nicht der Fall. Es wäre durchaus denkbar, daß ein Mann aus der Zeit des Tiberius eine durch die Zeit des Tiberius bedingte Anschauung geäußert hätte. Aber auch das ist keineswegs der Fall. Was Christus äußerte, war etwas durchaus Verschiedenes, etwas sehr Schwieriges, aber etwas, das damals keine größeren Schwierigkeiten bot als heutzutage. Wenn zum Beispiel Muhammed seine polygamen Regeln aufstellte, so kann man mit voller Berechtigung behaupten, diese Regeln waren durch eine polygame Gesellschaftsordnung bedingt gewesen. Als er einem Manne vier Weiber gestattete, tat er etwas, was den damaligen Verhältnissen angepaßt war, etwas, das vielleicht für andere Verhältnisse weniger geeignet gewesen wäre. Niemand wird behaupten wollen, die vier Frauen entsprächen den vier Winden und wären ein Teil der natürlichen Weltordnung; niemand wird behaupten, daß die Zahl vier für ewig in den Sternen des Himmels verzeichnet stünde. Und ebenso wenig wird jemand behaupten wollen, die Zahl vier sei ein unfaßbares Ideal, es überschreite die Geisteskraft eines Mannes, bis vier zu zählen, oder die Zahl seiner Frauen zu zählen und festzustellen, ob sie vier betrüge. Es handelt sich um einen tatsächlichen Kompromiß, der dem Charakter einer bestimmten Gesellschaftsordnung entsprach. Wäre Muhammed in einem Vororte Londons im neunzehnten Jahrhundert zur Welt gekommen, dann dürfen wir mit Recht daran zweifeln, ob er unverzüglich in jener Vorstadt Harems mit je vier Frauen eingerichtet haben würde. Da er aber in Arabien im sechsten Jahrhundert geboren wurde, richtete er sich in seinen Ehegesetzen nach den Verhältnissen Arabiens im sechsten Jahrhundert. Christus aber nimmt in seinen Anschauungen über die Ehe nicht im mindesten Rücksicht auf die Verhältnisse in Palästina im ersten Jahrhundert. Sein Gebot ist einfach ein Hinweis auf die sakramentale Auffassung der Ehe, wie solche viel später die katholische Kirche



entfaltet hat. Dieser Standpunkt war für die damaligen Menschen genau so schwer begreiflich wie für die Leute von heute. Ja, er war für die Menschen von damals sogar noch rätselhafter als für die Menschen von heute. Juden und Römer und Griechen glaubten nicht — ja, verstanden nicht einmal genug, um nicht zu glauben — an die mystische Vorstellung, daß der Mann und die Frau durch die Ehe eine sakramentale Substanz geworden wären. Wir können das für ein unglaubliches oder unmögliches Ideal halten, aber es kann uns heutigen Menschen nicht unglaublicher oder unmöglicher dünken, als es den Menschen von damals erschien. Mit anderen Worten, was auch sonst wahr sein mag, es ist nicht wahr, daß der Widerstreit sich durch die Zeit verändert habe. Was auch sonst wahr sein mag, es ist bestimmt nicht wahr, daß die Ideen Jesus von Nazareth seiner Zeit angepaßt waren, aber auf unsere Zeit fürder nicht mehr passen. Wie wenig sie seiner Zeit angepaßt waren, das geht vielleicht aus dem Ende seiner Geschichte hervor.

Die gleiche Erkenntnis läßt sich noch auf andere Weise ausdrücken, daß es nämlich, wenn man die Geschichte vom rein menschlichen und historischen Standpunkte aus betrachtet, außerordentlich erscheint, wie wenig sich in den überlieferten Worten Christi findet, was ihn mit seiner Zeit verknüpft. Ich denke dabei nicht an die Einzelheiten einer Periode, die selbst ein Mensch des betreffenden Zeitalters als vorübergehend erkennt, ich meine die Grundlagen, die selbst der Weiseste häufig unklar als etwas Ewiges empfindet. Aristoteles zum Beispiel war vielleicht der weiseste und umfassendste Geist, der je gelebt hat. Er gründete seine Anschauungen gänzlich auf Grundlagen, von denen sich im allgemeinen gezeigt hat, daß sie durch allen gesellschaftlichen und historischen Wandel hindurch vernünftig und fest blieben. Doch er lebte in einer Welt, in der es für ebenso natürlich galt, Sklaven wie Kinder zu haben, und daher machte

er ein Zugeständnis und erkannte ernsthaft einen Unterschied zwischen Sklaven und Freien an. Auch Christus lebte gleich Aristoteles in einer Welt, welche die Sklaverei als etwas Gegebenes hinnahm. Er verurteilte daher auch die Sklaverei nicht ausdrücklich. Er erweckte eine Bewegung, die in einer Welt mit Sklaverei existieren konnte. Aber er erweckte eine Bewegung, die auch in einer Welt ohne Sklaverei existieren konnte. Nie und nimmer äußerte er aber einen Satz, der seine Philosophie in Abhängigkeit von der Existenz der Gesellschaftsordnung brachte, in welcher er lebte. Er sprach wie jemand, der sich bewußt ist, daß alles ephimär sei, einschließlich der Dinge, die Aristoteles für ewig hielt. Damals war das römische Reich zur orbis terrarum geworden, was nur ein anderer Ausdruck für Welt ist. Aber nie und nirgends machte Christus seine Sittenlehre von dem Bestehen des römischen Reichs, ja nicht einmal von der Existenz der Welt abhängig. „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Die Wahrheit ist, daß, so oft Kritiker von der örtlichen Begrenzung des Galiläers gesprochen haben, sich in dieser Äußerung stets nur die örtliche Begrenztheit der Kritiker verriet. Christus glaubte unbestritten an bestimmte Dinge, an welche eine bestimmte Sekte moderner Materialisten nicht glaubt. Aber es waren nicht Dinge, die für seine Zeit besonders spezifisch waren. Näher würde man der Wahrheit mit der Behauptung kommen, die Leugnung dieser Dinge sei spezifisch für unsere Zeit; ja, zweifellos käme man der Wahrheit noch näher, wenn man lediglich sagte, daß eine bestimmte soziale für unsere Zeit spezifische Wichtigkeit sich in der diese Dinge nicht glaubenden Minorität ausdrücke. Christus glaubte zum Beispiel an böse Geister und an die psychische Heilung körperlicher Krankheiten, aber durchaus nicht etwa, weil er ein unter Augustus geborener Galiläer war. Die Behauptung ist lächerlich, daß ein Mann Dinge glaubte, weil er ein Galiläer

unter Augustus war, da er die gleichen Dinge geglaubt haben könnte, wenn er ein Ägypter unter Tut-ench-Amun oder ein Indier unter Dschingis Chan gewesen wäre. Doch mit dieser allgemeinen Philosophie des Diabolismus oder der göttlichen Wunder setze ich mich an einer anderen Stelle auseinander. Hier genüge die Bemerkung, daß es den Materialisten obliegt, die Unmöglichkeit von Wundern zu beweisen und zwar gegen das Zeugnis der gesamten Menschheit, nicht etwa gegen das Vorurteil von Provinzialen in Nordpalästina unter dem ersten römischen Kaiserreich. Für die vorliegende Beweisführung müssen sie das Vorhandensein solcher speziellen Vorurteile bei diesen speziellen Provinzialen in den Evangelien nachweisen. Und vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist es erstaunlich, wie wenig sie vorzubringen vermögen, um auch nur den Anfang zu einem solchen Beweis zu machen.

So liegen die Dinge in dem Falle von dem Sakrament der Ehe. Wir brauchen nicht an Sakramente zu glauben, wie wir auch nicht an Geister zu glauben brauchen, aber es zeigt sich klar, daß Christus an dieses Sakrament seiner eigenen Art entsprechend glaubte und nicht nach einer landläufigen oder zeitgemäßen Art. Bestimmt bezog er seine Gründe gegen Scheidung nicht aus dem mosaischen Gesetz oder aus dem römischen Gesetz oder aus den Gewohnheiten des palästinischen Volkes. Seine Beweisführung würde den damaligen Kritikern genau so erschienen sein wie den Kritikern von heute, nämlich als ein willkürliches und transzendentes Dogma, das seine Quelle nirgendwo anders außer in ihm selber hat. Es kommt mir hier durchaus nicht darauf an, jenes Dogma zu verteidigen, von Wichtigkeit ist hier lediglich, daß es sich heute genau so leicht vertreten läßt, wie es sich damals vertreten ließ. Es ist ein zeitloses Ideal, schwer erreichbar zu jeder Periode, unmöglich zu keiner Zeit. Mit anderen Worten, wenn jemand erklärt, Christi Vorschriften lauteten so, wie man das bei einem Manne erwarten konnte, der in jener Gegend und zu jener Zeit umher-

wandelte, so können wir mit vollem Recht erwidern, daß sie weit eher den geheimnisvollen Äußerungen eines Übermenschen glichen, der sich lebend im Kreise von Menschen bewegte.

Ich behaupte daher, daß ein Mensch, der frank und frei das Neue Testament liest, nicht den Eindruck erhalten würde, den man häufig heute unter einem menschlichen Christus versteht. Der rein menschliche Christus ist eine erdichtete Gestalt, eine künstliche Auslese gleich dem rein durch Entwicklung geschaffenen Menschen. Man hat allzu zahlreiche von diesen menschlichen Christusgestalten in der nämlichen Geschichte entdeckt, genau wie man allzu zahlreiche Schlüssel zu der Mythologie den nämlichen Geschichten entnommen hat. Drei oder vier getrennte Schulen des Rationalismus haben den Boden beackert und drei oder vier gleich vernünftige Erklärungen seines Lebens erzeugt. Die erste rationale Erklärung von Christi Leben war, daß er nie gelebt habe, und diese Erklärung bot ihrerseits wieder Anlaß zu drei oder vier verschiedenen Erklärungen: daß er ein Sonnenmythus wäre, oder eine Kornmythe, oder irgendeine andere Art von Mythe, das heißt, eine fixe Idee. Der Gedanke, daß er ein göttliches Wesen wäre, das nicht existierte, machte der Vorstellung Platz, daß er ein menschliches Wesen wäre, das existierte. In meiner Jugend war die Behauptung modern, Christus wäre lediglich ein Moralprediger nach Art der Essener gewesen, der augenscheinlich nicht viel anderes zu sagen hatte, was nicht Hillel oder hundert andere Juden auch hätten sagen können, wie zum Beispiel, daß es liebevoll wäre, liebevoll zu sein, und daß es ein Hilfsmittel zur Läuterung wäre, lauter zu sein. Ein anderer wieder behauptete, er wäre ein Wahnsinniger mit einem Messiaswahn gewesen. Noch andere sagten, er wäre in der Tat ein origineller Lehrer gewesen, weil ihm nur der Sozialismus oder (wie wieder andere meinten) der Pazifismus am Herzen gelegen hätte. Weiter trat eine finstere, wissen-



schaftliche Persönlichkeit auf den Plan mit der Erklärung, falls Jesus nicht den Weltuntergang prophezeit hätte, würde man überhaupt nicht auf ihn gehört haben. Er wäre lediglich als ein Verkünder des Tausendjährigen Reichs gleich Dr. Cumming zu bewerten und hätte durch die Ankündigung des genauen Datums des Hereinbrechens des Verhängnisses sein Gebiet in Schrecken versetzt. Unter anderen Variationen über dasselbe Thema fand sich auch die Theorie, daß er ein geistiger Arzt gewesen sei und nichts anderes, eine von der Christian Science vertretene Anschauung, welche tatsächlich ein Christentum ohne Kreuzigung darlegt, um die Heilung der Tochter eines Centurio oder von Petrus Schwiegermutter zu erklären. Es gibt noch eine weitere Theorie, die sich ausschließlich auf die Teufelsaustreibung und den zeitgenössischen Aberglauben in bezug auf Besessene konzentriert, als wäre Christus gleich einem jungen Diakon, der seine erste Weihe empfängt bis zum Exorcismus und niemals darüber hinaus gelangt. Jede dieser Erklärungen an sich scheint mir in einem groben Mißverhältnis zu stehen, aber zusammengenommen verraten sie etwas gerade von jenem Mysterium, welches sie selber vermissen lassen. Es muß bestimmt etwas nicht nur Geheimnisvolles, sondern Vielseitiges an Christus sein, wenn sich so zahlreiche, kleine Christusse aus ihm schnitzen lassen, wenn es dem Anhänger der Christian Science genügt, in ihm einen geistigen Arzt und dem christlichen Sozialisten, in ihm einen Sozialreformer zu sehen, und zwar in einem Maße genügt, daß beide gar nicht einmal von ihm erwarten, noch etwas Anderes zu sein. Danach will es scheinen, daß er in Wahrheit weit umfassender ist, als jene erwarten konnten, zu erwarten. Ja, alles deutet darauf hin, daß mehr dahintersteckt als jene in diesen anderen geheimnisvollen Eigenschaften der Teufelsaustreibung oder der Prophezeiung des Weltuntergangs vermuten.

Würde aber nicht vor allem solch ein neuer Leser des Neuen Testaments über etwas straucheln, das ihn noch weit stütziger machen müßte als uns? Ich habe hier mehr als einmal die ziemlich unmögliche Aufgabe unternommen, die Zeit und die historische Methode umzukehren und in der Phantasie die Tatsachen vorzuschauen, anstatt durch die Erinnerungen zurückzublicken. So habe ich zu zeigen versucht, als welches Ungeheuer der erste Mensch der bloßen, ihn umgebenden Natur erschienen wäre. Wenn wir uns tatsächlich vorstellen, daß wir zum ersten Mal die Natur Christi erwähnen hören, dann würden wir einen argen Schreck bekommen. Was würden wir wohl bei dem ersten Flüstern von einer bestimmten Vorstellung über einen bestimmten Mann empfinden? Sicherlich dürften wir niemand tadeln, der diese erste wüste Andeutung nur als gottlos und wahnsinnig empfände. Im Gegenteil, ein Straucheln über diesen Stein des Anstoßes müßte der erste Schritt sein. Verblüffte, weitäugige Ungläubigkeit ist ein weit loyalerer Tribut dieser Wahrheit gegenüber als die Anschauung eines modernen Methaphysikers, der aus ihr nur einen Unterschied des Grades machen möchte. Weit besser wäre es, mit dem wilden Schrei Blasphemie unsere Kleider vom Leibe zu reißen gleich Kaiphas bei der Verurteilung, weit besser den Mann als einen vom Teufel besessenen Wahnsinnigen zu ergreifen gleich den Verwandten und der Menge, als stumpfsinnig dazustehen und in Gegenwart eines Anspruches von so katastrophaler Bedeutung über feine Schattierungen des Pantheismus zu debattieren. Es liegt mehr von der Weisheit, die eins ist mit Überraschung, in jedem schlichten, von der Empfindsamkeit der Schlichtheit erfüllten Menschen, der erwarten würde, das Gras verdorren und die Vögel tot aus der Luft herabfallen zu sehen, wenn ein herumvagabondierender Lehrling eines Zimmermanns ruhig und fast sorglos, wie jemand, der über seine Schulter zurückblickt, erklärt: „Ehe Abraham war, war ich.“

### Drittes Kapitel

#### Die seltsamste Geschichte der Welt

In dem letzten Kapitel habe ich absichtlich eine heutzutage anscheinend vernachlässigte Seite der neutestamentlichen Geschichte besonders hervorgehoben, aber niemand wird hoffentlich annehmen, dies wäre geschehen, um die mit Recht als menschlich bezeichnete Seite zu verdunkeln. Daß Christus der gnädigste Richter und der mitfühlendste Freund war und ist, bleibt eine Tatsache, die für unser eigenes privates Leben weit größere Bedeutung hat als für irgendwelche historischen Spekulationen. Doch der Zweck dieses Buches besteht in dem Nachweis, daß etwas Einzigartiges unter wohlfeilen Verallgemeinerungen vergraben worden ist, und deshalb ist es wesentlich immer wieder zu betonen, daß das Universellste gleichzeitig auch das Ursprünglichste war. Als Beispiel könnten wir einen Gegenstand wählen, der in Wahrheit mit der modernen Seelenstimmung harmoniert, was von den kürzlich erwähnten asketischen Berufungen nicht gilt. Die Begeisterung der Kindheit ist etwas, was wir durchaus begreifen, aber es war etwas, was damals keineswegs in diesem Sinne begriffen wurde. Falls wir ein Beispiel für die Originalität des Evangeliums brauchten, könnten wir kaum ein beweiskräftigeres oder erstaunlicheres wählen. Fast zweitausend Jahre später befinden wir uns in einer Seelenstimmung, die aufrichtig den mystischen Zauber des Kindes empfindet, wie das in Peter Pan oder des Kindes Vergarten zum Ausdruck kommt. Und wir können von den Worten Christi mit einem so zornigen Antichristen wie Swirburne sagen:

„Nie ward vom Himmel ein Zeichen  
„Der Gläub'gen und Ungläüb'gen Schar  
„Das zeigt hinter Wolken, die weichen.  
„Ein Paradies so klar.  
„Zahllos ist der Glauben Gewimmel  
„Und jeder durchtränket von Blut,  
„Wenn so ist der himmlische Himmel,  
„Dann ist er ein Himmel — und gut.“

Doch jenes Paradies war nicht klar, bis das Christentum es allmählich geklärt hat. Die heidnische Welt als solche hätte einen ernsthaften Hinweis, daß ein Kind höher und heiliger sei als ein Mann, nie begriffen. Ihr hätte das wie die Behauptung geklungen, daß eine Kaulquappe erhabener und heiliger sei als ein Frosch. Dem rein rationalistischen Geiste würde das ähnlich dünken, als wenn jemand sagte, eine Knospe sei schöner als eine Blüte, oder ein unreifer Apfel wohl-schmeckender als ein reifer. Mit anderen Worten, dies moderne Empfinden ist ein rein mystisches Gefühl. Es ist genau so mystisch wie der Kult der Jungfrauenschaft; in Wahrheit ist es der Kult der Jungfräulichkeit. Und das heidnische Altertum hatte eine weit klarere Vorstellung von der Heiligkeit der Jungfrau als von der Heiligkeit des Kindes. Aus verschiedenen Gründen sind wir heutzutage zu einer Verehrung der Kinder gekommen: Teilweise vielleicht, weil wir die Kinder beneiden, weil sie immer noch tun, was die Menschen zu tun pflegten: schlichte Spiele spielen und sich an Märchen erfreuen. Darüber hinaus liegt in unserer Wertschätzung der Kindheit ein groß Teil echter und feinsinniger Psychologie. Doch wenn wir darin eine moderne Entdeckung erblicken, müssen wir wieder zugestehen, daß der geschichtliche Jesus von Nazareth diese Entdeckung bereits zweitausend Jahre zu früh gemacht hatte. Bestimmt förderte nichts in der ihn umgebenden Welt diese Entdeckung. In dieser Beziehung war Christus in der Tat menschlich, weit menschlicher als man von einem



menschlichen Wesen von damals hätte erwarten können. Peter Pan gehört nicht zu der Welt Pans, sondern zu der Welt Peters.

Selbst in der Frage des rein literarischen Stils zeigt sich, wenn wir genügend Distanz nehmen, um die Sache in diesem Lichte zu betrachten, eine merkwürdige Eigenheit, der kein Kritiker Gerechtigkeit angetan zu haben scheint. Unter anderem erkennt man eine einzigartige Art durch den Gebrauch des *a fortiori*, Turm auf Turm zu türmen, eine Pagode der Grade den sieben Himmeln vergleichbar zu errichten. Ich habe bereits auf jene fast umgekehrte phantastische Vision hingewiesen, welche die unmögliche Buße der Städte der Ebene veranschaulicht. Vielleicht gibt es in keiner Sprache und keinem Schrifttum etwas so Vollkommenes wie die Verwendung dieser drei Grade in dem Gleichnis von den Lilien auf dem Felde, in welchem Christus zuerst eine kleine Blume in die Hand zu nehmen und ihre Schlichtheit, ja, ihre Ohnmacht anzumerken scheint, sie dann plötzlich aufblühen läßt, in flammenden Farben in allen Palästen und Gezelten erfüllt von einem großen Namen in volkstümlicher Legende und volkstümlicher Pracht, um sie dann wieder durch einen dritten Umsturz mit einer Gebärde, als würde er sie fort, zu einem Nichts einschrumpfen zu lassen: „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird — sollte Er das nicht vielmehr euch tun . . .“ Es gemahnt an die Errichtung eines Turms von Babel durch weiße Magie und eine einzige Bewegung der Hand, eines plötzlich bis in den Himmel zielenden Turmes, auf dessen Spitze man in weiter Ferne und höher, als es der Einbildungskraft möglich erscheint, die Gestalt eines Mannes sieht, durch drei Unendlichkeiten über alle Dinge erhoben auf einer Sternenleiter leichter Gedanken und blitzschneller Phantasie. Rein in literarischem Sinne wäre das ein größeres Meisterstück als die meisten Meisterstücke in den Bibliotheken; dennoch scheint es nur aufs Geratewohl geäußert zu sein, wie ein Mann eine Blume zer-

pflückt. Und rein in literarischem Sinne scheint mir diese Verwendung des Komparativs in mehreren Abstufungen auf weit höhere Dinge hinzuweisen als der moderne Gedanke eines schlichten Lehrens ländlicher oder städtischer Sitten. Nichts verrät in Wahrheit so sehr einen feinsinnigen und im wahren Sinne einen erhabenen Geist wie diese Macht des Vergleichens eines niederen Dinges mit einem höheren und dieses höheren mit einem noch erhabeneren; dieses Denkens auf drei Ebenen zugleich. Nichts verlangt in so hohem Maße die kostbarste Art der Weisheit, als, sagen wir, zu erkennen, daß der Bürger höher steht als der Sklave, und daß dennoch die Seele unendlich erhabener ist als der Bürger oder die Stadt. Diese Fähigkeit findet sich keineswegs allgemein bei den Vereinfachern des Evangeliums, bei jenen, welche immer das betonen, was sie als schlichte Moral bezeichnen und jenen anderen, welche von einer gefühlvollen Moral sprechen. Auch jenen, die sich damit begnügen, jedem Einzelnen zu raten, Frieden zu halten, eignet sie keineswegs. Im Gegenteil, es bietet sich dafür ein schlagendes Beispiel in dem offensichtlichen Widerspruch zwischen Christi Worten über den Frieden und über ein Schwert. Gerade diese Kraft ist es, welche begreift, daß, wenn auch ein guter Friede besser ist als ein guter Krieg, ein guter Krieg besser ist als ein schlechter Friede. Nirgends sind diese weitausgreifenden Vergleiche so alltäglich wie in den Evangelien und mir verraten sie etwas Ungeheures: ein Ding einzigartig und fest, mit der beigeseelten Dimension der Tiefe oder Höhe, ragt hoch auf über die niedrigen, nur auf einer Ebene lebenden Geschöpfe.

Diese Eigenschaft von etwas, das nur feinsinnig und erhaben genannt werden kann, von etwas, das einer weitausschauenden Einsicht, ja, selbst eines Doppelsinnes fähig ist, wird hier nicht bloß als ein Gegenstoß gegen die abgedroschene Übersteigerung der Freundlichkeit eines sanftmütigen Idealismus betrachtet. Es wird gleichzeitig in Verbindung mit der erschreckenderen, am Ende des letzten Kapitels zur Sprache ge-

brachten Wahrheit genannt. Denn dies ist die allerletzte Eigenschaft, die gemeinhin mit bloßem Größenwahnsinn Hand in Hand geht, besonders einem solchen unwahrscheinlichen und schwindelerregenden Größenwahn, wie er sich in jenem Anspruche verrät. Diese Eigenschaft, die man nur als intellektuelle Würde bezeichnen kann, ist natürlich noch kein Beweis der Göttlichkeit, sondern sie ist offenbar ein Beweis eines Widerwillens gegen einen vulgären und prahlerischen Anspruch auf Göttlichkeit. Ein Mensch dieser Art, falls er nur ein Mensch wäre, würde wahrscheinlich der letzte auf der Welt sein, der unter einem solchen unbegründeten Rausch, diesem Kennzeichen des in Selbsttäuschung befangenen, auf Wirkung abzielenden Menschen litte. Auch durch Leugnen, daß Christus diesen Anspruch erhob, vermeidet man die Schwierigkeit nicht. Von keinem derartigen Manne, von keinem anderen Propheten oder Philosophen des gleichen geistigen Ranges wäre auch nur die Behauptung möglich, daß er einen solchen Anspruch erhoben hätte. Selbst angenommen, Christus Meinung wäre von der Kirche mißverstanden, so bliebe es doch immer noch wahr, daß keine andere historische Überlieferung außer der Kirche einen gleichen Irrtum begangen hätte. Die Mohammedaner mißverstanden nicht Mohammed und nahmen an, er wäre Allah. Die Juden interpretierten Moses nicht falsch und identifizierten ihn mit Jehovah. Weshalb wurde allein dieser Anspruch so nachdrücklich betont, wenn er nicht allein erhoben wurde? Selbst wenn das Christentum ein einziger ungeheurer Mißgriff wäre, bliebe es ein Mißgriff so einzigartig wie die Fleischwerdung.

Der Zweck dieser Seiten besteht darin, das Irrige bestimmter unklarer und vulgärer Annahmen festzunageln, und hier haben wir es mit einer der irrigsten zu tun. Überall in der Luft schwebt die Vorstellung, alle Religionen wären gleichwertig, weil alle Religionsstifter Rivalen wären, die alle um die gleiche Sternenkronen kämpften. Das ist grundfalsch. Der

Anspruch auf jene Krone, oder etwas jener Krone Ähnlichem ist in Wahrheit so selten, daß er einzigartig genannt werden muß. Mohammed erhob ihn ebenso wenig wie Micha oder Maleachi. Konfuzius erhob ihn so wenig wie Plato oder Mark Aurel. Buddha behauptete niemals, er wäre Brahma. Zoroaster erhob ebenso wenig darauf Anspruch, Ormuz wie Ahriman zu sein. Die Wahrheit ist, daß es in dem allgemeinen Verlauf der Dinge genau so geht, wie wir es nach dem gesunden Menschenverstand und nach der christlichen Philosophie erwarten sollten. Die Sachlage ist gerade umgekehrt. Je größer ein Mann ist, desto weniger steht zu erwarten, daß er diesen höchsten Anspruch erheben wird. Abgesehen von diesem einzigartigen, hier vorliegenden Falle, sind die einzigen Menschen, die je einen derartigen Anspruch erheben, sehr unbedeutende Menschen, geheimtuerische oder auf sich selbst gestellte Monomanen. Niemand kann sich vorstellen, daß Aristoteles die Forderung erhoben hätte, vom Himmel zu stammen und der Vater der Götter und Menschen zu sein. Dagegen können wir uns irgendeinen wahnsinnigen römischen Kaiser gleich Caligula vorstellen, der diesen Anspruch für Aristoteles oder noch wahrscheinlicher für sich selber erhöbe. Niemand kann sich vorstellen, daß Shakespeare so redete, als wäre er buchstäblich göttlich, obwohl wir uns einen verschrobeneren amerikanischen Narren vorstellen können, der diese Forderung in einer Geheimschrift in Shakespeares Werken oder noch eher in seinen eigenen Werken entdeckt. Hier und da stößt man auf menschliche Wesen, die diesen im höchsten Maße übermenschlichen Anspruch stellen. Man findet sie in Irrenhäusern, in Gummizellen, bisweilen auch in Zwangsjacken. Aber weit wichtiger als deren bloß materialistisches Schicksal in unserer stark materialistischen Gesellschaft mit ihren groben und plumpen Gesetzen über Geisteskrankheit ist, daß der Typus, der solche Anschauungen zeigt oder zu ihnen hinneigt, ein krankhafter, aus dem seelischen Gleichgewicht geratener, beschränkter und doch



bis zur Widernatur geschwollener Typ ist. Es ist ein ziemlich unglückliches Beispiel, daß wir einen Wahnsinnigen als verrückt bezeichnen, denn in gewissem Sinne ist er nicht verrückt genug. Er ist eher verzerrt als verrückt. Sein Schädel hat nicht genug Löcher zum Auslüften. Diese Unmöglichkeit, Tageslicht auf eine Täuschung einwirken zu lassen, verdeckt und verhüllt manchmal einen Wahn der Göttlichkeit. Man findet diesen Typus nicht unter Propheten und Weisen und Religionsstiftern, sondern nur unter einer tiefstehenden Gattung Geisteskranker. Aber hier gerade gewinnt das Argument stärkstes Interesse, weil nämlich das Argument zu viel beweist. Denn niemand nimmt an, daß Jesus von Nazareth zu jener Art Menschen gehört. Kein moderner Kritiker mit seinen fünf gesunden Sinnen glaubt, daß der Prediger der Bergpredigt ein armer, halbirrter Geistesschwacher gewesen sei, der Sterne auf die Wände einer Zelle kritzelte. Kein Atheist oder Gotteslästerer hält den Autor des Gleichnisses von dem verlorenen Sohn für ein Ungeheuer mit einer verrückten Idee einem einäugigen Zyklopen vergleichbar. Jede denkbare historische Kritik muß ihn in der Rangstufe der menschlichen Wesen höher stellen. Doch auf Grund aller Analogien müssen wir ihm entweder dort einen Platz einräumen oder ihn auf den höchsten Platz erheben.

Jenen, denen es möglich ist, diese Sache wirklich (wie ich es hier hypothetisch tue) mit völlig nüchternem und unvoreingenommenem Verstande zu betrachten, bietet sich hier das merkwürdigste und interessanteste Problem. Als menschliches Problem betrachtet, so wie es sich in einem gänzlich unparteiischen Geiste darstellen würde, ist es von so brennendem Interesse, daß ich wünschte, einer dieser Leute würde den Versuch machen, dieses verwickelte menschliche Problem in ein verständliches menschliches Portrait umzuwandeln. Falls Christus einfach eine menschliche Persönlichkeit war, dann war er in Wahrheit eine äußerst komplizierte und widerspruchsvolle

menschliche Persönlichkeit, denn er vereinte genau die beiden, die äußersten Extreme darstellenden menschlichen Varianten. Er war genau das, was der in einer Täuschung befangene Mann niemals ist, er war weise, er war ein guter Richter. Was er sagte, kam stets unerwartet, aber es war immer unerwartet hochherzig und häufig unerwartet bescheiden. Man denke an das Gleichnis von dem Unkraut und dem Weizen. Dies Bild zeigt eine Eigenschaft, die Gesundheit und Scharfsinn vereint. Es hat nicht die Einfalt eines Verrückten. Es hat nicht einmal die Einfalt eines Fanatikers. Ein hundertjähriger Philosoph am Ende eines Jahrhunderts der Utopien hätte es äußern können. Diese Fähigkeit, über die offensichtlich zu Tage liegenden Dinge hinauszublicken, hat so gar keine Ähnlichkeit mit dem Zustande eines krankhaften, egozentrischen Monomanen mit der einen einzigen empfindsamen Stelle in seinem Hirn. Ich sehe wahrhaftig nicht, wie diese beiden Charaktere überzeugend vereint werden könnten außer in der überraschenden Art, in der der Glaube sie vereint. Denn bis wir zu der vollen Annahme der Tatsache als Tatsache, so wunderbar sie auch sein mag, gelangen, führen uns alle Annäherungen in Wirklichkeit nur immer weiter und weiter von ihr fort. Göttlichkeit ist groß genug, um göttlich zu sein, sie ist groß genug, sich selber als göttlich zu bezeichnen. Doch wie die Menschheit größer wird, wird sie weniger und weniger geneigt, das zu tun. Gott ist Gott, wie die Mohammedaner sagen, aber ein großer Mann weiß, daß er nicht Gott ist, und je größer er ist, desto klarer weiß er das. Darin liegt das Rätsel; alles was sich diesem Punkte nur nähert, rückt ihm nur ferner. Sokrates der weiseste Mensch, weiß, daß er nichts weiß. Ein Geisteskranker kann annehmen, er sei die Allwissenheit, ein Narr kann schwatzen, als wäre er allwissend. Christus jedoch ist in anderem Sinne allwissend, da er nicht nur weiß, sondern weiß, daß er weiß.

Selbst im Hinblick auf den rein menschlichen und mitfühlenden Standpunkt scheint mir daher der Jesus des Neuen Testaments

in vielfacher Hinsicht Merkmale von etwas Übermenschlichem zu besitzen, das heißt von etwas Menschlichem und zugleich mehr als Menschlichem. Aber es zieht sich noch durch all seine Lehren eine Eigenschaft, die mir in den meisten modernen Erörterungen über diese Lehren als Lehren vernachlässigt zu sein scheint, und das ist die ständige Hindeutung, daß er in Wahrheit nicht zum Lehren gekommen sei. Ein Ereignis in dem Bericht berührt mich persönlich als ganz besonders großartig und herrlich menschlich, und zwar die Beschaffung des Weins für die Hochzeitsfeier. Das ist wahrhaft menschlich, in einem Sinne, in welchem eine ganze Schar von Gecken, die das Aussehen von menschlichen Wesen besitzen, kaum als menschlich bezeichnet werden können. Das erhebt sich hoch über alle hochstehenden Persönlichkeiten. Es ist so menschlich wie Herrick und so demokratisch wie Dickens. Aber selbst in dieser Geschichte findet sich etwas anderes, das nicht völlig erklärt und in einer Hinsicht hier von größter Bedeutung ist. Ich meine das erste Zaudern nicht aus irgendeinem die Natur des Wunders berührenden Grunde, sondern wegen der Frage der Zeitgemäßheit überhaupt ein Wunder, zum mindesten in diesem Stadium zu verrichten: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen.“ Was bedeutete das? Es bedeutete zum mindesten einen im Geiste bestehenden allgemeinen Plan oder Zweck, mit welchem bestimmte Dinge harmonierten oder auch nicht. Und wenn wir jenen besonderen strategischen Plan unbeachtet lassen, vernachlässigen wir nicht nur den Kern der Geschichte, sondern die Geschichte selber.

Häufig wird Jesus Christus als ein Wanderprediger bezeichnet, und in dieser Anschauung liegt insofern eine wesentliche Wahrheit, als sie eine bestimmte Stellungnahme Luxus und Konvention gegenüber hervorhebt, welche die meisten achtbaren Leute immer noch als die Haltung eines Vagabunden betrachten würden. Diese Stellungnahme kommt in Jesus eigener großen Rede über die Höhlen der Füchse und die Nester

der Vögel zum Ausdruck. Aber wie bei zahlreichen seiner großen Aussprüche empfindet man dieses Gleichnis nicht in seiner vollen Kraft, weil einem die richtige Abschätzung jenes großen Paradoxons fehlt, dem zufolge er seine eigene Menschlichkeit gewissermaßen als Vorbild und Zusammenfassung des Menschlichen hinstellt, indem er von sich selber schlicht als des Menschen Sohn oder, was im Grunde das Gleiche ist, als Mensch spricht. Es ist nur geziemend, daß der Neue Mensch oder der Zweite Adam mit tönender Stimme und mit fesselnder Gebärde die erhabene, in der ursprünglichen Geschichte an erster Stelle stehende Tatsache wiederholen sollte: Daß sich der Mensch in allem, sogar in seinen Fehlern von dem Tiere unterscheide, daß er in gewissem Sinne weniger normal, ja, weniger heimisch sei: ein Fremdling auf Erden. In diesem Sinne und in dem Sinne, daß Jesus das umherschweifende Leben der Heimatlosesten und der Hoffnungslosesten unter den Armen teilte, ist es durchaus angemessen, von seinen Wanderfahrten zu sprechen. Zweifellos tut man gut daran, sich zu erinnern, daß er bestimmt von der Polizei weiter getrieben, ja, höchst wahrscheinlich verhaftet worden wäre, besaß er doch offensichtlich keinerlei Subsistenzmittel. Unser Gesetz birgt nämlich in sich einen gewissen Humor und eine gewisse Phantasie, von denen Nero und Herodes sich noch nichts träumen ließen, und bestraft heimatlose Menschen dafür, daß sie nicht daheim nächtigen.

In anderer Beziehung jedoch ist das Wort „Wanderfahrten“ auf Jesus Leben angewendet, ein wenig irreführend. Tatsächlich könnte man zahlreiche der heidnischen Weisen und nicht wenige der heidnischen Sophisten mit Recht als Wanderprediger bezeichnen. Bei manchen von ihnen finden ihre planlosen Reisen eine gewisse Parallele in ihren planlosen Bemerkungen. Apollonius von Tyana, der in einigen modischen Kulturen als eine Art Idealgestalt eines Philosophen figuriert, soll seine Irrfahrten bis zum Ganges und bis nach Ätiopien ausge-



dehnt und die ganze Zeit mehr oder weniger großartige Reden geschwungen haben. Es gab tatsächlich eine als Peripatetiker bezeichnete Philosophenschule, und selbst von den meisten der großen Philosophen empfängt man den unbestimmten Eindruck, als hätten sie außer herumzuwandern und Reden zu halten wenig anderes zu tun gehabt. Die großen Unterhaltungen, die uns Einblicke in die großen Geister von Sokrates, oder Buddha, oder Konfuzius gestatten, erscheinen häufig als Teile eines nie endenden Picknicks, das nie begann und nie aufhörte. Bei Sokrates wurde die Unterhaltung durch den Zwischenfall seiner Hinrichtung unterbrochen. Aber es ist der springende Punkt und der besondere Vorzug von Sokrates' Stellung, daß der Tod nur eine Unterbrechung und ein Zufall war. Wir verfehlen die wahrhafte moralische Bedeutung des großen Philosophen, wenn wir diesen Punkt unbeachtet lassen, daß er mit unschuldigem Erstaunen, ja, fast mit unschuldigem Ärger die Henker anstarrte, weil Menschen so unvernünftig sein konnten, ein kleines Gespräch zur Aufklärung der Wahrheit so grob zu unterbrechen. Ihn kümmert nur die Wahrheit und nicht der Tod. Tod ist nur ein Stein auf der Straße, über den man straukeln kann. Seine Lebensarbeit ist, die Straßen der Welt entlangzuziehen und für ewig über Wahrheit zu sprechen. Buddha andererseits fesselte die Aufmerksamkeit durch eine Geste. Es war die Geste der Entsagung und daher in gewissem Sinne der Verneinung. Und durch eine dramatische Verneinung betrat er eine Welt der Negation, die nicht dramatisch war. Er wäre der Erste gewesen zu betonen, daß sie nicht dramatisch war. Auch hier wieder entgeht uns die besondere moralische Bedeutung des großen Mystikers, wenn wir dieses Unterscheidungszeichen nicht erkennen: Daß es für ihn der Kernpunkt war, alles Dramatische, welches ja doch nur aus Begehren und Kampf und im allgemeinen aus Niederlage und Enttäuschung besteht, aus seinem Leben fortgeräumt zu haben. Er gelangt zum Frieden und lebt,

um andere zu lehren, wie sie zum Frieden gelangen können. Hinfort ist sein Leben das des idealen Philosophen, bestimmt weit idealer als das des Apollonius von Tyana, aber immer noch eines Philosophen, in dem Sinne, daß er keine andere Aufgabe hatte, als alles zu erklären, ja, in seinem Falle könnte man fast sagen, sanft und milde alles zu verwerfen. Denn die Botschaften sind von Grund auf verschieden. Christus sagte: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen.“ Buddha sagte: „Trachtet am ersten nach dem Königreiche und dann werdet ihr all solches nicht mehr benötigen.“

Verglichen mit dem Leben jener anderen Wanderer verlief das Leben Jesu so rasch und gerade wie ein Blitz. Vor allem war es dramatisch; vor allem bestand es darin, etwas zu tun, das getan werden mußte. Das wäre bestimmt nicht erreicht worden, wäre Jesus ständig durch die Welt gezogen und hätte sich damit begnügt, nur die Wahrheit zu künden. Selbst äußerlich läßt sich sein Umherziehen nicht als eine Wanderfahrt bezeichnen, in dem Sinne, daß er vergaß, daß es eine Reise wäre. Hierin liegt eher eine Erfüllung der Mythen als der Philosophien; es ist eine Reise mit einem Ziel und mit einem Zweck, ähnlich der Reise Jasons zur Auffindung des goldenen Fließ oder der des Herkules zur Gewinnung der goldenen Äpfel der Hesperiden. Das Gold, das Jesus suchte, war der Tod, das Vornehmste, was er tun wollte, war Sterben. Er wollte auch noch andere Dinge tun, gleich endgültig und zielbewußt. Wir könnten fast sagen gleich äußerlich und materiell. Doch vom Ersten bis zum Letzten ist die endgültigste Tatsache, daß er zum Sterben auszieht. Unmöglich könnten zwei Dinge verschiedener sein als der Tod Sokrates' und der Tod Christi. Das Empfinden drängt sich uns auf, daß der Tod des Sokrates, wenigstens nach der Anschauung seiner Freunde, eine törichte Irrung und ein Mißgriff der Justiz war, die sich dem Flusse einer menschlichen und lichtvollen, fast hätte ich gesagt, einer

leichten Philosophie entgegenstemmte; dagegen drängt sich uns das Gefühl auf, daß der Tod die Braut Christi war, wie Armut die Braut von Sankt Franziskus. Das Gefühl drängt sich uns auf, das in diesem Sinne sein Leben eine Art Liebesverhältnis mit dem Tode war, ein romantisches Verfolgen des letzten Opfers. Von der Sekunde an, da der Stern gleich einer Geburtstagsrakete aufsteigt, bis zu der Sekunde, da die Sonne ausgelöscht wird gleich einer Begräbnisfackel, stürmt seine ganze Lebensgeschichte mit der Schnelligkeit und Zielsicherheit eines Dramas auf Sturmesschwingen dahin, endend in einem Akt, nicht auszudrücken in Worten.

Daher ist die Geschichte Christi, die Geschichte einer Reise fast nach Art eines militärischen Marsches, bestimmt nach Art der Suche eines Helden, der seiner Vollendung oder seinem Verhängnis entgeneilt. Die Geschichte beginnt in dem Paradiese Galiläas, einem ländlichen und friedvollen Lande, das wahrhaft an Eden gemahnt, und steigt dann allmählich hinauf durch hügliges Gelände zu den Bergen, die den Sturmwolken und den Sternen näher sind, bis zu einem Berge der Läuterung. Man trifft ihn herumschweifend an fremden Orten, oder am Wege haltend im Gespräch und Disput, aber immer schaut sein Antlitz nach der Bergstadt. Das ist die Bedeutung des erhabenen Höhepunkts, als er die Höhe erreicht und an der Wegbiegung verharrt und plötzlich laut weint, wehklagend über Jerusalem. Ein leichter Hauch jener Klage findet sich in jedem patriotischen Gedicht, oder wenn er fehlt, stinkt der Patriotismus nach Gemeinheit. Das ist die Bedeutung des erregenden und erschreckenden Zwischenfalls an den Toren des Tempels, als die Tische gleich Plunder die Stufen heruntergeschleudert und die reichen Kaufherren mit körperlichen Schlägen hinausgetrieben werden; dieses Zwischenfalls, der für die Pazifisten zum mindesten ein gleich großes Rätsel sein muß, wie irgendein Paradoxon über Nichtwiderstreben für einen der Milizaristen es nur sein kann. Ich habe dieses

Suchen mit der Reise Jasons verglichen, aber wir dürfen niemals vergessen, daß es in einem tieferen Sinne eher mit der Reise des Odysseus verglichen werden muß. Es war nicht nur ein Roman einer Reise, sondern ein Roman einer Rückkehr, und das Ende einer Usurpation. Kein gesunder Junge, der die Geschichte Homers liest, sieht in der Niederlage der ithakaischen Freier etwas anderes als ein glückliches Ende. Aber zweifellos gibt es manche, welche die Niederlage der jüdischen Kaufleute und Geldwechsler mit jenem verfeinerten Widerwillen betrachten, der sich in diesen Leuten immer in Gegenwart von Gewalttat und besonders bei Gewalttaten gegen den Wohlstand regt. Hier jedoch kommt es darauf an, daß all diese Zwischenfälle den Charakter einer sich steigernden Krise zeigen. Mit anderen Worten, diese Zufälle sind nicht zufällig. Als Apollonius, der Idealphilosoph, vor den Richterstuhl Domitians gebracht wird und durch Magie verschwindet, ist dieses Wunder gänzlich zufällig. Es hätte sich zu jeder Zeit während des Wanderlebens des Tyanäers ereignen können, ja, ich glaube sogar, es ist der Zeit nach ebenso ungewiß wie dem Wesen nach. Der Idealphilosoph verschwand einfach und nahm seine Idealexistenz für unbestimmte Zeit wo anders wieder auf. Als Gegensatz ist es vielleicht auch charakteristisch, daß Apollonius angeblich ein fast wunderbar hohes Alter erreicht haben soll. Jesus von Nazareth war in seinen Wundern weniger klug. Als Jesus vor den Richterstuhl von Pontius Pilatus geschleppt wurde, machte er sich nicht unsichtbar. Es war die Krise und das Ziel; es war die Stunde und die Macht der Finsternis; es war die erhabendste übernatürliche Tat seines ganzen wunderreichen Lebens, daß er nicht verschwand.

Jeder Versuch, jene Geschichte auszuschnücken, hat sie verkleinert. Viele Männer von wahrhaftem Genie und wahrhafter Beredsamkeit, genau wie nur allzu zahlreiche, vulgäre Schwärmer und selbstbewußte Rethoriker haben sich an dieser Aufgabe versucht. Elegante Skeptiker haben die Geschichte



mit gönnerhaftem Pathos, und prahlerische „Bestseller“ mit fließender Begeisterung wiedererzählt. Hier soll sie nicht wiedererzählt werden. Die zermalmende Kraft der schlichten Worte des Evangeliums gleicht der Kraft von Mühlsteinen, und jene, die diese Worte voller Einfalt zu lesen vermögen, werden das Gefühl haben, als wären Felsblöcke auf sie gewälzt worden. Kritik ist nur Worte über Worte, und welchen Zweck haben Worte über Worte wie diese? Welchen Zweck hat eine Wortmalerei über den dunklen Garten, plötzlich erfüllt von Fackelschein und wütenden Antlitzen? „Ihr seid ausgegangen wie zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fangen. Bin ich doch täglich gesessen bei euch und habe gelehrt im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen.“ Läßt sich etwas der kraftvollen und gesammelten Zurückhaltung jener Ironie, ähnlich einer riesigen zum Himmel aufgetürmten Woge, die sich weigert niederzubrechen, hinzufügen? „Töchter Jerusalems weinet nicht um mich, sondern weinet um euch und um eure Kinder.“ Wie der Hohepriester fragte, weshalb er noch andere Zeugen fürder benötige, so könnten wir fragen, welche anderen Worte es wohl noch bedürfte. Von Schrecken ergriffen, verleugnere ihn Petrus: „Und alsbald krähte der Hahn; und Jesus schaute Petrus an, und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.“

Vermag jemand dem noch ein weiteres Wort hinzuzufügen? Unmittelbar vor der Ermordung betete Jesus für das ganze mörderische Menschengeschlecht und sprach: „Sie wissen nicht, was sie tun.“ Kann man dazu irgend etwas sagen, außer daß wir wissen, wie gering alles ist, was wir sagen? Ist es erforderlich, auch nur ein Wort zu wiederholen und weiter auszuführen, wie sich die Tragödie die Via Dolorosa hinauf fort-schleppte, und wie man ihn willkürlich mit zwei Dieben in das Richthaus warf, und wie in all jenem Entsetzen und in jener entsetzlichen Wüste der Gottverlassenheit eine Stimme voller Ehrfurcht ertönte, eine erschreckende Stimme von dem letzten

Orte her, wo man sie hätte erwarten können, von dem Galgenholz des Verbrechers, und wie er zu jenem namenlosen Schurken sprach: „Heute nacht wirst du mit mir in dem Paradiese sein.“? Kann man danach etwas anderes tun, als schweigen? Oder ist jemand geneigt, angemessen jenes Lebewohl an alles Fleisch zu beantworten, welches für die Mutter einen neuen Sohn erschuf?

Eher liegt es schon in meiner Macht, und dient hier unmittelbarer meiner Absicht, darzutun, daß bei jener Szene symbolisch all die menschlichen Kräfte versammelt waren, die flüchtig in dieser Geschichte gezeichnet worden sind. Wie Könige und Philosophen und Männer des Volkes symbolisch bei Christi Geburt anwesend waren, so waren sie eifriger bemüht bei seinem Tode. Und damit stehen wir Angesicht in Angesicht der wesentlichen Tatsache gegenüber, die begriffen werden muß. All die großen Gruppen, die um das Kreuz geschart standen, verkörpern in der einen oder der anderen Hinsicht die große historische Wahrheit der Zeit: das die Welt sich nicht selber zu retten vermochte. Der Mensch konnte nicht mehr tun. Rom und Jerusalem und Athen und alles andere auf der Welt glitten zu Tal wie ein in einen langsam strömenden Wasserfall verwandeltes Meer. Äußerlich stand die alte Welt noch immer auf der Höhe ihrer Macht wie stets in jenem Moment, da die innerste Schwäche einsetzt. Um aber jene Schwäche zu verstehen, müssen wir wiederholen, was schon mehr als einmal gesagt worden ist: daß es nicht die Schwäche eines ursprünglich schwachen Gebildes war. Es war gerade die Stärke der Welt, die sich in Schwäche verwandelte, und die Weisheit der Welt, die sich zu Torheit verkehrte.

In dieser Geschichte vom heiligen Freitag ist es das Beste auf der Welt, um das es am Schlimmsten bestellt ist. Er zeigt uns in Wahrheit die Welt in ihrem ärgsten Zustande. Zum Beispiel waren das die Priester eines wahrhaften Monotheismus und die Soldaten einer internationalen Kultur. Rom, das

die Legende auf den Trümmern Trojas errichtete, Rom, triumphierend über das gestürzte Karthago, war die Repräsentantin eines Heldentums so nahe Ritterlichkeit wie nichts sonst in der heidnischen Welt. Rom hatte die Hausgötter und die menschliche Würde verteidigt gegen die Oger Afrikas und die hermaphroditischen Mißgeburten der Griechen. Doch in dem Lichtstrahl dieses Ereignisses sehen wir das große Rom, die majestätische Republik, unter seinem lucretianischen Verhängnis dem Abgrund entgegengleiten. Skeptizismus hat selbst die zuversichtliche Gesundheit der Eroberer der Welt aufgezehrt. Er, der auf den Thron erhoben ist, um zu entscheiden, was Rechtens sei, kann nur fragen: „Was ist Wahrheit?“ So erscheint eine der Zentralgestalten in jenem Drama, welches über das gesamte Schicksal des Altertums entschied, in einen Handel verstrickt, der das Gegenteil seiner wahren Rolle ist.

Rom war fast ein zweiter Ausdruck für Verantwortlichkeit. Pilatus jedoch steht für ewig, ein schwankendes Standbild der Unverantwortlichkeit. Mehr konnte der Mensch nicht tun. Das tatkräftige Selbst war unbrauchbar geworden. Zwischen den Säulen seines eigenen Richtersitzes stehend, hatte ein Römer seine Hände von der Schuld der Welt gewaschen.

Dort standen auch die Priester jener reinen und ursprünglichen Wahrheit, die hinter all den Mythologien lag wie der Himmel hinter den Wolken. Es war die wichtigste Wahrheit der Welt, und selbst sie konnte die Welt nicht retten. Vielleicht liegt etwas Überwältigendes in rein persönlichem Theismus gleich dem Anblick von Sonne und Mond und Himmel, die verschmelzen zu einem einzigen starrenden Angesicht. Vielleicht ist die Wahrheit ungebrochen durch ein Prisma, göttlich oder menschlich, zu ungeheuer, vielleicht ist sie nur zu rein und zu fern. Jedenfalls vermochte sie die Welt nicht zu retten, sie vermochte nicht einmal die Welt zu bekehren. Da waren Philosophen, die diese Wahrheit in ihrer höchsten und edelsten Gestalt hielten, doch auch sie vermochten die Welt nicht zu be-

kehren, ja, sie versuchten es nicht einmal. Ebenso wenig vermöchte man mit einer Privatansicht gegen das Dschungel volkstümlicher Mythologien anzukämpfen, wie einen Wald mit einem Taschenmesser zu lichten. Eifersüchtig hatten die jüdischen Priester diese Wahrheit im guten und in schlechtem Sinne gehütet. Wie ein gigantisches Geheimnis hatten sie sie versteckt gehalten. Wie barbarische Helden die Sonne in einer Kiste bewahrten, so verbargen sie das Ewige in dem Tabernakel. Sie waren stolz, daß sie allein die blendende Sonne einer einzigen Gottheit anschauen durften, und sie ahnten nicht, daß sie selber erblindet waren. Seit jenen Tagen sind ihre Stellvertreter gleich Blinden in hellem Tageslicht, die mit ihren Stäben rechts und links tasten und der Finsternis fluchen. Aber in ihrem monumentalen Monotheismus war etwas gewesen, das wenigstens überdauert hat gleich einem Monument, das letzte seiner Art und in gewissem Sinne regungslos in der rastloseren Welt, die es nicht zu befriedigen vermochte. Denn das ist sicher, daß dieses Etwas aus irgendeinem Grunde keine Befriedigung zu spenden vermag. Seit jenem Tage hat es nie mehr genügt, zu sagen, daß Gott in seinem Himmel sei, und alles in der Welt sei wohlbestellt, seit jenem Tage, da das Gerücht umging, Gott hätte seine Himmel verlassen, um alles zum Rechten zu kehren.

Und wie es mit diesen Mächten stand, die gut waren, oder wenigstens einst gut gewesen waren, so stand es mit dem Element, das vielleicht das Beste war, und welches Christus selber bestimmt als das Beste empfand. Der Arme, dem er die Heilbotschaft verkündete, das gemeine Volk, das ihm freudig lauschte, der Pöbel, der in der alten heidnischen Welt so zahlreiche volkstümliche Helden und Halbgötter geschaffen hatte, auch diese zeigten die Schwäche, welche die Welt in Trümmer fallen ließ. Sie litten unter den Sünden, die man während des Verfalls einer Gesellschaft bei dem Pöbel der Stadt, besonders bei dem Pöbel der Hauptstadt findet. Das Gleiche, das veranlaßt, daß die ländliche Bevölkerung von Überlieferung lebt,



läßt die städtische Bevölkerung von Gerüchten leben. Genau wie die Mythen des Volkes im besten Falle irrational sind, so ändern sich auch leicht die Neigungen und Abneigungen der Bevölkerung durch grundlose Behauptungen, die dem Gutdünken überlassen bleiben, ohne autoritativ zu sein. Irgendein Räuber ward künstlich in eine malerische und volkstümliche Gestalt verwandelt und trat als eine Art Bewerber gegen Christus auf. In all diesem erkennen wir die großstädtische Bevölkerung wieder, die wir kennen mit ihren Zeitungsnachrichten und Schreckgespenstern. Aber in dieser alten Bevölkerung war auch ein der alten Welt eigenrümlicheres Übel vertreten, wir haben es bereits als die Vernachlässigung des Individuums gekennzeichnet, selbst des für die Verurteilung stimmenden Individuums und noch mehr des verurteilten Individuums. Er war die Seele des Haufens, ein heidnisch Ding. Auch der Ruf dieses Geistes ward in jener Stunde vernehmbar: „Es ist gut, daß einer für das Volk sterbe.“ Doch auch dieser, dem Altertum eigne Geist der Hingabe für die Stadt und für den Staat war an sich und zu seiner Zeit ein edler Geist gewesen. Er hatte seine Dichter und seine Märtyrer, Männer auch heute noch geehrt für immer. Er versagte durch seine Schwäche, durch sein Nicht-Erkennen-Können der gesonderten Seele eines Menschen, dieses Schreins jedes Mystizismus, aber er versagte nur, wie alles andere auch versagte. Der Pöbel folgte den Saduzäern und Pharisäern, den Philosophen und den Moralpredigern. Er folgte der majestätischen Obrigkeit und den geheiligten Priestern, den Schriftgelehrten und den Soldaten, damit der eine universale menschliche Geist, eine universale Verdammung erleiden möge, damit ein einziger tiefer, einhelliger Chor des Beifalls und der Harmonie ertöne, da der eine Mensch von Menschen verworfen wurde.

Es gibt Einöden, über die hinaus niemand folgen soll. Es gibt Geheimnisse, in dem innerlichsten und unsichersten Teile

jenes Dramas, oder in der Scheidung eines Menschen von den Menschen, die kein Symbol in der Sprache besitzen. Es ist auch nicht leicht, für irgendwelche Worte weniger stark und aufrichtig wie jene der nackten Erzählung das Entsetzen leidenschaftlicher Erregung anzudeuten, das sich über dem Hügel erhob. Endlose Darlegungen sind nicht zum Ziele, ja nicht einmal zum Anfang gelangt. Und wenn es einen Laut gibr, der ein Schweigen erzeugen kann, dann sollten wir schweigen über das Ende und die äußerste Not, da sich ein Schrei erhob aus jener Finsternis, in Worten erschreckend klar und erschreckend unverständlich, die der Mensch nie begreifen wird in all der Ewigkeit, da sie ihn verfolgt haben, als sich für einen vernichtenden Augenblick ein Abgrund, unserm Denken nicht zugänglich, öffnete in der Einheit des Absoluten, und Gott von Gott verlassen wurde.

Sie nahmen den Leichnam vom Kreuze, und einer der wenigen Reichen unter den ersten Christen erhielt die Erlaubnis, ihn in einem Felsgrab in seinem Garten zu bestatten, und die Römer stellten einen militärischen Posten davor, damit kein Auflauf entstünde und nicht versucht würde, den Leichnam zu rauben. Auch in diesem natürlichen Geschehen lag wieder ein natürliches Symbol. Es war gut, daß das Grab mit dem ganzen Geheimnis alter morgenländischer Bestattungsgebräuche verschlossen und durch die Autorität der Cäsaren behütet wurde. Denn in jener zweiten Höhle lag, gesammelt und verhüllt, die Gesamtheit jener großen und herrlichen Menschheit, die wir Altertum nennen, und an jener Stelle ward sie begraben. Es war das Ende von etwas Ungeheurem, genannt menschliche Geschichte, jener Geschichte, die nur menschlich war. Die Mythologien und die Philosophien wurden dort zu Grabe getragen, die Götter und die Heroen und die Weisen. Nach der großen römischen Phrase: Sie hatten gelebt. Und da sie nur leben konnten, so konnten sie nur sterben, und sie waren tot.

Als die Freunde Christi am dritten Tage bei Tagesanbruch zu dem Platze kamen, fanden sie das Grab leer und den Stein fortgewälzt. Auf verschiedene Weise erfaßten sie das neue Wunder, aber selbst sie begriffen schwerlich, daß in der Nacht die Welt gestorben war. Woran ihr Blick haftete, das war der erste Tag einer neuen Schöpfung mit einem neuen Himmel und einer neuen Erde, und in der Gestalt des Gärtners wanderte Gott wieder durch den Garten in der Kühle, nicht des Abends, sondern des dämmernden Morgens.

## *Viertes Kapitel*

### Das Zeugnis der Kerzer

Christus begründete in den Schlußworten an die Apostel, mit denen er ihnen die Vollmacht zur Gründung der Kirche übertrug, die Kirche mit zwei gewaltigen Redefiguren. Die erste war der Satz ihrer Gründung auf Petrus als auf einen Fels; die zweite war das Symbol von den Schlüsseln. Über die Bedeutung des ersteren Ausspruches kann es natürlich, was mich anbetrifft, keinen Zweifel geben, aber abgesehen von zwei sekundäreren Gesichtspunkten, berührt dieser Satz nicht unmittelbar das Beweisthema. Er ist nur ein weiteres Beispiel von Erwas, das sich erst später, ja, sogar erst sehr viel später voll zu entfalten und zu klären vermochte. Und ferner ist er nur ein weiterer Beweis für Erwas, das das gerade Gegenteil von schlicht und selbstverständlich ist, selbst dem Ausdrucke nach, insofern als ein Mann als ein Felsen bezeichnet wird, der weit eher einem schwanken Rohre gleicht.

Das andere Bild jedoch ist von einer Schärfe, die kaum richtig erkannt worden ist. Die Schlüssel treten in der Kunst und in der Heraldik der Christenheit augenfällig genug hervor, aber nicht allen ist die einzigartige Schlagkraft dieser Allegorie klar geworden. Wir sind jetzt zu einem Punkt in der Geschichte gelangt, wo ein paar Worte über das erste Auftreten und die Betätigung der Kirche in dem römischen Reiche gesagt werden müssen, und nichts könnte für eine solche knappe Darstellung geeigneter sein als jenes alte Gleichnis. Der Urchrist war in Wahrheit ein Mensch, der einen Schlüssel oder was er als einen Schlüssel bezeichnete, mit sich trug. Die



gesamte christliche Bewegung bestand in der Behauptung, jenen Schlüssel zu besitzen. Sie bestand nicht nur in einer unbestimmten Vorwärtsbewegung, die sich richtiger durch einen Sturmbock versinnbildlichen ließe. Sie riß nicht ähnliche und unähnliche Dinge zugleich mit sich fort, wie das bei einer modernen sozialen Bewegung der Fall ist. Wie wir sofort erkennen werden, lehnte sie das entschieden ab. Nachdrücklich betonte sie, daß es e i n e n Schlüssel gäbe, und daß sie jenen einen Schlüssel besäße, und daß es keinen anderen, entsprechenden Schlüssel geben könne. In diesem Sinne kann man, wenn man will, von einer Beschränktheit sprechen. Aber zufällig war es dieser Schlüssel, der den Kerker der gesamten Welt zu öffnen und das weiße Tageslicht des Entkommens einzulassen vermochte.

In dreifacher Hinsicht gleicht der Glaube einem Schlüssel, und man kann diese drei Punkte nicht besser als unter diesem Symbole zusammenfassen. Ein Schlüssel ist vor allem ein Ding von einer bestimmten Form. Er ist ein Ding, das gänzlich davon abhängt, daß es seine Form behält. Der christliche Glaube ist im vornehmsten Maße die Philosophie der Formen und der Feind der Formlosigkeit. Darin unterscheidet er sich von jener ganzen, formlosen Unendlichkeit, manichäisch oder buddhistisch, die gewissermaßen ein Sammelbecken der Nacht in dem dunklen Herzen Asiens bildet, das Ideal der Vernichtung sämtlicher Geschöpfe. Darin unterscheidet er sich auch von der entsprechenden Unbestimmtheit bloßer Entwicklung, von der Vorstellung von Geschöpfen, die ständig ihre Gestalt verlieren. Ein Mann, dem erklärt wird, daß sein besonderer Hausschlüssel mit einer Million anderer zu einer buddhistischen Einheit eingeschmolzen worden sei, würde Anstoß daran nehmen. Und ein Mann, dem erklärt wird, sein Schlüssel wüchse und vergrößere sich allmählich in seiner Tasche und triebe neue Auswüchse, wäre davon ebenso wenig befriedigt.

Zweitens ist die Gestalt eines Schlüssels an sich eine ziemlich phantastische Gestalt. Ein Wilder, der nicht wüßte, daß er einen Schlüssel vor sich habe, hätte die größte Mühe, zu erraten, was das wohl für ein Ding sein könnte. Der Schlüssel ist phantastisch, weil er in gewissem Sinne willkürlich ist. Ein Schlüssel ist keine Abstraktion, und in diesem Sinne ist er kein Gegenstand der Logik. Entweder paßt er in das Schloß, oder er paßt nicht. An sich betrachtet, ist es zwecklos für die Menschen dazustehen und über einen Schlüssel zu disputieren, oder ihn nach reinen Grundsätzen der Geometrie oder der bildenden Kunst herzustellen. Es ist sinnlos für einen Menschen zu sagen, er möchte lieber einen einfacheren Schlüssel haben. Weit verständiger wäre es, sein Glück mit einem Brecheisen zu versuchen. Und wie der Schlüssel drittens notwendig ein Ding mit einem Muster ist, so besaß auch dieser Schlüssel in mancher Hinsicht ein ziemlich kunstvolles Muster. Wenn die Leute sich beklagen, die Religion sei so frühzeitig durch Dogmatik und ähnlichen Dingen kompliziert worden, so vergessen sie, daß die Welt nicht nur in eine Grube geraten war, sondern in ein ganzes Labyrinth von Löchern und Winkeln. Das Problem an sich war ein verwickeltes Problem. Es umfaßte nicht nur etwas so Schlichtes wie Sünde in dem gewöhnlichen Sinne. Es war erfüllt von Geheimnissen, von unerforschten und unergründbaren Fallstricken, von unbewußten geistigen Erkrankungen, von Gefahren auf Schritt und Tritt. Wäre der Glaube nur mit Gemeinplätzen über Frieden und Einfalt der Welt entgegnetreten, worauf manche Moralisten ihn beschränken möchten, würde er auf dieses pomphafte und verworrene Irrenhaus jede Wirkung verfehlt haben. Was er in Wahrheit tat, müssen wir jetzt in groben Zügen beschreiben. Hier genüge die Bemerkung, daß der Schlüssel vieles an sich hatte, was verwickelt erschien, ja, daß er nur in einer Hinsicht einfach war: Er öffnete die Tür!

Es gibt in dieser Frage bestimmte anerkannte und angenommene Behauptungen, die der Kürze und Bequemlichkeit halber als Lügen bezeichnet werden können. Wir alle haben Leute sagen hören, das Christentum sei in einem Zeitalter des Barbarentums hervorgetreten. Mit genau der gleichen Berechtigung könnte man sagen, die Christian Science sei in einem Zeitalter des Barbarentums entstanden. Man könnte das Christentum als ein Symptom gesellschaftlichen Verfalls betrachten, wie ich in der Christian Science ein Symptom geistigen Verfalls erblicke. Man könnte das Christentum für einen Aberglauben halten, der schließlich eine Kultur zerstörte, wie ich die Christian Science (falls ernsthaft betrachtet) für einen Aberglauben ansehe, fähig jede beliebige Anzahl von Kulturen zu Grunde zu richten. Aber zu behaupten ein Christ des vierten oder fünften Jahrhunderts wäre ein in einem barbarischen Zeitalter lebender Barbar, wäre genau so unberechtigt wie die Behauptung, daß Mrs. Eddy eine Indianerin sei. Und wenn ich wirklich meiner natürlichen Ungeduld Mrs. Eddy gegenüber die Zügel schießen ließe und sie als eine Indianerin bezeichnete, so würde ich mich ebenfalls einer Lüge schuldig machen. Wir mögen die großartige Kultur Roms in dem vierten Jahrhundert lieben oder ablehnen. Wir mögen die industrielle Kultur Amerikas im zwanzigsten Jahrhundert lieben oder ablehnen, aber kein Mensch mit gesundem Verstand könnte, auch wenn er es gerne täte, leugnen, daß beide das sind, was wir gemeinhin unter einer Kultur verstehen. Das ist eine klar zu Tage liegende und gleichzeitig eine grundlegende Tatsache, die wir zur Basis für jede fernere Beschreibung aufbauenden Christentums in der Vergangenheit machen müssen. Ob zum Guten oder zum Schlimmen, das Christentum war in höchstem Maße das Produkt eines kultivierten, vielleicht eines überkultivierten Zeitalters. Abgesehen von allem Lob oder Tadel ist dies die vornehmste Tatsache. Zu meinem Leidwesen muß ich freilich bekennen, daß ich nicht das Empfinden habe, ein Lob auszusprechen, wenn ich etwas mit der

Christian Science vergleiche. Zum mindesten aber ist es wünschenswert, etwas von der Atmosphäre einer Gesellschaft zu kennen, in deren Rahmen wir etwas verurteilen oder preisen; trotzdem kann die Wissenschaft, die Mrs. Eddy mit Tomahawks oder die Mater Dolorosa mit Totems verbindet, der allgemeinen Bequemlichkeit halber hier ruhig ausgeschaltet werden. Die grundlegende Tatsache nicht nur in bezug auf die christliche Religion, sondern in bezug auf die gesamte heidnische Kultur, war jene, auf welche in diesen Seiten schon mehr als einmal hingewiesen worden ist: Das Mittelmeer war eine See im Sinne eines Sammelbeckens, in das, wie die Phrase lautet, eine Anzahl verschiedener Kulte oder Kulturen als Einsatz eingezahlt wurden. Jene rings um diese See einander ins Anlitz blickenden Städte gewannen mehr und mehr eine weltbürgerliche Kultur. Die rechtliche und militärische Seite vertrat das römische Reich. Aber dieses Reich war sehr vielseitig. Man könnte es in dem Sinne abergläubisch nennen, daß es eine große Anzahl verschiedener Aberglauben in sich barg, doch unmöglich kann irgend ein Teil des römischen Reiches als barbarisch bezeichnet werden.

Auf diesem Niveau kosmopolitischer Kultur erhob sich die christliche Religion und die katholische Kirche, und alles in der Geschichte weist darauf hin, daß diese Religion und diese Kirche als etwas Neues und Fremdes empfunden wurden. Jene die den Nachweis zu führen versuchten, daß sich die christliche Religion aus etwas Sanfterem und Einfacherem entwickelt habe, mußten feststellen, daß sich in diesem Falle ihre entwicklungsgeschichtliche Methode nur sehr schwer anwenden ließ. Sie können behaupten, daß die Essener oder die Ebeoniten oder ähnliche Sekten das Saatkorn waren; aber diese Saat ist unsichtbar, rasch steht der Baum voll ausgewachsen da und der Baum ist etwas gänzlich Verschiedenes. Bestimmt ist er ein Weihnachtsbaum in dem Sinne, daß er die Güte und die moralische Schönheit der Geschichte Bethlehems wahr, aber er



ist zugleich genau so ritualistisch wie der siebenarmige Leuchter, und die Kerzen, die er trägt, sind erheblich zahlreicher als wahrscheinlich das erste Gebetbuch Eduard des Sechsten es gestattet hätte. Die Frage wäre durchaus berechtigt, weshalb jemand, der die bethlehemitische Überlieferung annimmt, Einspruch gegen den goldenen oder vergoldeten Schmuck erheben sollte, da doch die Magier selber Gold brachten; weshalb er den Weihrauch in der Kirche verabscheut, da doch selbst in dem Stalle Weihrauch geopfert wurde. Aber diese Streitpunkte interessieren mich hier nicht, mich interessiert hier lediglich die seitens der Historiker mehr und mehr bestätigte Tatsache, daß dieses „Ding“ schon sehr frühzeitig in der christlichen Geschichte für die Kultur des Altertums erkennbar wurde, und daß die Kirche damals bereits als eine Kirche erschien, mit allem, was eine Kirche in sich birgt, und mit vielem, was man an einer Kirche mißbilligt. Wir werden sofort erörtern, inwiefern das Christentum anderen ritualistischen oder magischen oder asketischen Mysterien seiner eigenen Zeit gleich. Bestimmt entsprach es nicht im geringsten einer rein ethischen und idealistischen Bewegung in unserer Zeit. Die Kirche hatte eine Doktrin, sie hatte eine Disziplin, sie hatte Sakramente, sie hatte Grade der Weihe. Sie ließ Leute zu, und sie stieß Leute aus. Sie bestätigte ein Dogma mit Autorität und belegte ein anderes mit Bannflüchen. Wenn all diese Dinge Wahrzeichen des Antichristen sind, dann folgte die Herrschaft des Antichristen sehr rasch auf Christus.

Jene, die behaupten, das Christentum wäre keine Kirche, sondern eine moralische Bewegung von Idealisten gewesen, sehen sich gezwungen, den Zeitpunkt seiner Verfälschung oder seines Verschwindens immer weiter zurückzulegen. Ein Bischof von Rom schreibt, Autorität heischend, schon zur Lebzeit von Sankt Johannes des Evangelisten, und diese Tat wird als die erste päpstliche Amtshandlung bezeichnet. Ein Freund der Apostel spricht von ihnen als ihm persönlich bekannten

Männern und sagt, daß sie ihm die Doktrin des Sakraments lehrten, und Mr. Wells kann nur leise klagen, daß die Reaktion gegen barbarische Blutriten vielleicht früher in Erscheinung getreten sei, als man erwarten möchte. Das Datum des vierten Evangeliums, welches zu einer bestimmten Zeit ständig vor-datiert wurde, rückte neuerdings ständig ferner und ferner, bis die Kritiker über die aufdämmernde und schreckliche Möglichkeit strachelten, es könnte möglicherweise das sein, was es zu sein behauptet. Die äußerste Grenze eines frühzeitigen Datums für das Erlöschen des wahren Christentums entdeckt zu haben, kann vermutlich ein deutscher Professor für sich in Anspruch nehmen. Dieser gelehrte Herr behauptet nämlich, das Pfingstfest wäre der Anlaß für die Grundsteinlegung einer geistlichen, dogmatischen und despotischen Kirche gänzlich fremd den schlichten Idealen Jesus von Nazareth gewesen. Das kann man sowohl im volkstümlichen wie im wissenschaftlichen Sinne als die Grenze bezeichnen. Aus welchem Stoffe sind, nach Ansicht solcher Herren Professoren, wohl die Menschen geschaffen? Angenommen, es hätte sich wirklich um eine rein menschliche Bewegung gehandelt. Einige behaupten, die Urchristen wären Pazifisten gewesen. Ich glaube das nicht eine Sekunde, aber ich bin bereit, der Beweisführung zu Liebe, diese Parallele gelten zu lassen. Nehmen wir also an, Tolstoj oder irgendein anderer großer Friedensprediger unter den Landleuten wäre wegen Bekämpfung der Dienstpflicht erschossen worden, und etwa einen Monat später träfen sich seine wenigen Anhänger zur Feier seines Gedächtnisses in einem Geheimplatz. Die gemeinsame Erinnerung ist der einzige Grund ihrer Zusammenkunft. Sie sind Leute verschiedenster Art. Nichts verbindet sie nur dieses eine und größte Ereignis in ihrer aller Leben, diese Tragödie des Verkünders des Weltfriedens. Ständig wiederholen sie die Worte ihres großen Führers, grübeln über seine Probleme nach und versuchen seinem Charakter

nachzueifern. Die Pazifisten treffen sich also an ihrem Pfingstfest; eine plötzliche Ekstase der Begeisterung und ein Wirbelsturm der Erleuchtung ergreift sie und in dieser Begeisterung machen sie sich ans Werk, den allgemeinen Militärdienst zu begründen, die Steuern für die Flotte zu erhöhen, ein Gesetz einzubringen, daß jeder Mensch bis zu den Zähnen bewaffnet herumgehen soll und alle Grenzen von Kanonen starren müssen. Das wäre eine angemessene Parallele zu der Theorie jener Kritiker, daß sich die Umwandlung ihrer Vorstellung von Jesus zu ihrer Vorstellung vom Katholizismus dort bereits in dem kleinen Oberzimmer zu Pfingsten vollzogen habe. Bestimmt würde jeder Mensch mit gesunden Sinnen diesen Leuten erklären, daß Enthusiasten, die nur durch ihre gemeinsame Begeisterung für einen Führer, den sie lieben, zusammengeführt werden, nicht in der selben Sekunde fortstürzen würden, um all das in die Wege zu leiten, was dieser Führer haßte. Nein, wenn das „geistige und dogmatische System“ so alt ist wie Pfingsten, dann ist es so alt wie Weihnachten. Wenn wir es bis zu diesem frühesten Pfingstfest zurückverfolgen, müssen wir es bis zu Christus zurückverfolgen.

Wir können also mit diesen beiden Negationen beginnen. Es ist ein Unsinn zu behaupten, der christliche Glaube sei in einem schlichten Zeitalter im Sinne eines analphabetischen und leichtgläubigen Zeitalters aufgetaucht. Gleich unsinnig ist die Behauptung, der christliche Glaube wäre ein schlichtes Ding im Sinne von etwas Unbestimmtem, Kindischem oder rein Instinktivem. Der einzige Grund, der die Behauptung berechtigt erscheinen läßt, daß die Kirche in die heidnische Welt gepaßt hätte, liegt in der Tatsache, daß beide nicht nur hoch kultiviert, sondern auch stark kompliziert waren. Beide waren von großer Vielseitigkeit, aber das Altertum glich damals einer vielseitigen, sechseckigen Röhre, die auf einen entsprechenden

sechseckigen Kolben wartete. In diesem Sinne war nur die Kirche vielseitig genug, um der Welt gerecht zu werden. Die sechs Seiten der mittelländischen Welt starteten einander quer über das Meer hin an in Erwartung von Etwas, das gleichzeitig nach allen Richtungen schaute. Die Kirche mußte römisch und griechisch und jüdisch und afrikanisch und asiatisch zugleich sein. Nach den ureigensten Worten des Apostels der Heiden war sie in der Tat alles für alle Menschen. Das damalige Christentum war nicht etwa roh und einfältig, sondern das gerade Gegenteil eines Erzeugnisses einer barbarischen Zeit. Und wenn wir zu der entgegengesetzten Beschuldigung gelangen, kommen wir zu einer weit einleuchtenderen Anklage. Viel begründeter wäre es, den Glauben als die letzte Phase des Verfalls der Kultur im Sinne einer Überschreitung der Kulturgrenze aufzufassen, und in diesem Aberglauben ein Zeichen zu sehen, daß Rom im Sterben läge, hinsiechend an allzu hoher Kultur. Dieser Einwand ist ernsterer Erwägung wert, und wir werden ihn hier nachprüfen.

Zu Anfang dieses Buches zog ich eine Parallele zwischen der Erhebung der Menschheit über die Natur und der Erhebung des Christentums über die Geschichte. Ich deutete an, daß in beiden Fällen, das Vorhergegangene auf etwas Späterkommendes hinwies, aber nicht im leisesten das in sich begriff, was später wirklich kam. Falls ein losgelöster Geist bestimmte Affen gesehen hätte, hätte er daraus auf weitere Affen schließen können, aber die Vorstellung von einem Menschen oder einem einem Menschen ähnlichen Wesen hätte er nie davon hergeleitet. Mit anderen Worten, er würde vielleicht irgendwo in der Zukunft Pitcanthropus haben entstehen sehen können, so undeutlich und unbestimmt wie er uns in der Vergangenheit erscheint, und wenn er sein Erscheinen vorausgeahnt hätte, würde er auch sein Verschwinden und das Zurückbleiben von ein paar undeutlichen Spuren vorausgeahnt haben, wie Pitcan-



thropus ja tatsächlich ein paar matte Spuren zurückgelassen hat, falls es sich überhaupt um Spuren handelt. Doch dieses Vorausahnen jenes „Missing Links“ hätte keineswegs das Vorausahnen des Menschen oder eines dem Menschen ähnlichen Wesens bedeutet. Diese frühere Erklärung darf nicht vergessen werden, da sie eine genaue Parallele zu der Erscheinung der Kirche bietet und zu der Behauptung, die Kirche habe sich auf natürlichem Wege aus dem im Verfall begriffenen Reiche entwickelt.

In einem Sinne könnte ein Mensch in Wahrheit sehr wohl die Prophezeiung ausgesprochen haben, daß aus dem Niedergang des römischen Reiches etwas dem Christentum ähnliches hervorgehen würde. Das heißt etwas ein wenig Ähnliches und gigantisch Verschiedenes. Ein Mensch hätte zum Beispiel sehr wohl sagen können: „Dem Vergnügen ist in solchem Übermaß nachgejagt worden, daß als Reaktion Pessimismus folgen muß. Vielleicht wird der Pessimismus die Form einer Askese annehmen; anstatt sich einfach aufzuhängen, werden sich die Menschen verstümmeln.“ Oder ein Mensch könnte mit recht gutem Grunde die Bemerkung gemacht haben: „Sobald wir unserer griechischen und lateinischen Götter überdrüssig sind, werden wir uns nach irgend einem morgenländischen Mysterium sehnen; die Perser und die Hindus werden in Mode kommen.“ Oder ein Mann von Welt hätte scharfsinnig genug sein können, um zu erklären: „Ein kraftvolles Volk greift diese Steckenpferde auf, eines Tages wird der Hof eines derselben sich zu eigen machen, und es wird vielleicht zum offiziellen Gott erhoben werden.“ Man könnte es auch einem anderen und finsternen Propheten nicht verargen, wenn er behauptet hätte: „Es geht mit der Welt abwärts; düsterer und barbarischer Aberglauben wird wiederkehren, es macht wenig aus, welcher Aberglaube wiederkehrt. Jeder wird formlos und flüchtig sein gleich den Träumen der Nacht.“

Das Interessante an diesen Beispielen ist, daß all diese Prophezeiungen in Wahrheit erfüllt wurden, doch es war nicht

die Kirche, welche die Erfüllung brachte. Die Kirche entrann diesen Prophezeiungen, verdamnte sie und schwang sich triumphierend über sie. Insofern als aller Wahrscheinlichkeit nach die Natur des Hedonismus an sich eine asketische Reaktion erzeugen mußte, erzeugte sie eine rein asketische Reaktion. Das war die sogenannte manichäische Bewegung, und die Kirche war deren Todfeind. Insofern als diese Bewegung natürlicherweise zu diesem Zeitpunkt der Geschichte in Erscheinung treten mußte, tat sie es, aber sie verschwand auch wieder auf gleich natürliche Weise. Die bloß pessimistische Reaktion kam mit den Manichäern und ging mit den Manichäern. Die Kirche jedoch kam weder mit ihnen, noch ging sie mit ihnen, ja sie hatte weit größeren Anteil an deren Gehen als an deren Kommen. Und weiter: Insofern es wahrscheinlich war, daß das Aufkeimen eines Skeptizismus eine morgenländische Religion in Mode bringen würde, kam diese in Mode. Mitras kam von weit hinter Palästina her aus dem Herzen Persiens und brachte mit sich seltsame Mysterien vom Blute der Stiere. Sicherlich wies alles darauf hin, daß irgendeine solche Mode in jedem Falle gekommen wäre, aber bestimmt deutete nichts in der Welt darauf hin, daß sie nicht auch in jedem Falle vorübergegangen wäre. Bestimmt paßte ein solch orientalisches Steckenpferd zu dem vierten oder fünften Jahrhundert, aber das erklärt kaum weshalb es sich bis in das zwanzigste Jahrhundert erhielt und immer noch im Schwange ist. Mit anderen Worten, insofern man Erscheinungen dieser Art gleich dem Mitraskult damals erwarten konnte, erlebte man sie damals, aber das erklärt nicht die Erfahrungen aus neuerer Zeit. Und falls wir heute noch immer Mitras Anbeter wären, nur weil vermutlich die mit dem Mitraskult zusammenhängenden Kopfzierden und andere persische Bekleidungsgegenstände in den Tagen des Domitian hohe Mode waren, würde das heutzutage darauf hindeuten, daß wir offenbar ein wenig altmodisch geworden sind.

Genau so steht es, wie gleich nachgewiesen werden soll, mit dem Gedanken einer offiziellen Günstlingswirtschaft. Insofern man ein solches einem Steckenpferde gegenüber sich äußerndes Begünstigungssystem während des Verfalls und des Niederganges des römischen Reiches hätte erwarten können, existierte es in jenem Reiche und verfiel und stürzte mit ihm. Das wirft aber keinerlei Licht auf jene Erscheinung, die sich entschlossen weigerte, zu verfallen und zu stürzen, die stätig wuchs, während alles andere verfiel und zusammenbrach, und die selbst in diesem Augenblick, da ein anderes Weltalter seinen Kreislauf vollendet hat und eine andere Kultur fast zum Verfall und zum Sturze reif zu sein scheint, mit furchtloser Energie vorwärts schreitet.

Die seltsame Tatsache ist folgende: Dieselben Heräsen, die vernichtet zu haben man die Urkirche beschuldigt, legen Zeugnis ab gegen die Ungerechtigkeit, deren sie beschuldigt wird. Insofern etwas Tadel verdient, waren es gerade die Dinge, die getadelt zu haben, ihr zur Last gelegt wird. Insofern als etwas ein bloßer Aberglaube war, war es die Kirche, die jenen Aberglauben verdammt. Insofern als etwas ein bloßer Rückfall in Barbarismus war, lehnte sich die Kirche dagegen auf, weil es ein Rückfall in Barbarentum war. Insofern als etwas eine Tändelei des welkenden Reiches war, das starb und zu sterben verdiente, war es die Kirche allein, die es tötete. Die Kirche wird getadelt, weil sie genau das war, weswegen die Ketzerei unterdrückt wurde. Die Erklärungen der historischen Evolutionisten und namhafter Kritiker erklären in der Tat, weshalb Arianismus und Gnostizismus und Nestorianismus geboren wurden — und auch weshalb sie starben. Weshalb die Kirche geboren wurde, oder weshalb sie ablehnte, zu sterben, das erklären sie nicht. Vor allem erklären sie nicht, weshalb sie gerade die Sünden bekriegt haben sollte, die sie angeblich teilte.

Wir wollen ein paar praktische Beispiele für diesen Grundgedanken herausgreifen: für den Gedanken, daß, wenn es

etwas gab, das in Wahrheit ein Aberglaube des sterbenden Reiches war, dieses Etwas in Wahrheit mit dem sterbenden Reiche starb, aber bestimmt war es nicht das nämliche wie das Ding, das es zerstörte. Zu diesem Zweck greifen wir zwei oder drei der gebräuchlichsten Erklärungen der modernen Kritiker des Christentums über christliche Ursprünge heraus. Vielfach kann man zum Beispiel bei den modernen Kritikern etwa folgendes lesen: „Christentum war in erster Linie eine asketische Bewegung, eine Flucht in die Wüste, eine Zuflucht in dem Kloster, ein Verzicht auf Leben und Glück; und dieses war ein Teil einer düsteren und unmenschlichen Reaktion gegen die Natur selber, ein Haß gegen den Leib, ein Grausen vor der körperlichen Welt, eine Art universeller Abtötung der Sinne, ja sogar der Existenz. Diese Stimmung entstammte einem morgenländischen Fanatismus ähnlich dem der Fakire und gründete sich letzten Endes auf einen morgenländischen Pessimismus, der anscheinend das Sein an sich als eine Sünde empfand.“

Das Erstaunlichste an dieser Sache ist, daß alles restlos der Wahrheit entspricht, daß es in jeder Einzelheit wahr ist, nur daß es zufällig von A bis Z der falschen Person zugeschrieben wird. Es trifft nicht zu auf die Kirche, aber es trifft zu auf die Ketzer, welche die Kirche verdammen. Es ist ungefähr das Gleiche, als wenn jemand bis in alle Einzelheiten die Fehler und die Mißregierung der Minister Georgs des Dritten analysierte, nur mit der kleinen Ungenauigkeit, daß er die ganze Geschichte George Washington in die Schuhe schöbe; oder als wenn jemand eine Liste der Verbrechen der Bolschewisten aufstellte, lediglich mit der kleinen Variante, daß er die Schuld an diesen Verbrechen dem Zaren aufbürdete. Die Urkirche war in der Tat, in Verbindung mit einer gänzlich verschieden gearteten Philosophie, sehr asketisch. Die Philosophie eines Kampfes gegen das Leben und die Natur existierte als solche



tatsächlich in der Welt, wenn die Kritiker nur wüßten, wo sie nach dieser Philosophie zu suchen hätten.

Die wahren Vorgänge waren folgende. Als der Glaube zum ersten Mal in der Welt auftauchte, wurde er zuerst gleich einer einsamen in einen Wespenschwarm geratenen goldenen Biene, in einen Schwarm mystischer und metaphysischer, hauptsächlich aus dem Orient stammender Sekten verwickelt. Der gewöhnliche Zuschauer merkte keinen großen Unterschied, er hörte nicht viel anderes als ein allgemeines Gesumme; in der Tat gab es in einem gewissen Sinne auch, insofern es sich um Stechen und Gestochen-werden handelte, keinen erheblichen Unterschied. Der einzige Unterschied lag darin, daß nur das eine goldene Pünktchen in all diesem wirbelnden Goldstaub die Macht besaß, in die Welt zu fliegen und einen Bienenstock für die gesamte Menschheit zu bauen; der Welt Honig und Wachs zu liefern oder (wie es so schön in einem allzu rasch vergessenen Kontext heißt) „die beiden edelsten Dinge, die Süßigkeit und Licht sind“. Die Wespen starben alle in jenem Winter, und ein Teil der Schwierigkeit besteht darin, daß kaum jemand etwas von ihnen weiß, und daß die meisten Menschen nicht einmal ahnen, daß sie je existierten, so daß die ganze Geschichte jener ersten Phase unserer Religion verloren gegangen ist. Oder fassen wir das Gleichnis anders: Als diese Bewegung oder eine andere Bewegung die Grenzscheide zwischen dem Osten und Westen durchbrach und Europa neue mystische Ideen bescherte, kam in ihrem Gefolge außer ihren eigenen Ideen eine ganze Flut anderer zum größten Teil asketischer und fast ausschließlich pessimistischer Vorstellungen. Fast hätten diese Ideen das rein christliche Element fortgeschwemmt und ausgerottet. Zum größten Teil entstammten diese Gedanken jenem düsteren Grenzlande zwischen den morgenländischen Philosophien und den morgenländischen Mythologien, jenen Mythologien, welche gleich den phantastischeren Philosophien die seltsame Manie besaßen, in Gestalt

von Karten und Stammbäumen phantastische Modelle des Kosmos zu entwerfen. Jene, die sich angeblich von dem geheimnisvollen Manu herleiten, werden als Manichäer bezeichnet; verwandte Kulte sind allgemeiner als gnostische Lehren bekannt. Sie stellen ein wirres Denklabyrinth dar, dessen Hauptkennzeichen der Pessimismus ist, der sich darin äußert, daß nahezu alle in dieser oder in jener Form die Erschaffung der Welt als das Werk eines bösen Geistes betrachten. Einige derselben zeigten jene asiatische Atmosphäre, die vom Buddhismus ausstrahlt, jene Vorstellung, daß das Leben eine Verderbnis der Reinheit des Seins sei. Andere vertraten eine rein übersinnliche Weltordnung, die durch das grobe und plumpe Taschenspielerkunststück der Erschaffung solcher Spielzeuge wie Sonne und Mond und Sterne verfälscht worden wäre. Diese ganze finstere Flutwelle aus dem metaphysischen Meer im Herzen Asiens strömte gleichzeitig mit dem christlichen Glauben durch diese Grenzscheide; aber der Kernpunkt der Geschichte ist, daß diese beiden Vorstellungskreise nicht die gleichen waren, sondern dahinflossen wie Öl auf Wasser. Jener Glaube bewahrte die Gestalt eines Wunders, eines Flusses, der ohne sich zu verlieren, durch das Meer strömt. Und von neuem bewies sich das Wunder: Während das ganze Meer salzig und bitter schmeckte und den Hauch des Todes ausströmte, war es allein dieser Strom in der Mitte, aus dem ein Mensch trinken konnte.

Diese Reinheit wurde gewahrt durch dogmatische Definitionen und Ausschließungen. Nichts anderes hätte sie zu erhalten vermocht. Hätte die Kirche nicht die Manichäer von sich gewiesen, dann wäre sie vielleicht selber manichäisch geworden. Hätte sie sich nicht von den Gnostikern losgesagt, wäre sie vielleicht gnostisch geworden. Doch die Tatsache, daß sie beide zurückwies, beweist, daß sie weder gnostisch noch manichäisch war. Sie beweist auf jeden Fall, daß Erwas weder gnostisch noch manichäisch war; und was konnte dieses Etwas wohl sonst

sein, das jene verdammt, falls es nicht die ursprüngliche Heilsbotschaft der Boten von Bethlehem und die Drommete der Auferstehung war? Die Urkirche war asketisch, aber durch Verdammung der Pessimisten bewies sie, daß sie nicht pessimistisch war. Der Glaube erklärte, der Mensch wäre sündig, aber er behauptete nicht, daß das Leben etwas Böses sei: und er bewies das durch die Verurteilung jener, die an das Böse glaubten. Man hat die Verdammung der frühen Ketzer an sich als unverständlich und engherzig verurteilt, aber in Wahrheit war gerade diese Verdammung der Beweis, daß die Kirche brüderlich und weitherzig sein wollte. Es bewies, daß die ursprünglichen Katholiken ganz besonders bestrebt waren darzutun, daß sie den Menschen nicht für etwas gänzlich Wertloses hielten, daß ihnen die Ehe weder eine Sünde noch die Zeugung ein Unglück zu sein deuchte. Sie waren asketisch, weil Askese die einzige mögliche Reinigung von den Sünden der Welt war; aber inmitten des Donners ihrer Anathemas betonten sie ständig, daß ihre Askese weder antimenschlich noch antinaturalisch wäre, daß sie die Welt zu reinigen, aber nicht zu zerstören strebten. Inmitten einer Verwirrung, welche die Frühchristen ständig mit ihren Todfeinden vermengte, konnten nur solche Bannflüche Klarheit schaffen. Nur ein Dogma vermochte dem Ansturm phantasiereicher Lügen, mit denen die Pessimisten mit ihren Personifikationen und ihrem Demiurg, mit ihrem fremdartigen Logos und ihrer Sophia Krieg gegen die Natur führten, zu widerstehen. Hätte die Kirche nicht fest auf Dogmatik beharrt, dann wäre sie zu einer wahnwitzigen Mythologie der Mystiker eingeschmolzen worden, nur noch weiter getrennt von Vernunft, ja von Rationalismus, und vor allem noch ferner dem Leben und der Liebe zum Leben. Man darf nicht vergessen, daß sie eine auf den Kopf gestellte Mythologie gewesen wäre, ein Widerspruch gegen alles im Heidentum Natürlichen, eine Mythologie, in der Pluto über Jupiter stehen würde, und der Hades höher als der Olymp,

in welcher Brahma und alles, was den Atem des Lebens hat, Civa mit dem Flammenauge des Todes unterworfen gewesen wäre.

Daß die Urkirche selber von einer ekstatischen Begeisterung für Entsagung und Jungfräulichkeit erfüllt war, läßt diesen Unterschied nur noch schärfer hervortreten. Die Stelle, wo das Dogma die Grenzlinie schuf, erhält nur noch größere Bedeutung. Ein Mensch konnte, weil er ein Asket war, gleich einem Tier auf allen Vieren herumkriechen. Er konnte Tag und Nacht auf der Spitze einer Säule stehen und sich für seine Askese anbeten lassen, aber er konnte nicht sagen, die Welt wäre ein Fehler, oder die Ehe sei eine Sünde, ohne zu einem Ketzer zu werden. Was war es wohl, das sich so mit Vorbedacht durch scharfe Definition und zornige Zurückweisung von morgenländischer Askese lossagte, wäre es nicht etwas mit einer ihm eigentümlichen Individualität gewesen, etwas von Grund auf Andersartiges? Wenn die Katholiken mit den Gnostikern zusammengeworfen werden, so kann man nur sagen, daß die Schuld nicht die Katholiken trifft. Und es ist ungerecht, wenn die nämlichen Kritiker es den Katholiken gleichzeitig zur Last legen, die Ketzer verfolgt und mit der Ketzerei sympathisiert zu haben.

Die Kirche war keine manichäische Bewegung, und wenn auch nur aus dem Grunde, weil sie überhaupt keine Bewegung war. Sie war auch keine rein asketische Bewegung, weil sie überhaupt keine Bewegung war. Es käme der Wahrheit schon näher, die Kirche die Bezähmerin der Askese statt deren Führerin und Befreierin zu heißen. Sie hatte ihre eigene Theorie der Askese, ihren eigenen Typus der Askese, aber augenfälliger tritt sie in jenem Moment als Schiedsrichterin anderer Theorien und Typen hervor. Dies ist zum Beispiel der einzige Sinn, den man der Geschichte des heiligen Augustinus entnehmen kann. Solange er lediglich ein Weltmann war, ein Mann, der sich von seiner Zeit treiben ließ, war er tatsächlich



ein Manichäer, aber als er Katholik wurde, waren es die Manichäer, denen er sofort entgegentrat und die er in Stücke riß. Nach katholischem Sprachgebrauch sagt man, er hörte auf ein Pessimist zu sein, um ein Asket zu werden. Aber wie die Pessimisten Askese auslegten, könnte man sagen, er hörte auf ein Asket zu sein, um ein Heiliger zu werden. Der Krieg gegen das Leben, die Verleugnung der Natur waren gerade die Dinge, die Augustin bereits in der heidnischen Welt außerhalb der Kirche kennengelernt hatte und denen er entsagen mußte, als er in die Kirche eintrat. Gerade die Tatsache, daß der heilige Augustinus eine strengere und dunklere Gestalt bleibt als Sankt Franziskus oder Sankta Theresa unterstreicht nur den Zwiespalt. Angesicht in Angesicht mit den Ernstesten, ja Grimmigsten aller Katholiken können wir nur fragen: „Weshalb führte der Katholizismus gegen das Manichäertum Krieg, wenn der Katholizismus manichäisch war?“

Doch wenden wir uns einer anderen rationalistischen Erklärung des Aufstiegs des Christentums zu. Häufig genug hört man andere Kritiker behaupten: In Wahrheit hat das Christentum überhaupt keinen Aufstieg erlebt, das heißt, es ist nicht einfach von unten herauf aufgestiegen, sondern es wurde von oben aufgezwungen, es ist ein Beispiel der Macht, der Staatsgewalt, besonders in einem despotischen Staate. Das Reich war in Wahrheit ein Reich, das heißt, es wurde in Wahrheit von dem Kaiser regiert. Zufällig wurde einer der Kaiser ein Christ. Genau so gut hätte er ein Mitrasanbeter oder ein Jude oder ein Feueranbeter werden können. Während des Verfalls des Reiches war es für hervorragende und gebildete Persönlichkeiten etwas Alltägliches, solche exzentrischen morgenländischen Kulte anzunehmen. Nachdem aber der Kaiser diesen Glauben angenommen hatte, wurde dieser Glaube zur offiziellen Religion des römischen Reiches, und nachdem er zur offiziellen Religion des römischen Reiches gemacht worden war, wurde er so stark, so universal und so unüberwindlich wie das römische Reich.

Lediglich als ein Überbleibsel jenes Reiches hat er sich in der Welt erhalten, oder wie viele diese Tatsache ausgedrückt haben, diese Religion ist nur das Gespenst der Cäsaren, das immer noch über Rom schwebt. Auch dies ist eine sehr verbreitete Stellungnahme der Kritik der Orthodoxie gegenüber, zu behaupten, daß nämlich lediglich Bürokratismus Orthodoxie bedingte. Aber auch hier wieder können wir zur Widerlegung dieser Anschauung die Ketzer als Zeugen aufrufen.

Die gesamte Geschichte der arianischen Ketzerei könnte eigens erfunden worden sein, um diesen Gedanken zu verwerfen. Es ist eine außerordentlich interessante, häufig in diesem Zusammenhang wiederholte Geschichte. Und wenn man die Sache bei Licht betrachtet, dann zeigt sich, daß, falls es überhaupt je eine rein offizielle Religion gab, diese tatsächlich abstarb, weil sie eben eine rein offizielle Religion war, und daß die wahrhafte Religion den offiziellen Glauben vernichtete. Arius vertrat eine Version des Christentums, die mehr oder weniger deutlich auf das abzielte, was wir Unitarismus nennen würden, obgleich seine Lehre nicht ganz das Gleiche war, denn sie verlieh Christus eine seltsame Mittelstellung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Wichtig ist, daß diese Auffassung vielen Menschen vernünftiger und weniger phantastisch erschien, und zu diesen gehörten zahlreiche der gebildeten Klasse aus einer Art Reaktion gegen die erste romantische Bekehrung. Arius war ein Gemäßigter und ein Moderner. Die Menschen hatten das Empfinden, daß nach den ersten Streitigkeiten dies die endgültige Form vernunftgemäßer Religion wäre, in deren Schoß die Kultur zur Ruhe gelangen könnte. Divus Cäsar selber nahm diese Religion an, und sie wurde zur offiziellen Orthodoxie erklärt. Die Generale und militärischen Führer der neuen barbarischen Staaten des Nordens, denen die Zukunft gehörte, unterstützten den Arianismus nachdrücklich. Aber die Folge ist noch wichtiger. Genau wie mancher Moderner durch Unitarismus hindurchgeht,

um zu einem völligen Agnostizismus zu gelangen, so verwarf der größte der arianischen Kaiser schließlich diese letzte und fadenscheinigste Maske des Christentums, wandte Arius selber den Rücken und kehrte zu Apollo zurück. Er war ein Cäsar der Cäsaren, ein Soldat, ein Gelehrter, ein Mann von hohem Ehrgeiz und Idealen, ein neuer Philosophenkönig. Ihm erschien es, als stiege auf seinem Befehl die Sonne wieder empor. Die Orakel begannen zu sprechen, wie die Vögel bei Tagesanbruch zu singen anheben. Heidentum war wieder es selber. Die Götter kehrten zurück! Jenes seltsame Zwischenpiel eines fremden Aberglaubens schien beendet. Und in der Tat war es das Ende, insofern es sich um ein bloßes Zwischenpiel eines bloßen Aberglaubens handelte. Es war das Ende, insofern es sich um das Steckenpferd eines Kaisers und die Modertheit einer Generation handelte. Wenn wirklich etwas mit Konstantin begann, dann endete es mit Julian.

Aber es begann etwas, das nicht endete. Trotzig erhob sich in jener Stunde der Geschichte über den demokratischen Tumult der Kirchenkonzile Athanasius gegen die Welt. Wir wollen bei diesem Streitpunkt etwas verweilen, weil er für die Gesamtheit dieser religiösen Geschichte wesentlich ist, und weil die moderne Welt seine Bedeutung mißzuverstehen scheint. Wir können es in folgender Weise ausdrücken: Wenn es einen Streitpunkt gibt, den die Aufgeklärten und Liberalen zu verspotten pflegen und als abschreckendes Beispiel bloßen Dogmas und sinnlosen sektiererischen Zankes anführen, so ist es diese athanasische Behauptung der Mitewigkeit des Gottessohns. Andererseits präsentieren uns die nämlichen Liberalen ständig als ein Stück reinen und schlichten Christentums, ungetrübt durch doktrinären Zank, diesen schlichten Satz: „Gott ist die Liebe.“ Doch diese beiden Behauptungen sind fast identisch, zum wenigsten streift die eine ohne die andere hart an Unsinn. Das bloße Dogma ist lediglich der logische Ausdruck dieses schönen Empfindens. Denn wenn es ein Wesen ohne Anfang

gibt, das vor allen Dingen bestand, was liebte Es oder Er, wenn es nichts zu lieben gab? Falls Er durch jene unvorstellbare Ewigkeit einsam war, welchen Sinn hat dann das Wort: Er ist die Liebe? Die einzige Rechtfertigung eines solchen Mysteriums ist die mystische Vorstellung, daß in seiner eigenen Natur etwas einer Selbstdarstellung Analoges lag, etwas von etwas, das erzeugt und erschaut, was es erzeugt hat. Denn ohne eine solche Vorstellung ist es in Wahrheit unlogisch, die letzte Daseinsform der Gottheit durch einen Begriff gleich Liebe zu verwirren. Falls die Modernen wahrhaftig eine schlichte Religion der Liebe erstreben, dann müssen sie diese in dem athanasischen Glaubensbekenntnis suchen. Die Drommere wahren Christentums, die Herausforderung der Barmherzigkeit von Bethlehem und Weihnachten ertönt nirgends fesselnder und unverkennbarer als aus dem Trotz Athanasius gegenüber dem erkältenden Kompromiß der Arianer. Athanasius ist es, der wahrhaft für einen Gott der Liebe zeugt, gegen einen Gott farbloser und weltenferner kosmischer Herrschaft, den Gott der Stoiker und der Agnostiker. Er war es, der wahrhaftig als Kämpfer für das Heilige Kind auftrat gegen die graue Gottheit der Pharisäer und Sadduzäer. Er war es, der für den Ausgleich jener herrlichen gegenseitigen Abhängigkeit und Vertraulichkeit gerade in der Dreieinigkeit der Göttlichen Natur stritt, die unsere Herzen hinziehen zu der Dreieinigkeit der göttlichen Familie. Sein Dogma, man darf diesen Satz nicht mißverstehen, verwandelt selbst Gott in eine Heilige Familie.

Daß dieses reine christliche Dogma sich tatsächlich ein zweites Mal gegen das Reich empörte, und tatsächlich ein zweites Mal dem Reiche zum Trotz die Kirche neu begründete, ist an sich ein Beweis, daß etwas Positives und Persönliches in der Welt wirksam war, mochte das Reich zum offiziellen Glauben erwählen, was es wollte. Diese persönliche Macht vernichtete bis auf die Grundmauern den offiziellen Glauben, den das Reich angenommen hatte. Sie zog ihre eigene Straße,



wie sie auch heute noch ihren eigenen Pfad wandelt. Es gibt noch beliebig viele andere Beispiele, in denen sich genau der nämliche Vorgang wiederholt hat, den wir im Falle der Manichäer und der Arianer betrachtet haben. Ein paar Jahrhunderte später zum Beispiel mußte die Kirche die nämliche Dreieinigkeit, die schlechthin nur die logische Seite der Liebe ist, gegenüber dem Auftreten der isolierten und vereinfachten Gottheit im Islam aufrecht erhalten. Doch es gibt manche, die nicht begreifen können, wofür die Kreuzfahrer kämpften, ja, manche reden sogar so, als wäre Christentum nie etwas anderes gewesen als eine neue Form des sogenannten Hebraismus, die mit dem Verfall des Hellenentums auftauchte. Für jene Leute muß in der Tat der Krieg zwischen Halbmond und Kreuz ein unlösbares Rätsel bleiben. Wäre das Christentum nie etwas anderes gewesen als eine schlichte Sittenlehre, die den Polytheismus fortsetzte, so bestünde kein Grund, weshalb die Christenheit nicht in dem Islam hätte aufgehen sollen. In Wahrheit ist der Islam selber eine barbarische Auflehnung gegen jene menschliche Zusammengesetztheit, welche ein wahrhaft christlicher Charakterzug ist; jene Vorstellung des Gleichgewichts in der Gottheit entsprechend dem Gleichgewicht in der Familie, das jenen Glauben zu einer Art Gesundheit macht und jene Gesundheit zu der Seele der Kultur. Und deswegen wahrte die Kirche vom ersten Augenblick an ihre eigentümliche Stellung und Anschauung, abgesondert von den Zufälligkeiten und der Gesetzlosigkeit ihres Zeitalters. Deshalb führt sie unparteiisch Streiche nach rechts und nach links gegen den Pessimismus der Manichäer und gegen den Optimismus der Pelagianer. Sie war keine manichäische Bewegung, weil sie überhaupt keine Bewegung war. Sie war keine offizielle Mode, weil sie überhaupt keine Mode war. Sie war etwas, das mit Bewegungen und Modeströmungen zusammenfallen und diese zu beherrschen und zu überleben vermochte.

Daher könnten die großen Erzketzer aus ihren Gräbern aufstehen, um ihre Kameraden von heutzutage zu beschämen. Es gibt nichts, was die Kritiker heute bestätigen, das abzuleugnen, wir nicht diese großen Zeugen aufrufen könnten. Der moderne Kritiker behauptet leichtfertig genug, Christentum wäre nur eine asketische, widernatürliche geistige Reaktion, ein wütender Fakirtanz gegen Leben und Liebe. Doch Manes, der große Mystiker, wird diesem Kritiker von seinem geheimnisvollen Throne die Antwort erteilen und rufen: „Diese Christen besitzen kein Recht, geistig genannt zu werden; diese Christen besitzen keinen Anspruch, Asketen genannt zu werden; diese Christen, die mit dem Fluche des Lebens und all dem Unrat der Familie einen Kompromiß schlossen. Durch ihre Schuld ist die Erde noch immer stinkig von Früchten und Ernte, heute noch befleckt von Menschen. Sie leiteten keine Bewegung gegen die Natur, sonst hätten meine Kinder diese Bewegung zum Siege geführt; nein, diese Narren erneuerten die Welt, wie ich sie mit einer Geste vernichtet haben würde.“ Und ein anderer Kritiker schreibt, die Kirche wäre nur der Schatten des Reiches, das Steckenpferd eines zufälligen Kaisers und dauere in Europa nur an als das Gespenst der Macht Roms. Doch aus dem Dunkel der Vergessenheit ertönt als Antwort die Stimme Arius', des Diakonus: „Nein, wahrlich nicht, sonst wäre die Welt meiner vernünftigeren Religion gefolgt. Denn meine ging unter durch Demagogen und Menschen, die Cäsar trotzen, und meine Streiter umhüllte der Purpurmantel, und mein war die Pracht der Adler. Nicht, weil es mir an dieser Hilfe gebrach, strauchelte ich.“ Und ein dritter Moderner wird behaupten, daß sich der Glaube nur als eine Art Entsetzen vor dem Höllenfeuer ausbreitete, daß die Menschen überall Unmögliches versuchten, um einer unglaublichen Strafe, einem Nachtgespenst eingebildeter Reue zu entfliehen; und eine solche Erklärung wird viele zufrieden stellen, die in der Doktrin der Orthodoxie etwas Furchtbares erblicken. Aber gegen diese Behauptung wird sich dröhnend

die schreckliche Stimme Tertullians erheben: „Und weshalb wurde ich ausgestoßen? Und weshalb entschieden sanfte Herzen und Häupter gegen mich, als ich die Verdammnis aller Sünder verkündete? Welche Macht war es, die meinen Willen durchkreuzte, als ich allen Abtrünnigen mit der Hölle drohte? Niemand verfolgte je jene harte Straße so weit wie ich; und mein war das Credo Quia Impossibile.“ Dann gibt es noch die vierte Behauptung, daß etwas von der semitischen Gesellschaft hinter der ganzen Frage steckte; daß sich ein neuer Einbruch des nomadischen Geistes darin verriete, der ein freundlicheres und behaglicheres Heidentum mit seinen Städten und seinen Hausgöttern erschütterte, und es dadurch der eifersüchtigen monotheistischen Rasse ermöglichte, schließlich ihren eifersüchtigen Gott auf den Thron zu erheben. Und darauf wird Mohammed aus dem Wirbelsturm, dem roten Wirbelsturm der Wüste, antworten: „Wer diente je so der Eifersucht Gottes wie ich, wer ließ ihn einsamer in dem Himmel? Wer zollte je größere Ehrfurcht Moses und Abraham, wer errang glänzendere Siege über Götzen und die Bildwerke des Heidentums? Und was war dieses Ding, das mich mit der Kraft eines Lebenden zurückstieß; dessen Fanatismus mich aus Sizilien zu vertreiben vermochte und meine tief in den Boden gedrungene Wurzel aus den Felsen Spaniens riß? Worin bestand der Glaube dieser Menschen, die sich zu Tausenden aus allen Klassen und Ländern zusammenscharten, laut rufend, mein Verderben sei der Wille Gottes? Was entsandte den großen Gottfried, wie von einem Katapult geschneilt, über die Mauern Jerusalems; und was führte den großen Sobieski gleich einem Donnerkeil vor die Tore Wiens? Ich glaube, in der Religion, die sich in dieser Weise mit der meinen maß, steckte mehr als ihr euch träumen lasset!“

Jene, die behaupten wollten, der Glaube wäre ein Fanatismus, sind zu ewiger Bestürzung verdammt. Nach ihrer Darstellung muß er notwendig als fanatisch für nichts und als

fanatisch gegen alles erscheinen. Die Kirche ist asketisch und im Kampf mit Askese, römisch und in Auflehnung gegen Rom, monotheistisch und im wilden Streit gegen Monotheismus, hart in ihrer Verdammung der Härte, ein Rätsel nicht einmal erklärbar als Unvernunft. Und welcher Art ist die Unvernunft, die während all der Umwälzungen im Verlauf von sechshundert Jahren Millionen gebildeter Europäer als Vernunft erscheint? Menschen beschäftigen sich nicht die ganze lange Zeit mit einem Rätsel oder einem Paradoxon oder einer bloßen Geistesverwirrung. Ich kenne nur eine Erklärung: ein solches Ding ist nicht Unvernunft, sondern Vernunft; falls es fanatisch ist, so ist es fanatisch für Vernunft und fanatisch gegen alles Unvernünftige. Das ist die einzige Erklärung, die ich für ein Ding zu finden vermag, das von Anfang an so losgelöst und so selbst vertrauend in der Verdammung von Dingen ist, die ihm selber so ähnlich erschienen, in der Ablehnung von Hilfe von Mächten, die für seine Existenz so wesentlich waren, in menschlicher Hinsicht so anteilnehmend an all den Leidenschaften der Zeit und doch immer in dem höchsten Augenblick sich plötzlich über diese Leidenschaften erhebend, nie das sagend, was man erwartete und nie gezwungen zu widerrufen, was es gesagt hatte. Ich vermag keine andere Erklärung zu finden außer dieser, daß dieses Ding tatsächlich, gereift und mächtig und gerüstet für Urteil und für Krieg, dem Geiste Gottes entsprang wie Pallas Athene dem Haupte Zeus.



## Fünftes Kapitel

### Die Flucht aus dem Heidentum

Der moderne Missionar mit Palmwedel und Regenschirm ist zu einer leicht komischen Figur geworden. Männer von Welt verhöhnen ihn wegen der Behaglichkeit, mit der er von Kannibalen verspeist werden kann, und wegen der engherzigen Bigotterie, mit der er die kannibalische Kultur als seiner eigenen untergeordnet betrachtet. Der beste Teil dieses Scherzes liegt vielleicht darin, daß die Männer von Welt gar nicht merken, daß die Spitze sich gegen sie selber kehrt. Es ist ziemlich lächerlich, einen Mann, unmittelbar bevor er in einem Topfe geschmort und zu einem rein religiösen Feste verspeist werden soll, zu fragen, weshalb er nicht alle Religionen für gleich liebevoll und brüderlich hält. Doch es wird auch eine spitzfindigere Kritik gegen den altmodischen Missionar laut, die darauf hinausläuft, daß er alle Heiden über einen Kamm schert und dem Unterschiede zwischen Muhammed und Mumbo-Jumbo zu wenig Beachtung schenkt. Diese Klage hatte wahrscheinlich besonders in der Vergangenheit Berechtigung, aber ich behaupte hier nachdrücklich, daß man heutzutage gerade im entgegengesetzten Sinne übertreibt. Die Professoren fühlen sich versucht, Mythologien in zu hohem Maße als Theologien zu behandeln, als gründlich durchdachte und ernsthaft beachtete Lehren. Die Intellektuellen sind durchweg geneigt, die feinen Schattierungen der verschiedenen Schulen der ziemlich unverantwortlichen Metaphysik Asiens allzu ernst zu nehmen. Vor allen Dingen neigen sie dazu, die in der Idee des Thomas von Aquino den Heiden gegenüber oder von Athanasius der

Welt gegenüber hervortretende wahrhaftige Wahrheit zu übersehen.

Wenn der Missionar wirklich behauptet, daß er in seiner Stellung als Christ eine Ausnahme bilde, und daß man die übrigen Rassen und Religionen in ihrer Gesamtheit als heidnisch klassifizieren könne, so hat er vollkommen recht. Er mag diese Behauptung vielleicht in einem durchaus falschen Geiste sagen, in welchem Falle er geistig unrecht hat, aber in dem kühlen Lichte von Philosophie und Geschichte hat er vernunftgemäß recht. Er braucht nicht rechtlich gesinnt zu sein, aber er hat recht. Er braucht nicht einmal ein Recht zu haben, Recht zu haben, aber er hat recht. Die außenstehende Welt, der er seinen Glauben bringt, ist in Wahrheit einer gewissen Verallgemeinerung unterworfen, die all ihre Varietäten umfaßt, sie ist nicht eine reine Varietät ähnlicher Glaubensbekenntnisse. Vielleicht ist es unter allen Umständen eine allzu große Versuchung für Stolz und Heuchelei, von Heidentum zu sprechen. Vielleicht wäre es besser, einfach von der Menschheit zu reden. Es gibt bestimmte deutliche Kennzeichen, in dem was wir Menschheit nennen, die sich auch im Heidentum finden. Es brauchen nicht notwendig schlechte Merkmale zu sein; einige sind der Achtung der Christenheit würdig, einige sind von der Christenheit absorbiert und in die Substanz der Christenheit umgewandelt worden, aber sie existierten vor der Christenheit und sie existieren immer noch außerhalb der Christenheit, wie ja auch das Meer vor einem Boot und um ein Boot existierte; und sie strömen einen ebenso starken und unverkennbaren Ruch aus wie das Meer.

So sagen zum Beispiel alle wahrhaften Gelehrten, welche die griechische und römische Kultur studiert haben, ein Gemeinsames über diese Kulte aus. Sie sind darin einig, daß in der alten Welt Religion ein Ding war und Philosophie ein gänzlich verschiedenes. Man machte nur sehr geringe Anstrengungen zu einer vernunftgemäßen Erklärung und gleich-





wenn man von einem Yankee, der liebevoll von seiner „Heimstadt“ spräche, annähme, er hätte gleich einem Bürger des alten Athens oder des alten Roms kein anderes Vaterland. Wie man eine besondere Art Treue in Amerika hineindeutet, so deutet man eine besondere Art Treue in Asien hinein. Es gibt dort Loyalitäten anderer Art, aber nicht das, was Angehörige des Westens unter gläubig sein, unter dem Versuch ein Christ zu sein, oder ein guter Protestant, oder ein werktätiger Katholik zu sein, verstehen. In der geistigen Welt bedeutet das etwas durch Zweifel und Spekulationen weit Unbestimmteres und Mannigfaltigeres. In der moralischen Welt bedeutet es etwas weit Lockereres und Verschwommeneres. Ein persischer Professor an einer unserer großen Universitäten, der ein so leidenschaftlicher Parteigänger des Ostens war, daß er offen seine Verachtung für den Westen bekannte, erklärte einem meiner Freunde gegenüber: „Sie werden nie orientalische Religionen begreifen, weil sie stets Religion als mit Ethik verknüpft auffassen. Diese Art Religion hat in Wahrheit nichts mit Ethik zu schaffen.“ Die Meisten von uns haben gewisse „Meister der höheren Weisheit“, „Pilger auf dem Pfade zur Macht“, „morgenländische esoterische Heilige und Seher“ kennengelernt, die tatsächlich nichts mit Ethik zu schaffen hatten. Etwas Andersartiges, etwas Abgesondertes und Unverantwortliches verleiht der moralischen Atmosphäre Asiens, ja, selbst jener des Islams ihre Färbung. Ein Europäer würde sich in wörtlichem Sinne in der Atmosphäre Hassans, einer entsetzlichen Atmosphäre obendrein, verlieren. Deutlicher zeigt sich das noch in den flüchtigen Einblicken, die wir in die unverfälschten und alten Kulte Asiens zu tun vermögen. Tiefer als die Tiefen der Metaphysik, tief unten in den Abgründen mystischer Meditationen, vergraben unter jenem feierlichen Weltgebäude geistiger Dinge liegt ein Geheimnis, eine unfaßbare und entsetzliche Sorglosigkeit. Es kommt hier in Wahrheit sehr wenig darauf an, was jemand tut. Mag das nun daran liegen, weil jene nicht an einen Teufel glauben, oder weil

sie an ein Schicksal glauben, oder weil die irdische Erfahrung und das ewige Leben etwas gänzlich Verschiedenes sind, in jedem Fall sind sie aus irgendeinem Grunde restlos andersartig. Ich habe irgendwo gelesen, im mittelalterlichen Persien hätte es drei große Freunde, berühmt wegen ihrer Einheit des Denkens gegeben. Der eine wurde der verantwortliche und geachtete Vesir des großen Königs; der zweite war der Dichter Omar, ein Pessimist und Epikuräer, der Muhammed zum Hohn Wein trank; der dritte war der alte Mann des Berges, der sein Volk mit Haschisch zum Wahnsinn trieb, damit es andere Völker mit Dolchen ermorden sollte. Es kommt in Wahrheit wenig darauf an, was ein Mensch tut.

Der Sultan in Hassan würde jeden dieser drei Männer verstanden haben, ja er war in der Tat jeder dieser drei Männer. Aber ein Universalgenie dieser Art kann nicht das haben, was wir einen Charakter nennen, wir würden von einem Chaos sprechen. Er hat keine Wahl, er kann nicht kämpfen, er kann nicht bereuen, er kann nicht hoffen. Er ist nicht in unserem Sinne schöpferisch, denn Schöpfung bedeutet Zurückweisung. Er arbeitet nicht an seiner Seele nach unserer religiösen Auffassung, denn unsere Doktrin der Rettung bedeutet in Wahrheit eine Arbeit, gleich der Arbeit eines Mannes, der versucht, ein Standbild schön zu schaffen, eine beschwingte Viktoria. Denn dazu gehört eine endgültige Wahl. Ein Mensch kann nicht Statuen schaffen, ohne Steine zurückzuweisen. Im Hintergrunde der Metaphysik Asiens liegt in Wahrheit diese letzte Unmoral. Und der Grund ist der, daß während all dieser undenkbareren Zeitalter nichts vorhanden war, um den menschlichen Geist nachdrücklich auf das Wesentliche hinzuweisen, ihm zu sagen, die Zeit der Wahl sei gekommen. Der Geist hatte allzu sehr in Ewigkeit gelebt. Die Seele war zu unsterblich in dem besonderen Sinne, daß sie die Vorstellung sterblicher Sünde ignorierte. Sie besaß zu viel von Ewigkeit in dem Sinne, daß sie zu wenig hatte von der Stunde des Todes und

dem Tage des Gerichts. Im buchstäblichen Sinne fehlte ihr das Kreuz. Das verstehen wir darunter, wenn wir sagen, Asien sei sehr alt. Genau gesprochen ist Europa ebenso alt wie Asien, ja, in gewissem Sinne ist jeder Platz so alt wie jeder andere. Aber wir meinen, daß Europa nicht nur älter geworden ist. Es ist auch neu geboren worden.

Asien ist die Menschheit, die sich ihr menschliches Verhängnis bereitet hat. Asien mit seinem riesigen Gebiet, seinen verschiedenartigen Völkern, den Höhen seiner alten Kultur und den Tiefen finsterner Spekulation ist in sich eine Welt und verkörpert etwas von dem, was wir meinen, wenn wir von der Welt sprechen. Es ist eher ein Kosmos als ein Kontinent. Es ist die Welt, wie der Mensch sie geschaffen hat, umschließend zahlreiche der herrlichsten Dinge, die der Mensch zuwegegebracht hat. Daher ist Asien die Verkörperung des Heidentums und der einzige Rivale des Christentums. Und überall sonst, wo wir im flüchtigen Blick jenes sterbliche Geschick erhaschen, erfahren wir Stadien in der gleichen Geschichte, wo Asien sich hinzieht in die südliche Inselwelt der Wilden, oder dort wo Finsternis, erfüllt von namenlosen Gestalten, im Herzen Afrikas wohnt, oder wo die letzten Überlebenden untergegangener Rassen in dem ausgebrannten Vulkan des prähistorischen Amerika zaudern, ist es stets die gleiche Geschichte, sind es manchmal vielleicht spätere Kapitel der nämlichen Geschichte. Es sind Menschen, verstrickt in dem Urwald ihrer eigenen Mythologie, Menschen, ertrunken in dem Meere ihrer eigenen Metaphysik. Polytheisten sind überdrüssig geworden der Wüstesten aller Dichtungen. Monotheisten sind überdrüssig geworden der Wundervollsten aller Wahrheiten. Teufelsanbeter hier und dort haben einen solchen Haß gegen Himmel und Erde, daß sie versuchten, Zuflucht in der Hölle zu finden. Es ist der Sündenfall des Menschen, und es ist genau der gleiche Sturz, den unsere eigenen Vorväter bei dem ersten Anzeichen des römischen Niedergangs empfanden. Auch

wir gingen schon abwärts jenen breiten Pfad, glitten nieder jenen sanften Hang, folgend der prunkvollen Prozession der hohen Kulturen der Welt.

Wäre die Kirche nicht in der Welt erschienen, dann würde Europa wahrscheinlich heute Asien sehr ähnlich sehen. Eine gewisse Einschränkung würde vermutlich der tatsächliche Unterschied von Rasse und Umgebung bedingen, wie solcher in der alten und in der modernen Welt in Erscheinung tritt. Aber letzten Endes sprechen wir hauptsächlich deshalb von dem unveränderlichen Osten, weil dieser die große Veränderung nicht miterlebt hat. Das Heidentum zeigte in seinen letzten Phasen starke Anzeichen, daß es anfang, gleich unveränderlich zu werden. Das bedeutet nicht, daß nicht neue philosophische Schulen oder Sekten entstehen könnten, wie ja auch im Altertum neue Schulen entstanden sind und heute noch in Asien entstehen. Das bedeutet nicht, daß es keine wirklichen Mystiker oder Geisterseher geben würde, genau wie es im Altertum Mystiker gegeben hat und wie es heute in Asien noch Mystiker gibt. Das bedeutet nicht, daß es nicht soziale Gesetzbücher geben würde, genau wie es im Altertum Gesetzbücher gegeben hat und heute noch in Asien gibt. Das bedeutet nicht, daß dort nicht gute und glückliche Menschen leben könnten, denn Gott hat allen Menschen ein Gewissen geschenkt, und ein Gewissen vermag allen Menschen eine Art Frieden zu verleihen. Aber es bedeutet, daß Ton und Verhältnis all dieser Dinge und besonders das Verhältnis von Gut und Böse in dem unveränderten Westen genau das sein würden, was sie in dem unveränderlichen Osten sind. Und niemand, der jenen unveränderlichen Osten ehrlich und mit wahrhaftigem Mitgefühl betrachtet, vermag zu glauben, daß es dort etwas gibt, das auch nur entfernt an die Herausforderung und die Revolution durch den Glauben erinnert.

Mit einem Wort, hätte das klassische Heidentum bis heute sein Leben gefristet, würden wahrscheinlich mit ihm eine



Anzahl Dinge überdauert haben, und sie würden genau dem gleichen, was wir als die Religionen des Ostens bezeichnen. Es würde noch immer Pythagoräer geben, welche die erneute Fleischwerdung lehren, wie es immer noch Hindus gibt, welche eine Reinkarnation verkünden. Es würde immer noch Stoiker geben, die aus Vernunft und Tugend eine Religion formen, wie es immer noch Schüler des Konfuzius gibt, die aus Vernunft und Tugend eine Religion bilden. Es würde noch immer Neuplatoniker geben, die aprioristische Wahrheiten studieren, deren Bedeutung andern Menschen geheimnisvoll ist und unter den Neuplatonikern selbst umstritten war, wie ja die Buddhisten heute noch sich mit transzendentaler Philosophie beschäftigen, mysteriös für andere und umstritten unter ihnen selber. Es würde immer noch kluge Anhänger des Apollo geben, die offensichtlich die Sonne anbeten, aber behaupten, sie verehrten das göttliche Prinzip, genau wie es gescheite Parsen gibt, die offensichtlich die Sonne anbeten, aber erklären, sie beteten die Gottheit an. Es würde immer noch wüste, den Berg umtanzende Dionysier geben, wie es noch heute in der Wüste wilde, tanzende Derwische gibt. Im heidnischen Europa sowohl wie im heidnischen Asien würden auch heute noch die Menschen in dichten Scharen den Volksfesten der Götter zuströmen. Immer noch würde es zahllose Götter, Hausgötter und andere Gottheiten geben, verehrt von dieser Menge. Und es würde immer noch sehr viel mehr Menschen geben, die diese Götter anbeten, als an sie glauben. Schließlich würde es auch noch eine sehr große Zahl Menschen geben, welche Götter anbeten und an Götter glauben, ja, die an Götter glauben und Götter anbeten, einfach, weil diese Götter Dämonen sind. Es würde immer noch Levantiner geben, die im Geheimen Moloch opfern, wie es immer noch Tughis gibt, die Kalee Opfer streuen. Immer noch würde viel Magie getrieben, und ein erheblicher Teil wäre schwarze Magie. Immer noch würde man Seneca in hohem Maße bewundern,

und in hohem Maße Nero nachäffen, genau wie die erhabenen Sinnsprüche des Konfuzius gleichzeitig mit den Marterqualen Chinas bestehen konnten. Und über diesem weiten, wirren, wildwuchernden und verdorrten Walde würde das unermessliche Schweigen einer seltsamen, ja namenlosen Stimmung brüten, und der zutreffendste Name wäre Nirwana. All diese Dinge, gut und schlecht, würden den unbeschreibbaren Eindruck erwecken, daß sie zu alt seien, um zu sterben.

Keine dieser Erscheinungen, die beim Fehlen des Christentums von Europa Besitz ergriffen hätten, würde auch nur die leiseste Ähnlichkeit mit Christentum zeigen. Da die pythagoräische Metempsychose immer noch im Schwange wäre, könnten wir diese Seelenwanderung als pythagoräische Religion bezeichnen, wie wir von der buddhistischen Religion sprechen. Da die edle Maxime Sokrates noch Geltung besäße, könnten wir von der sokratischen Religion reden, wie wir von der konfuzischen Religion sprechen. Da der volkstümliche Feiertag noch immer gekennzeichnet wäre durch eine mythologische Hymne an Adonis, könnten wir von der Religion des Adonis reden, wie wir von der Religion des Jagannatah sprechen. Da sich die Literatur immer noch auf die griechische Mythologie stützen würde, könnten wir sagen, jene Mythologie sei eine Religion genau wie wir die hindusche Mythologie als eine Religion bezeichnen. Wir könnten behaupten, es gäbe zahlreiche Tausende, ja, Millionen Menschen, die zu jenen Religionsgemeinschaften gehörten, in dem Sinne, daß sie jene Tempel besuchten, oder auch nur in einem Lande voll solcher Tempel lebten. Aber falls wir die letzte Überlieferung des Pythagoras oder die absterbende Legende des Adonits mit dem Namen Religion besetzten, dann müßten wir für die Kirche Christi eine andere Bezeichnung finden.

Wenn jemand erklärt, die durch zahlreiche Jahrhunderte erhaltenen philosophischen Grundsätze oder die von ungezählten Menschen besuchten mythologischen Tempel seien

Dinge der gleichen Klasse und Ordnung wie die Kirche, dann brauchen wir nur ganz schlicht zu antworten, das sei nicht der Fall. Niemand, der diese Dinge in der alten Kultur Griechenlands und Roms erblickt, hält sie für wesensgleich; niemand würde sie für wesensgleich halten, falls jene Kultur zwei Jahrtausende länger angedauert hätte und heute noch existierte; niemand kann sie vernünftigerweise bei einem Vergleich der heidnischen Kultur des Ostens, wie diese heutzutage ist, für wesensgleich halten. Keine dieser Philosophien und Mythologien entsprechen einer Kirche, bestimmt nicht einer Ecclesia Militans. Und selbst wenn diese Regel auch noch nicht, wie ich an anderer Stelle dargetan habe, bewiesen wäre, so würde die Ausnahme die Regel bestätigen. Die Regel ist, daß vorchristliche oder heidnische Geschichte keine streitbare Kirche erzeugt, und die Ausnahme oder wenigstens das, was manche als Ausnahme bezeichnen würden, lautet, daß der Islam wenigstens streitbar, wenn auch keine Kirche ist. Und das kommt einfach daher, weil der Islam der einzige religiöse Rivale ist, der nicht vorchristlich und daher in jenem Sinne nicht heidnisch ist. Islam war ein Produkt des Christentums, wenn auch ein Nebenprodukt, wenn auch vielleicht ein schlechtes Produkt. Er war eine Ketzerei, eine nacheifernde Parodie und daher eine Nachahmung der Kirche. Es ist nicht überraschender, daß das Muhammedanertum etwas von dem streitbaren Geiste der Kirche zeigt, als daß das Quäkertum etwas von ihrem friedfertigen Geiste beweist. Nach dem Christentum gab es eine Anzahl derartiger Nachahmungen oder Erweiterungen. Vor ihm gab es keine.

Die streitbare Kirche ist in dieser Weise einzigartig, weil sie eine auf dem Marsche zu einer universalen Befreiung befindliche Armee darstellt. Die Sklaverei, aus der die Welt befreit werden soll, wird sehr treffend symbolisiert durch den Zustand Asiens und den Zustand des heidnischen Europas. Ich meine nicht nur deren moralischen oder unmoralischen Zustand.

Tatsächlich hat der Missionar weit mehr zu sagen, als der Erleuchtete sich vorstellt, selbst wenn der Missionar behauptet, die Heiden seien götzendienerisch und unmoralisch. Eine flüchtige realistische Erfahrung in bezug auf östliche Religion, selbst in bezug auf moslemische Religion wird eine erschreckende Empfindungslosigkeit in ethischen Fragen enthüllen, wie etwa die herrschende Gleichgültigkeit gegenüber der Grenzlinie zwischen Leidenschaft und Verderbtheit. Es ist kein Vorurteil, sondern tatsächliche Erfahrung, welche erklärt, Asien sei genau so von Dämonen erfüllt wie von Göttern. Aber das Übel, das ich meine, liegt in dem Geist. Und zwar liegt es überall in dem Geiste, wo dieser Geist lange Zeit für sich allein gewirkt hat. Es tritt auf, sobald alles Träumen und Denken in einer Leere zum Abschluß gekommen ist, die gleichzeitig Negation und Notwendigkeit ist. Es klingt wie Anarchie, aber es ist ebenfalls Sklaverei. Es ist das, was wir bereits als das Rad Asiens bezeichnet haben, jenes ewig wiederkehrende Argument über Ursache und Wirkung, es sind jene im Geiste beginnenden und endenden Dinge, welche es der Seele unmöglich machen, wahrhaft etwas zu ersinnen und irgendwohin zu gehen oder irgendetwas zu vollbringen. Und der Kernpunkt ist, daß dieses nicht notwendig etwas den Asiaten Eigentümliches ist; wäre etwas nicht eingetreten, würde es sich schließlich auch bei den Europäern bewahrheitet haben. Befände sich die streitbare Kirche nicht auf dem Marsch, dann wäre für alle Menschen die Zeit gekommen. Hätte die streitbare Kirche nicht Manneszucht gehalten, würden alle Menschen eine Sklaverei erduldet haben.

Was jener universelle, doch streitbare Glaube in die Welt brachte, war Hoffnung. Vielleicht das einzige, was Mythologie und Philosophie gemeinsam war, ist, daß beide in Wahrheit trostlos waren, in dem Sinne, daß ihnen diese Hoffnung fehlte, selbst wenn sie Spuren von Glauben und Nächstenliebe zeigten. Wir können Buddhismus einen Glauben nennen, obwohl er



uns mehr einem Zweifel zu gleichen scheint. Wir können den Herrn des Mitleids einen Herrn der Nächstenliebe nennen, obgleich es uns eine sehr pessimistische Art von Mitleid zu sein scheint. Und jene, die am nachdrücklichsten das Alter und die Größe solcher Kulte betonen, müssen zugestehen, daß diese Kulte in keinem Zeitalter all ihre Gebiete mit jener Art tatkraftiger und kampflustiger Hoffnung erfüllt haben. Im Christentum hat Hoffnung niemals gefehlt, eher hat sie sich als irrig, ausschweifend, übermäßig an flüchtige Möglichkeiten geknüpft, erwiesen. Die ständige Umwälzung, die ständige Wiederaufrichtung zeugen zum mindesten von Menschen in besserer Geistesverfassung. Europa erneuerte in wahrstem Sinne seine Jugend gleich den Adlern. Es schwang sich auf, wie sich die Adler Roms wieder über die Legionen Napoleons erhoben, oder wie wir erst gestern den silbernen Adler Polens haben neu emporschweben sehen. Aber in dem polnischen Falle ging selbst Revolution mit Religion Hand in Hand. Auch Napoleon suchte eine Aussöhnung mit der Religion. Religion ließ sich nie endgültig, nicht einmal von der feindlichsten der Hoffnungen trennen, einfach weil sie die wahre Quelle der Hoffnungsfreudigkeit ist. Und der Grund hiervon liegt einfach in der Religion an sich. Jene, die über sie streiten, betrachten sie nur selten an sich. Hier ist weder der Platz noch der Raum für eine eingehende Erörterung, aber ein Wort sei wenigstens gesagt, um eine Aussöhnung zu erklären, die sich ständig wiederholt, aber scheinbar immer noch einer Erklärung bedarf.

Die ermüdenden Debatten über eine freisinnigere Auffassung der Theologie werden nicht eher enden, bis die Menschen die Tatsache erkennen, daß der einzige liberale Teil des Glaubens in Wahrheit der dogmatische Teil ist. Falls das Dogma unglaublich ist so nur deswegen, weil es unglaublich liberal ist. Falls es unvernünftig ist so nur daher, weil es unsere Freiheit nachdrücklicher bekräftigt, als die Vernunft das zu rechtfertigen vermag.

Das deutlichste Beispiel ist jene wesentliche Form der Freiheit, welche wir freien Willen nennen. Es ist lächerlich zu behaupten, ein Mann bewiese seine Freisinnigkeit durch Leugnung seiner Freiheit. Aber es ist eine durchaus haltbare Behauptung, daß er zur Bejahung seiner Freiheit eine transzendente Doktrin bejahen muß. In einem bestimmten Sinne könnten wir mit Recht sagen, daß wenn ein Mensch eine ursprüngliche Macht der Wahl besitzt, in dieser Tatsache eine natürliche Schöpfungskraft liegt, als wäre er fähig, Tote aufzuerwecken oder dem Nichtgeborenen Leben zu verleihen. In diesem Falle müßte er vermutlich ein Wunder sein. Ja bestimmt müßte er in diesem Falle ein Wunder sein, um ein Mensch zu sein, und ganz bestimmt, um ein freier Mensch zu sein. Aber es ist lächerlich, ihm zu verbieten, ein freier Mensch zu sein, und das obendrein im Namen einer freieren Religion zu tun.

Und das ist auch wahr in zwanzig anderen Fragen. Wer überhaupt an Gott glaubt, muß an die absolute Oberhoheit Gottes glauben. Und insofern jene Suprematie irgendwelche Stufengrade gestattet, die als frei oder unfrei bezeichnet werden können, bedarf es keines Beweises, daß die unfreie Macht die Gottheit der Rationalisten und die freie Macht die Gottheit der Dogmatiker ist. Genau in dem gleichen Verhältnisse, in dem man Monotheismus in Monismus verwandelt, verwandelt man Monotheismus in Despotismus. Das trifft gerade auf den unbekanntesten Gott der Wissenschaftler mit seiner undurchdringlichen Absicht und seinem unvermeidlichen und unabänderlichen Gesetz zu, der uns an einen despotischen Selbstherrscher gemahnt, welcher in einem fernen Zelte starre Pläne entwirft und die Menschen gleich Maschinen hin und her bewegt. Der Gott der Wunder und der erfüllten Gebete dagegen entspricht einem freisinnigen und volkstümlichen Fürsten, welcher Bittschriften entgegennimmt, auf Parlamente hört und die Streitfälle eines ganzen Volkes erwägt. Ich streite jetzt nicht über

das Vernunftgemäße dieser Auffassung in anderer Beziehung. Tatsächlich ist diese Auffassung keineswegs, wie manche behaupten, unvernünftig, denn es steckt nichts Unvernünftiges in der Vorstellung des weisesten und bestinformierten Königs, der unterschiedlich handelt, entsprechend den Taten jener, die er zu retten wünscht. Hier kennzeichne ich lediglich die allgemeine Natur der Freiheit und der freien und erweiterten Atmosphäre des Handelns. Und in dieser Hinsicht ist es zweifellos, daß nur der König das sein kann, was wir als hochherzig bezeichnen, der das ist, was manche launisch nennen. Der Katholik hat das Empfinden, daß seine Gebete, die er für die Lebenden und die Toten darbringt, einen Unterschied bewirken, und er hat auch das Gefühl gleich einem freien Bürger in einem Reiche zu leben, das fast einem konstitutionellen Staate gleicht. Der Monist ist es, der unter einem einzigen eisernen Gesetze steht und das Gefühl haben müßte, als Sklave unter einem Sultan zu leben. Ich glaube, daß der ursprüngliche Gebrauch des Wortes Suffragium, das wir heute in der Politik für eine Wahlstimme benutzen, in der Theologie als Ausdruck für ein Gebet verwandt wurde. Man behauptet, die Toten bedürften im Fegefeuer der Fürbitte der Lebenden. Und wir können in diesem Sinne — als eine Art Anspruch auf eine Bittschrift an den höchsten Herrscher — mit Recht sagen, daß sowohl die Gemeinschaft der Heiligen in ihrer Gesamtheit als die gesamte Ecclesia Militans sich auf eine universale Fürbitte gründet. Vor allem aber trifft das zu auf den gewaltigsten Streitpunkt, auf jene Tragödie, welche die Göttliche Komödie unseres Glaubens geschaffen hat. Nichts Geringeres als die gewaltige und erschreckende Lehre der Göttlichkeit Christi vermag jene einzigartige Wirkung zu erzeugen, welche das volkstümliche Empfinden gleich einem Trompetenstoß wachruft, jene Vorstellung von dem König, der als gemeiner Soldat selber in den Reihen dient. Indem wir jene Gestalt rein menschlich gestalten, machen wir jene Geschichte weit weniger menschlich.

Wir brechen der Geschichte die Spitze ab, welche tatsächlich die Menschheit sticht, die Spitze der Geschichte, die im wörtlichen Sinne die Spitze eines Speeres war. Es ist keine Humanisierung des Universums, wenn man sagt, daß gute und weise Menschen für ihre Ansichten sterben können. Ebenso wenig wie es eine besonders aufwühlende Nachricht für ein Heer wäre, daß gute Soldaten leicht den Tod empfangen. Es ist ebenso wenig eine Neuigkeit, daß König Leonidas tot ist, wie daß Königin Anna tot ist. Und die Menschen warteten nicht auf das Christentum, um Menschen zu werden, in dem vollen Sinne, um Helden zu werden. Aber wenn wir hier die Atmosphäre dessen beschreiben, was edelmütig und volkstümlich, ja, sogar malerisch schön ist, dann wird uns die Erkenntnis der menschlichen Natur bestätigen, daß keine Leiden der Söhne von Menschen oder selbst der Diener Gottes den nämlichen Ton anschlagen, wie der Gedanke, daß der Herr an Stelle seiner Knechte leidet. Und dieses Bewußtsein verschafft uns die theologische, aber bestimmt nicht die wissenschaftliche Gottheit. Kein geheimnisvoller, in seinem Sternenzelt am Fuße des kosmischen Schlachtfeldes verborgener Monarch erinnert im mimischen Schlachtfeldes verborgener Monarch erinnert im mindesten an jene himmlische Ritterlichkeit des Hauptmanns, der seine fünf Wunden in die vorderste Schlachtreihe trägt.

Der Widersacher des Dogmas meint in Wahrheit nicht, das Dogma sei schlecht, sondern eher es sei zu gut, um wahr zu sein, das heißt, er meint, das Dogma sei unwahrscheinlich freisinnig. Das Dogma räumt dem Menschen zu viel Freiheit ein, da es ihm den Sündenfall gestattet. Selbst Gott räumt das Dogma ihm den Sündenfall gestattet zu sterben. Das ist, was zu viel Freiheit ein, da es ihm gestattet zu sterben. Das ist, was die klugen Skeptiker sagen müßten und es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, abzuleugnen, daß sich manches zu Gunsten dieser Anschauung sagen läßt. Sie meinen das Universum an sich sei ein allgemeines Gefängnis, die Existenz an sich sei eine Begrenzung und ein Zwang: Und nicht ohne Grund bezeichnen sie die Ursächlichkeit als eine Kette. Mit einem Wort,



diese Leute meinen ganz einfach, daß sie diese Dinge nicht glauben könnten, aber durchaus nicht etwa, daß sie unwürdig des Glaubens wären. Wir behaupten nicht nur obenhin, sondern ganz buchstäblich, die Wahrheit habe uns frei gemacht. Jene sagen, die Wahrheit mache uns so frei, daß sie nicht die Wahrheit sein könne. Ihnen dünkt der Glaube an eine solche Freiheit, deren wir uns erfreuen, gleich dem Glauben an ein Märchenland. Es ist etwa so, als glaubte man an Menschen mit Flügeln, um die Phantasie von Menschen, begabt mit freiem Willen, aufrecht erhalten zu können. Es ist, als nähme man eine Fabel über den Verkehr eines Eichhörnchens mit einem Berge als wahr hin, wenn man an einen Menschen glaubt, der frei ist, zu fragen, oder an einen Gott, der frei ist, zu antworten. Dies ist eine mannhafte und eine vernünftige Negation, der ich stets Achtung entgegenbringen werde, aber ich weigere mich, jenen Achtung zu bezeigen, welche zuerst dem Vogel die Flügel stutzen und das Eichhörnchen in einen Käfig sperren, welche die Ketten vernieten und die Freiheit ablehnen, welche alle Türen des kosmischen Gefängnisses mit dem Donnergeklirr ewigen Erzes hinter uns ins Schloß werfen, welche erklären, unsere Befreiungsversuche seien ein Traum und unser Kerker eine Notwendigkeit, und dann sich gemächlich abkehren und behaupten, sie verträten eine freiere Anschauung und eine liberalere Theologie.

Die Moral von alle diesem ist uralte, und Religion ist Offenbarung. Mit anderen Worten, Religion ist eine Vision, eine durch den Glauben empfangene Vision, aber sie ist eine Vision der Wirklichkeit. Der Glaube besteht in einem Überzeugtsein von ihrer Wirklichkeit. Das zum Beispiel ist der Unterschied zwischen einer Vision und einem Trugbild. Und das ist der Unterschied zwischen Religion und Mythologie. Das ist der Unterschied zwischen Glauben und all jenen Phantasiegebilden, durchaus menschlich und mehr oder weniger gesund, die wir unter der Überschrift Mythologie betrachtet haben. In

der vernünftigen Verwendung des Wortes Religion an sich liegt etwas, das zwei Dinge in sich begreift: Erstens, daß eine Vision etwas sehr Seltenes, vielleicht nur etwas Einmaliges ist, und zweitens, daß sie wahrscheinlich ein für alle Mal einem kommt. Ein Tagtraum kann jeden Tag kommen. Ein Tagtraum kann jeden Tag verschieden sein. Zwischen Tagtraum und Vision besteht ein größerer Unterschied als zwischen dem Erzählen von Geistergeschichten und der Begegnung mit einem Geiste.

Und wie Religion keine Mythologie ist, so ist sie auch keine Philosophie. Sie ist keine Philosophie, weil sie als Vision kein Vorbild, sondern ein Gemälde ist. Sie ist keine jener Vereinfachungen, welche alles in eine abstrakte Erklärung zerlegt wie: daß alles rückläufig sei, oder daß alles relativ sei, oder daß alles unvermeidlich sei, oder daß alles illusorisch sei. Sie ist kein Prozeß, sondern eine Geschichte, sie hat Proportionen wie ein Gemälde oder eine Geschichte. Sie zeigt nicht die regelmäßigen Wiederholungen eines Musters oder eines Prozesses, sondern sie ersetzt diese dadurch, daß sie so überzeugend ist wie ein Gemälde oder eine Geschichte. Mit einem Wort, sie entspricht genau dem Leben. Ja, in der Tat, sie ist Leben. Ein Beispiel, von dem was hier gemeint ist, bietet die Behandlung des Problems des Bösen. Es ist kinderleicht, gleich den Pessimisten einen Plan des Lebens zu entwerfen, dessen Hintergrund pechschwarz ist und dann ein oder zwei Flecken kosmischen Staubes mehr oder weniger zufällig — oder zum mindesten in dem buchstäblichen Sinne von bedeutungslos — gelten zu lassen. Und es ist ebenfalls leicht genug, einen anderen Plan auf weißem Papier zu entwerfen, wie es die Vertreter der Christian Science tun, und dann irgendwie solche Tüpfelchen oder Flecken, die sich schwerlich leugnen lassen, zu erklären oder wegzuerklären. Am leichtesten aber ist es vielleicht, gleich den Dualisten zu behaupten, das Leben sei einem Schachbrett, bei welchem diese beiden Vorstellungen gleichmäßig berücksichtigt werden, und von dem

man mit genau derselben Berechtigung sagen kann, es bestünde aus weißen Quadraten auf schwarzem Felde oder aus schwarzen Quadraten auf weißem Felde. Aber in seinem Herzen empfindet ein jeder, daß keiner dieser drei papiernen Pläne dem Leben entspricht, daß man in keiner dieser Welten zu leben vermöchte. Etwas spricht in einem, daß die letzte Vorstellung einer Welt nicht schlecht, ja, nicht einmal neutral sei. Wenn man den Himmel, das Gras oder die Wahrheiten der Mathematik oder auch nur ein frisch gelegtes Ei anblickt, kommt einem, gleich dem Schatten jenes Wortes des großen christlichen Philosophen Sankt Thomas von Aquino, ein unbestimmtes Empfinden, daß „jede Existenz als solche gut ist“. Andererseits sagt einem etwas anderes, daß es eines Mannes unwürdig und schlecht, ja krankhaft sei, das Böse zu einem Tüpfelchen oder einem Flecken zu verkleinern. Man begreift, daß Optimismus etwas Ungesundes ist. Falls möglich, ist er sogar noch ungesunder als Pessimismus. Verfolgte man diese unklaren aber gesunden Empfindungen, dann würden sie auf den Gedanken hinauslaufen, daß das Böse in gewisser Weise eine Ausnahme, aber eine gewaltige Ausnahme, daß das Böse letzten Endes ein feindlicher Einbruch oder richtiger noch eine Empörung sei. Man glaubt weder, daß alles böse, noch daß alles gleichmäßig gut und böse sei. Man glaubt vielmehr, daß das Recht ein Recht hat, richtig zu sein und daher ein Recht hat zu sein; daß das Böse jedoch kein Recht hat, böse zu sein und daher kein Recht hat zu sein. Es ist der Fürst der Welt, aber es ist gleichzeitig ein Usurpator. Auf diese Weise erkennt man undeutlich, was die Vision einem lebendig vor Augen führt, jene seltsame Geschichte vom Schatze im Himmel und jenes große Abtrünnigwerden, wodurch das Böse einem Kosmos, den es nicht zu schaffen vermochte, Wunden schlug und ihn zu zerstören versuchte. Es ist eine sehr seltsame Geschichte und ihre Proportionen und ihre Linien und Farben sind so eigenwillig und so absolut wie der künstlerische Entwurf eines Ge-

maldes. Es ist eine Vision, die wir tatsächlich in Gemälden durch riesenhafte Glieder und leidenschaftliche Tönungen des Gefieders symbolisieren, jene ganze, abgrundtiefe Vision fallender Sterne und der schillernden Rüstungen der Nacht. Doch jene seltsame Geschichte hat den Diagrammen gegenüber einen kleinen Vorzug. Sie entspricht dem Leben.

Ein weiteres Beispiel ließe sich finden, nicht in dem Problem des Bösen, sondern in dem sogenannten Problem des Fortschritts. Einer der begabtesten Agnostiker unseres Zeitalters fragte mich einmal, ob ich glaubte, daß das Menschengeschlecht besser oder schlechter würde, oder ob es unverändert bliebe. Er war überzeugt, daß dieses Entweder-Oder alle Möglichkeiten umfaßte. Er erkannte nicht, daß es nur Muster und nicht Gemälde, Prozesse und nicht Geschichten in sich schloß. Ich stellte die Gegenfrage, ob er annähme, daß Mr. Smith von Golders Green zwischen dem Alter von dreißig und vierzig besser oder schlechter würde oder genau der nämliche bliebe. Plötzlich schien es ihm zu tagen, daß die Entscheidung im hohen Maße von Mr. Smith und davon, wie er sich entschließen würde, sein Leben weiterzuführen, abhängen würde. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß die Entscheidung davon abhängen könnte, wie die Menschheit sich entscheiden würde, fortzufahren, und daß ihr Weg keine gerade Linie, keine aufwärts oder abwärts gerichtete Kurve wäre, sondern dem Pfade eines Mannes quer durch ein Tal entspräche, der hinginge, wo es ihm beliebte und stehen bliebe, wo es ihm paßte, der in eine Kirche eintreten oder betrunken in einen Graben fallen könnte. Das Leben des Menschen ist eine Geschichte, eine Abenteuergeschichte; und in unserer Vision gilt das Gleiche sogar von der Geschichte Gottes.

Der katholische Glaube ist die Versöhnung, weil er die Verwirklichung von Mythologie und Philosophie ist. Er ist eine Geschichte und in diesem Sinne eine von hundert Geschichten, nur ist er eine wahre Geschichte. Er ist eine Philo-



sophie und in diesem Sinne eine von hundert Philosophien, nur ist er eine Philosophie, die dem Leben entspricht. Vor allen Dingen jedoch ist er eine Versöhnung, weil er das ist, was man nur als die Philosophie der Geschichten bezeichnen kann. Jener natürliche Erzählerinstinkt, der all die Märchen erzeugte, ist etwas, das alle Philosophien — mit Ausnahme einer einzigen — vernachlässigten. Der Glaube ist die Rechtfertigung jenes volkstümlichen Instinktes, das Finden einer Philosophie hierfür oder die Analyse der darin enthaltenen Philosophie. Genau wie ein Mensch in einer Abenteuergeschichte verschiedene Proben bestehen muß, um sein Leben zu retten, so muß der Mensch auch in dieser Philosophie zahlreiche Prüfungen überstehen, um seine Seele zu retten. In beiden liegt eine Vorstellung des freien Willens, der unter fest vorgezeichneten Bedingungen wirkt. Mit anderen Worten, es gibt ein Ziel, und es ist die Aufgabe des Menschen, auf dieses Ziel abzielen. Daher passen wir auf, um festzustellen, ob er es trifft. Dieser tief eingewurzelte und demokratische und dramatische Instinkt wird in all den anderen Philosophien verspottet und abgewiesen. Denn all die anderen Philosophien enden eingeständenermaßen dort, wo sie beginnen, und es liegt in dem Begriff einer Geschichte, daß sie abweichend endet, daß sie an einem Orte beginnt und an einem anderen schließt. Von Buddha und seinem Rad bis Akhen-Aten und seinem Diskuß, von Pythagoras mit seiner Zahlenabstraktion bis Konfuzius mit seiner Religion der Routine gibt es nicht einen, der nicht in gewisser Weise gegen die Seele einer Geschichte sündigt. Es gibt nicht einen, der wirklich diesen menschlichen Gedanken der Erzählung erfaßt, die Probe, das Abenteuer, den Prüfstein des freien Menschen. Jeder von ihnen läßt sozusagen den Erzählunginstinkt verhungern und vereitelt die Vorstellung des menschlichen Lebens als Roman, betrachtet entweder durch pessimistischen oder optimistischen Fatalismus und durch jenes Verhängnis, das der Tod des Abenteuers ist, oder durch Gleich-

gültigkeit und jene Losgelöstheit, die der Tod des Dramas sind, oder durch einen grundlegenden Skeptizismus, der die Schauspieler in Atome zerlegt, oder durch eine materialistische Begrenzung, die den Ausblick auf moralische Folgen verlegt, oder durch eine mechanische Wiederholung, die selbst die moralischen Prüfungen eintönig gestaltet, oder durch eine grundlose Relativität, die selbst die tatsächlichen Prüfungen der Sicherheit beraubt. Es gibt ein solches Ding wie eine menschliche Geschichte; und es gibt ein solches Ding wie die göttliche Geschichte; und es gibt eine menschliche Geschichte ist. Aber es gibt nichts Derartiges wie eine hegelianische Geschichte, oder eine monistische Geschichte, oder eine relativistische Geschichte, oder eine deterministische Geschichte. Denn jede Geschichte, ja, sogar eine Fünf-Groschen-Schauergeschichte, oder eine billige Novelette haben etwas in sich, das zu unserem Universum und nicht zu dem jener gehört. Jede Kurzgeschichte beginnt in Wahrheit mit Schöpfung und endet mit einem Jüngsten Gericht.

Und das ist der Grund, weshalb Mythen und Philosophen, bis Christus kam, in Fehde miteinander lagen. Deshalb ermordete die athenische Demokratie Sokrates aus Achtung vor den Göttern, und deshalb gab sich jeder umherziehende Sophist den Anschein eines Sokrates, so oft er in überlegener Art von den Göttern reden konnte, und deshalb vernichtete der ketzerische Pharaos einer Abstraktion zu Liebe seine riesigen Götterbilder und Tempel, und deshalb konnten die Priester triumphierend zurückkehren und seine Dynastie in den Staub stampfen, und deshalb mußte sich Buddhismus vom Brahmanismus scheiden, und deshalb herrschte in jenem Zeitalter und Lande außerhalb der Christenheit ein ewiger Krieg zwischen den Philosophen und den Priestern. Es ist billig zu behaupten, der Philosoph sei im allgemeinen der Vernünftiger, noch leichter ist es zu vergessen, daß der Priester stets der Volkstümlichere war, denn der Priester erzählte den Menschen

Geschichten, und der Philosoph begriff nicht die Philosophie der Geschichten. Das trat in die Welt mit der Geschichte Christi.

Und dies ist auch der Grund, weshalb das Christentum eine Offenbarung oder eine Vision, vom Himmel beschert, sein mußte. Jeder, der über die Theorie von Geschichten und Gemälden nachdenkt, wird unschwer den Kernpunkt erkennen. Die wahre Geschichte der Welt mußte von jemand anderem erzählt werden. Auf Grund der wahren Natur einer Geschichte kann man nicht zugeben, daß sie zufällig jemand in den Sinn kam. Eine Geschichte hat Proportionen, Abweichungen, Überraschungen, besondere Dispositionen, die nicht nach einer abstrakten Regel gleich einer Summe berechnet werden können. Es ließe sich nicht logisch aus einer pythagoräischen Theorie der Zahl oder der Wiederkehr folgern, ob Achilles die Leiche Hektors zurückgeben würde oder nicht, und wir vermöchten nicht aus uns selber, nur weil sich alle Dinge auf dem Rade Buddhas im Kreise drehen sollen, herzuleiten, auf welche Art der Leichnam Christi der Welt wiedergegeben wurde. Ein Mensch könnte vielleicht ohne etwas von Euklid gehört zu haben, einen Lehrsatz Euklids entwickeln, aber er wäre unfähig, die genaue Legende der Euridike niederzuschreiben, ohne etwas von Euridike zu wissen. Auf jeden Fall würde er nicht mit Bestimmtheit wissen, wie die Geschichte endete, und ob Orpheus zuguterletzt besiegt wurde. Noch viel weniger könnte er das Ende unserer Geschichte erraten, die Legende unseres Orpheus', der unbesiegt von den Toten auferstand.

Zusammenfassend können wir sagen: Die Gesundheit der Welt wurde wieder hergestellt, und der Seele des Menschen Rettung geboten durch etwas, was in der Tat die beiden streitenden Tendenzen der Vergangenheit befriedete, die nie voll befriedigt worden waren, und welche bestimmt niemals gemeinsam befriedigten. Es befriedigte das mythologische Forschen

nach Romantik, weil es eine Geschichte war, und es befriedigte das philosophische Forschen nach Wahrheit, weil es eine wahre Geschichte war. Deswegen muß die Idealgestalt eine historische Persönlichkeit sein in einem Sinne wie niemand je Adonis oder Pan als historische Persönlichkeiten empfunden hat. Aber das ist auch der Grund, weshalb die historische Persönlichkeit die Idealgestalt sein und sogar zahlreiche der diesen anderen Idealgestalten zugesprochenen Funktionen erfüllen mußte, weshalb sie gleichzeitig das Opfer und das Fest sein mußte, weshalb sie unter den Emblemen des wachsenden Weins und der aufgehenden Sonne gezeigt werden konnte. Je tiefer wir über diese Frage nachdenken, desto deutlicher werden wir erkennen, daß, wenn es in der Tat einen Gott gibt, seine Schöpfung schwerlich einen anderen Höhepunkt hätte erreichen können als diese Schenkung einer wahrhaften Romanze an die Welt. Auf andere Weise wäre es überhaupt unmöglich gewesen, an die beiden Seiten des menschlichen Denkens zu rühren, und das menschliche Hirn wäre weiter zwiespältig geblieben. Der eine Hirnlappen hätte weiter unmögliche Träume geträumt und der andere invariable Rechnungen wiederholt. Die Portraitmaler wären immer noch damit beschäftigt, das Portrait von niemand zu malen. Die Weisen hätten in alle Ewigkeit Ziffern addiert, die zu keinem Ergebnis führten. Nichts außer einer Fleischwerdung, nur eine göttliche Verkörperung unserer Träume konnte jenen Abgrund ausfüllen. Und über jener Kluft steht Er, dessen Name höher ist als der Name Priester, und der älter ist als das Christentum: Pontifex Maxismus, der mächtigste Brückenbauer.

Und auch hiermit kehren wir wieder zu jenem spezielleren christlichen Symbol in der gleichen Überlieferung zurück, zu dem vollkommenen Vorbild der Schlüssel. Dies hier ist ein historischer und kein theologischer Umriß, und ich habe hier nicht die Pflicht, im Einzelnen jene Gotteslehre zu verteidigen, sondern ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß sie in ihrem



Plane nur gerechtfertigt werden konnte durch Rechtfertigung in ihren Einzelheiten — gleich einem Schlüssel. Über die umfassende Behauptung dieses Kapitels hinaus versuche ich keine Apologetik, weshalb das Glaubensbekenntnis angenommen werden sollte. Aber in Beantwortung der historischen Frage, weshalb es angenommen wurde, und es ist angenommen worden, antworte ich für Millionen andere: Weil es in das Schloß paßt, weil es dem Leben entspricht. Der Glaube ist eine unter zahlreichen Geschichten, nur ist er zufällig eine wahre Geschichte, er ist eine unter zahlreichen Philosophien, nur ist er zufällig die Wahrheit. Wir nehmen ihn an, und der Boden unter unseren Füßen wird fest, und der Weg liegt offen vor uns. Er kerkert uns nicht ein in einen Traum von Verhängnis oder in ein Bewußtsein der universellen Täuschung. Er öffnet uns nicht nur unvorstellbare Himmel, sondern erschließt uns auch, was manchen eine gleicherweise ungläubliche Erde zu sein scheint, und macht sie uns glaubhaft. Dies ist die Art Wahrheit, die schwer ist zu erklären, weil sie eine Tatsache ist; aber sie ist eine Tatsache, für die wir Zeugen aufrufen können. Wir sind Christen und Katholiken, nicht weil wir einen Schlüssel anbeten, sondern weil wir ein Tor durchschritten haben, und weil wir den Wind, der die Posaune der Freiheit ist, über dem Land des Lebendigen wehen fühlen.

## Sechstes Kapitel

### Die fünf Tode des Glaubens

Es ist nicht die Absicht dieses Buches, die einzelnen, auf einander folgenden Etappen der Geschichte der Christenheit, besonders nicht jene der späteren Geschichte zu verfolgen, welche Streitfragen in sich begreifen, mit denen ich mich an anderer Stelle eingehender auseinandersetzen hoffe. Dies Buch ist lediglich der Behauptung geweiht, daß das Christentum bei seinem Auftauchen inmitten der heidnischen Menschheit ganz den Charakter von etwas Einzigartigem und sogar Übernatürlichem zeigte. Es glich keiner anderen Erscheinung, und je eingehender wir uns mit ihm beschäftigten, desto mehr schwindet die Ähnlichkeit mit allen anderen Dingen. Besonders ein eigentümlicher Charakterzug zeichnete es von da an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke aus, mit dessen Hervorhebung dieses Buch seinen Abschluß finden mag.

Ich habe gesagt, daß Asien und die Welt des Altertums den Eindruck erweckten, als wären sie zu alt, um zu sterben. Das Christentum erlebte gerade das entgegengesetzte Schicksal. Die Christenheit hat eine Reihe von Umwälzungen durchlaufen und in jeder einzigen dieser Revolutionen ist das Christentum gestorben. Das Christentum ist viele Tode gestorben und wieder auferstanden, besaß es doch einen Gott, dem der Weg aus dem Grabe vertraut war. Und die erste außerordentliche Tatsache, welche diese Geschichte kennzeichnet, ist folgende: Europa ist wieder und wieder von unterst zu oberst gekehrt worden und am Abschluß jeder dieser Umwälzungen wurde auf der Spitze immer wieder die gleiche Religion neu begründet. Der Glaube zwingt das Zeitalter

ständig zum Glaubenswechsel, nicht als eine alte Religion, sondern als eine neue Religion. Diese Wahrheit bleibt für viele hinter einer Konvention verborgen, der zu wenig Beachtung geschenkt worden ist. Seltsam genug ist es ein Herkommen jener Art, welches gerade jene zu entdecken und an den Pranger zu stellen für sich in Anspruch nehmen, die es ignorieren. Sie erklären uns ständig, daß Priester und Zeremonien nicht Religionen seien und daß religiöse Organisation ein hohler Schein sein könne, aber sie begreifen kaum, wie wahr das ist. Es ist so wahr, daß wenigstens drei oder vier Mal in der Geschichte der Christenheit die gesamte Seele dem Christentum abhandengekommen zu sein schien, und fast jeder in seinem Herzen das Ende des Glaubens erwartete. Diese Tatsache wird in mittelalterlichen und anderen Epochen gerade durch jene offizielle Religion maskiert, die zu durchschauen solche Kritiker sich brüsten. Christentum blieb die offizielle Religion eines Renaissancefürsten oder die offizielle Religion eines Bischofs des achtzehnten Jahrhunderts, genau wie eine alte Mythologie die offizielle Religion Julius Cäsars oder das arianische Glaubensbekenntnis lange Zeit die offizielle Religion Julian Apostatas blieb. Aber zwischen den Fällen von Julius und von Julian bestand ein Unterschied, weil inzwischen die Kirche ihre seltsame Laufbahn begonnen hatte. Es lag kein Grund vor, weshalb Männer gleich Jupiter nicht für immer öffentlich Götter gleich Jupiter anbeten und sie heimlich für immer verlachen sollten. Als jedoch Julian das Christentum als tot behandelte, entdeckte er, daß es wieder zum Leben erwacht war. Er entdeckte auch beiläufig, daß nicht das leiseste Anzeichen bestand, daß Jupiter je wieder zum Leben erwachen würde. Dieses Beispiel von Julian und dem arianischen Zwischenspiel ist nur das erste in einer Reihe von Beispielen, auf die hier nur oberflächlich hingewiesen werden kann. Es wurde behauptet, Arianismus wäre nach allem menschlichen Augenschein der natürliche Weg, auf welchem sich jener besondere Aberglauben Kon-

stantins verlieren mußte. Alle herkömmlichen Stadien waren durchlaufen, der Glaube war zu Ansehen gelangt, war zu einem Ritus geworden und dann in eine Vernunftschöpfung umgewandelt, und die Rationalisten standen gerüstet, genau wie das heute der Fall ist, die letzten Überbleibsel auszurotten. Als sich das Christentum plötzlich wieder erhob und die Rationalisten zu Boden schleuderte, kam das fast so unerwartet wie Christi Auferstehung von den Toten. Aber es gibt zahlreiche andere Beispiele der gleichen Erscheinung sogar aus der gleichen Zeit. Der Ansturm der Missionare von Irland zum Beispiel hat ganz den Anschein eines unerwarteten Sturmangriffes junger Menschen gegen eine alte Welt, ja, sogar gegen eine Kirche, die Zeichen des Alters verriet. Einige von ihnen starben an der Küste Cornwalls den Märtyrertod, und die größte Autorität für comisches Altertum erklärte mir, er glaube auch nicht eine Sekunde lang, daß sie durch die Hand von Heiden den Märtyrertod erlitten, sondern (wie er sich humorvoll ausdrückte) „durch etwas schlaffe Christen“.

Wenn wir unter die Oberfläche der Geschichte tauchten, was aber nicht in der Absicht unserer Beweisführung liegt, so würden wir vermutlich mehrfache Beispiele dafür finden, daß das Christentum ganz offensichtlich durch Zweifel und Gleichgültigkeit von innen ausgehöhlt wurde, und nur noch die alte christliche Schale erhalten blieb, wie ja auch die alte heidnische Schale sich lange Zeit erhalten hatte. Doch der Unterschied besteht darin, daß in all solchen Fällen, die Söhne fanatisch für den Glauben eintraten, während die Väter in ihrem Glauben schlaff geworden waren. Dies tritt deutlich im Falle des Überganges von der Renaissance zu der Gegenreformation hervor. Es zeigt sich klar in dem Falle des Übergangs von dem achtzehnten Jahrhundert zu den vielfachen katholischen Wiederbelebungsversuchen unserer eigenen Zeit. Aber vermutlich gab es noch zahlreiche andere Beispiele, die eines gesonderten Studiums wert wären.



Der Glaube ist kein Überrest. Es ist nicht so, als wäre es den Druiden irgendwie gelungen an irgendeinem Orte zwei Jahrtausende hindurch zu überdauern. Das wäre in Asien oder in dem alten Europa in jener Atmosphäre der Gleichgültigkeit und Toleranz möglich gewesen, wo Mythologien und Philosophien für ewig Seite an Seite zu leben vermochten. Der Glaube hat nicht überlebt; er ist in dieser westlichen Welt des raschen Wechsels und der ständig untergehenden Institutionen wieder und wieder zurückgekehrt. Der römischen Tradition folgend versuchte sich Europa ständig in Umsturz und Neuaufbau, in der Wiederherstellung einer weltumfassenden Republik. Und stets begann es mit der Verwerfung dieses alten Bausteines und endete damit, daß es ihn zum Eckstein machte. Es holte ihn von dem Kehrlichthaufen zurück und krönte mit ihm das Kapitol. Einige Steine von Stonehenge stehen noch, andere sind gestürzt, und wie der Stein fällt, so soll er liegen. Es gab nicht alle ein zwei Jahrhunderte eine druidische Renaissance mit jungen mit Mistelzweigen bekränzten Druiden, die auf der Ebene von Salisbury in der Sonne tanzten. Stonehenge ist nicht in allen Stilen der Architektur von den rohen normannischen Rundbauten bis zu den letzten Verschnörkelungen des Barock neu aufgeführt worden. Der geheiligte Platz der Druiden blieb vor dem Vandalismus der Restaurierung bewahrt.

Aber die Kirche in dem Westen stand nicht in einer Welt, wo die Dinge zu alt waren, um zu sterben, sondern in einer Welt, in der sie immer jung genug blieben, um getötet zu werden. Die Folge war, daß die Kirche oberflächlich und äußerlich häufig getötet wurde, ja, manchmal verschleiß sie auch, ohne getötet zu werden. Und nun folgt eine Tatsache, die zu beschreiben mir schwer fällt, die aber dennoch, wie ich glaube, sehr wahrhaftig und von Wichtigkeit ist. Wie ein Geist der Schatten eines Menschen ist und in diesem Sinne der Schatten des Lebens, so huschte in Zwischenräumen über dieses endlose Leben eine Art Schatten des Todes. Er erschien in dem

Moment, da das Leben zugrunde gegangen wäre, wäre es vergänglich gewesen. Er ließ alles verdorren, was vergänglich war. Wäre ein solcher tierischer Vergleich der Gelegenheit würdig, könnten wir sagen, daß die Schlange erschauernd eine Haut abstreifte und weiter kroch. Oder auch, daß die Katze in Krämpfe fiel, als sie nur eines ihrer neunhundertneunundneunzig Leben einbüßte. In einem würdigeren Bilde könnten wir mit noch größerer Wahrhaftigkeit sagen, daß eine Uhr schlug, und daß nichts sich ereignete, oder daß ein Glöckchen zu einer Hinrichtung läutete, die für ewig hinausgezögert wurde.

Was war die Bedeutung all dieser trüben, ungeheuren Unrast des zwölften Jahrhunderts als, wie so schön gesagt worden ist, Julian im Schlafe sich regte? Weshalb erschien so seltsam frühzeitig in dem Zwielflicht des Morgengrauens nach dem finsternen Zeitalter ein so tiefer Skeptizismus wie jener, der inbegriffen ist in dem Ansturm des Nominalismus gegen den Realismus? Denn Realismus gegen Nominalismus bedeutet in Wahrheit, Realismus gegen Rationalismus oder gegen etwas Verderblicheres als das, was wir unter Rationalismus verstehen. Die Antwort lautet: genau wie manchen die Kirche einfach als ein Teil des römischen Reiches erschien, so deuchte sie später anderen nur als ein Teil des finsternen Zeitalters. Das finstere Zeitalter endete mit dem Ende des Reiches, und die Kirche hätte mit beiden gleichfalls verschwinden müssen, wäre sie nur einer der Schatten der Nacht gewesen. Das war wieder einer dieser gespensterartigen Tode oder eine dieser Vorspiegelungen des Todes. Ich meine, falls der Nominalismus Erfolg gehabt hätte, wäre es das Gleiche gewesen, als wenn der Arianismus Erfolg gehabt hätte; es wäre der Anfang eines Bekenntnisses gewesen, welches das Christentum sich hatte entgehen lassen. Denn Nominalismus ist ein weit grundlegenderer Skeptizismus als bloßer Atheismus. So lautete die Frage, die offen gestellt wurde, als das finstere Zeitalter sich zu dem Tageslicht weitete, das wir die moderne Welt nennen

Und wie lautete die Antwort? Die Antwort gab Thomas von Aquino auf dem Sessel des Aristoteles das gesamte Wissen als sein Bereich ergreifend, und Zehntausende junger Burschen bis hinab zu den niedersten Klassen der Bauern und Leibeigenen, die in Lumpen und von Brotrinden lebend die großen Schulen umdrängten, lauschten der scholastischen Philosophie.

Was hatte all jenes Flüstern der Angst für eine Bedeutung, das unter dem Schatten des Islams den Westen durchheilte und alle alten Romanzen mit vernunftwidrigen Bildnissen sarazenischer Ritter erfüllte, die in Norwegen oder auf den Hebriden einherstolzten. Weshalb herrschte dort unter den Autoritäten solch wilder Aufruhr über die rationalistische, arabische Version und Aristoteles? Autoritäten sind selten in dieser Weise beunruhigt, außer wenn es zu spät ist. Die Erklärung lautet, daß hunderte von Leuten wahrscheinlich in ihren Herzen glaubten, daß der Islam die Christenheit besiegen würde; das Averrhoes vernünftiger wäre als Anselm; daß die sarazenische Kultur in Wahrheit, wie es oberflächlich tatsächlich der Fall zu sein schien, eine höhere Kultur wäre. Auch hier würden wir wahrscheinlich wieder eine ganze Generation, die ältere Generation, von Zweifeln erfüllt und niedergeschlagen und müde finden. Das Kommen des Islams wäre nur der um tausend Jahre verfrühte Beginn des Monismus gewesen. Vielen wäre das wahrscheinlich durchaus vernünftig erschienen und durchaus wahrscheinlich, daß es so kommen würde. War das der Fall, dann müßten sie über das, was sich tatsächlich ereignete, sehr überrascht gewesen sein. Es erhob sich ein Gebrüll gleich Donnergetöse von Tausenden und Tausenden junger Menschen, die all ihre Jugend zu einem Gegenstreich vereinten: Den Kreuzzügen. Es waren die Söhne von Sankt Franziskus, die Gaukler Gottes, die singend überall die Straßen der Welt durchzogen; es war die Gotik, die emporschob wie ein Pfeilschauer; es war das Erwachen der Welt. Wenn wir uns dem albigenser Kriege zuwenden, gelangen wir zu

dem Bruch in dem Herzen Europas und zu dem Bergsturz einer neuen Philosophie, die nahezu dem Christentume für immer ein Ziel gesetzt hätte. In jenem Falle war die neue Philosophie eine sehr neue Philosophie, sie war Pessimismus. Sie war nichts desto weniger den modernen Vorstellungen gleich, obwohl sie alt war wie Asien, denn das sind die meisten modernen Ideen. Sie war die Rückkehr der Gnostiker. Aber weshalb kehrten die Gnostiker zurück. Weil es das Ende einer Epoche war gleich dem Ende des Reiches, und weil es das Ende der Kirche hätte sein sollen. Es war Schopenhauer, der über der Zukunft schwebte, aber es war gleichzeitig Mani, auferstanden von den Toten, damit die Menschen den Tod hätten, damit sie ihn in reicherer Fülle hätten.

Deutlicher tritt das in dem Falle der Renaissance hervor, weil diese Periode uns so viel näher liegt, und die Menschen so viel besser über sie Bescheid wissen. Doch in jenem Beispiel steckt sogar noch mehr, als die meisten Leute ahnen. Abgesehen von den speziellen Streitfragen, die ich für eine Sonderuntersuchung aufsparen möchte, war jene Zeit weit chaotischer, als jene Streitigkeiten im allgemeinen erkennen lassen. Wenn die Protestanten Latimer als einen Märtyrer der Reformation bezeichnen, und die Katholiken erwidern, Campion wäre ein Märtyrer des Katholizismus, so wird häufig vergessen, daß zahlreiche bei solchen Verfolgungen zu Grunde gingen, die man nur als Märtyrer des Atheismus, des Anarchismus, ja, sogar des Diabolismus bezeichnen könnte. Jene Welt war fast so wüst wie unsere eigene. Die Menschen, die in ihr umherwanderten, umfaßten jene Art Mensch, der erklärt, es gäbe keinen Gott, jene Art Mensch, der behauptet, er selber sei Gott, jene Art Mensch, der Dinge sagt, daß niemand sich einen Vers darauf machen kann. Könnten wir mit dem auf die Renaissance folgenden Zeitalter vertrauten Umgang pflegen, würden wir wahrscheinlich über die schamlose Negation empört sein. Die Marlowe zugeschriebenen Äußerungen sind wahr-



scheinlich ziemlich typisch für die Unterhaltung in zahlreichen Kneipen der Intellektuellen. Der Übergang vom Europa der Präreformation zu dem Europa der Postreformation geschah durch einen leeren Raum weitgährender Fragen. Dennoch war auf lange Sicht die Antwort die nämliche. Es war einer jener Augenblicke, da das Christentum in der freien Luft einherwanderte, wie Christus einst über das Wasser geschritten war.

Aber, all jene Fälle liegen der Zeit nach fern und müßten im Einzelnen erwiesen werden. Deutlicher empfinden wir die Tatsache, als das Heidentum der Renaissance dem Christentum ein Ende bereitete und das Christentum unerklärbarer Weise überall wieder von Neuem begann. Aber am deutlichsten erkennen wir sie in dem Falle, der uns näher liegt und über den es ein klares und genaues Beweismaterial gibt, in dem Fall des großen Niedergangs der Religion, der etwa zur Zeit Voltaires einsetzte. Denn es ist unser eigenstes Erlebnis und wir selber haben den Verfall dieses Verfalls mitangesehen. Die zweihundert Jahre seit Voltaire ziehen nicht blitzartig an uns vorüber, wie das vierte und fünfte oder das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. In diesem unserem eigenen Falle sehen wir diesen oft wiederholten Vorgang unmittelbar vor unseren Augen. Wir wissen, wie vollständig eine Gesellschaft ihre wahre Religion verlieren kann, ohne ihre offizielle Religion abzuschaffen. Wir wissen, wie sämtliche Menschen Agnostiker werden können, lange bevor sie die Bischöfe absetzen. Und wir wissen, daß auch bei diesem letzten Tode, der uns den Eindruck des endgültigen Endes machte, sich das Unglaubliche wieder ereignet hat. Der Glaube besitzt eine treuere Gefolgschaft unter den jungen Menschen als unter den alten. Als Ibsen davon sprach, daß die neue Generation an die Tür klopfte, erwartete er bestimmt nicht, daß diese Tür das Kirchenportal sein würde.

Wenigstens fünf Mal ist mit den Arianern und mit dem Albigenser, mit dem humanistischen Skeptiker, mit

Voltaire und mit Darwin der Glaube allem Anscheine nach vor die Hunde gegangen. In jedem dieser fünf Fälle war es aber der Hund, der starb. Wie vollständig der Zusammenbruch war und wie seltsam die Umkehr, können wir im einzelnen nur in dem unserer Zeit am nächsten liegenden Fall verfolgen.

Tausenderlei Dinge sind über die Oxford-Bewegung und die Parallelerscheinung der katholischen Wiederbelebung in Frankreich gesagt worden, aber nur selten wurde in uns das Gefühl für die schlichteste Tatsache erweckt, daß es sich um eine Überraschung handelte. Es war gleichzeitig ein Rätsel und eine Überraschung, denn die meisten Menschen gewannen den Eindruck eines Flusses, der sich vom Meere rückwärts wandte und in die Berge hinaufzuströmen versuchte. Wer die Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts studiert hat, weiß, daß fast jeder es für selbstverständlich hielt, daß sich die Religion gleich einem Flusse ständig weiten würde, bis sie zu einem unendlichen Meere geworden wäre. Manche erwarteten, daß sie in einem katastrophalen Wassersturz in die Tiefe stürzen, die Meisten erwarteten, daß sie zu einem Meeresarme der Gleichheit und Mäßigung sich ausdehnen würde, aber ihre Rückkehr zu sich selber hielten alle für ein Wunder, so unglaublich wie Hexerei. Mit anderen Worten, die meisten gemäßigten Menschen nahmen an, daß der Glaube sich gleich Freiheit allmählich nach unten ausdehnen würde, und manche fortgeschrittenen Menschen glaubten, daß er sich sehr rasch nach unten ausdehnen, um nicht zu sagen sich verflachen würde. Die ganze Welt eines Guizot und Macaulay und die gesamte freisinnig gesinnte kommerzielle und wissenschaftliche Welt war vielleicht zuversichtlicher als je die Menschen vorher oder seitdem in bezug auf die Richtung, welche die Welt einschlagen würde. Die Menschen waren so sicher hinsichtlich der Richtung, daß sie nur in bezug auf das Tempo in ihren Meinungen von einander abwichen. Viele ahnten

voller Unruhe und einige wenige voller Sympathie eine jakobinische Empörung voraus, die den Erzbischof von Canterbury auf das Schaffot bringen würde, oder einen chartistischen Aufstand, bei dem die Pfarrer an den Laternenpfählen aufgeknüpft würden. Und es erschien wie ein Krampf der Natur, daß der Erzbischof anstatt sein Haupt zu verlieren, nach einer Mitra Ausschau hielt, und daß die den Pfarrern schuldige Achtung statt sich zu vermindern, sich zu der den Priestern schuldigen Hochachtung verstärkte. Die Tatsache revolutionierte die Vision dieser Leute von einer Revolution und stellt ihre Kopflosigkeit auf den Kopf.

In knappen Worten: die ganze Welt, die nur in der Hinsicht geteilter Meinung war, ob der Strom langsam oder rascher fließen würde, wurde sich etwas Undeutlichem aber Ungeheuerem bewußt, das gegen den Strom anging. Tatsächlich sowohl wie bildlich liegt etwas bis ins Tiefste Beunruhigendes hierin, und zwar aus einem sehr wesentlichen Grunde. Ein totes Ding kann mit dem Strome treiben, aber nur ein lebendes Ding kann gegen ihn ankämpfen. Ein toter Hund kann von dem aufwallenden Wasser mit der Schnelligkeit eines springenden Hundes emporgetragen werden, aber nur ein lebender Hund vermag stromaufwärts zu schwimmen. Ein Papierschifflein kann mit all der luftigen Anmaßung eines Märchenschiffs auf der steigenden Sintflut schweben, aber wenn das Märchenschiff stromaufwärts fährt, wird es tatsächlich von Feen gerudert. Und unter den Dingen, die lediglich mit der Flut offensichtlichen Fortschrittes und klarer Verbreiterung trieben, gab es gar manchen Demagogen oder Sophisten, deren wilde Gebärden in Wahrheit so leblos waren, wie die Bewegungen der Glieder eines toten Kötters, die in dem wirbelnden Wasser zappeln, und auch gar manchen Philosophen gab es, der stark einem Papierboot glich von jener Art, das man leicht in einen Dreimaster umformen kann. Aber selbst die wahrhaft lebenden und sogar lebenspendenden Dinge, die mit jenem Strome trieben,

bewiesen nicht, daß sie lebend oder lebenspendend waren. Es war jene andere Kraft, die unfraglich und unerklärlicher Weise belebt war, jene geheimnisvolle und unermeßliche Energie, die den Fluß zurücktrieb. Ihre Bewegungen gemahnten an die eines riesenhaften Ungeheuers, und es war auch wirklich ganz eindeutig ein lebendes Ungeheuer, obwohl es den Meisten ein Ungeheuer der Vorzeit zu sein dünkte. Es war trotzdem eine unnatürliche, eine vernunftwidrige und für manche eine komische Umwälzung, als wäre die große Seeschlange plötzlich aus dem runden Fischteich emporgestiegen. Man darf dieses Element der Geschwätzigkeit in dieser Phantasie nicht außerachtlassen, denn es ist eines der klarsten Zeugnisse für das Unerwartete dieser Umkehrung. Jene Zeit empfand tatsächlich, daß eine widersinnige Eigenschaft der prähistorischen Tiere auch historischen Ritualen eigentümlich war, daß Bischofsmützen und Tiaren den Hörnern und Kämmen vorsintflutlicher Geschöpfe glichen und daß das Anrufen einer primitiven Kirche etwa das gleiche wäre wie die Verkleidung in einen Urmenschen.

Noch immer starrt die Welt erstaunt auf jene Bewegung, hauptsächlich weil sie sich noch immer bewegt. An anderer Stelle habe ich über die ziemlich willkürlichen Vorwürfe gesprochen, die heute noch gegen diese Bewegung und ihre viel größeren Folgeerscheinungen erhoben werden. Hier genügt die Bemerkung, daß je mehr solche Kritiker diese Bewegung tadeln, sie desto weniger eine Erklärung für sie bieten. In gewissem Sinne ist es hier mein Bestreben, wenn auch nicht eine Erklärung zu geben, so doch wenigstens die Richtung, in der die Erklärung liegt, anzudeuten. Aber vor allem ist es mein Bestreben, ein Besonderes an dieser Erscheinung hervorzuheben. Und dieses Besondere ist, daß sich das alles schon früher ereignet hatte, und zwar schon zu wiederholten Malen.

Zusammenfassend sei gesagt: insofern als die letzten Jahrhunderte eine Abbröckelung der christlichen Doktrin erlebten,



haben sie lediglich etwas erfahren, was die frühesten Jahrhunderte auch bereits durchlebt hatten. Und auch das moderne Beispiel endete genau so, wie es bei den mittelalterlichen und vormittelalterlichen Beispielen der Fall war. Schon heute ist es klar, und wird von Tag zu Tag deutlicher, daß dieser Vorgang nicht mit dem Verschwinden des geschwächten Glaubens enden wird, sondern weit eher mit der Rückkehr jener Glaubenssätze, die tatsächlich verblaßt waren. Der Vorgang wird den gleichen Abschluß finden wie der arianische Kompromiß, wie die Versuche zu einem Kompromiß mit dem Nominalismus oder auch mit den Albigensern, und das Wichtige ist, daß auch in dem modernen Beispiel wie bei all den übrigen Fällen das, was zurückkehrt, nicht eine vereinfachte Gotteslehre, nicht eine gereinigte Theologie, sondern einfach Theologie ist. Es ist jene Begeisterung für theologische Forschung, welche die dogmatischsten Zeitalter auszeichnet, es ist die göttliche Wissenschaft. Ein alter Dominus mit einem D. D. (Doktor of Divinity) hinter seinem Namen mag zur Verkörperung der Langeweile geworden sein, aber das geschah nur, weil ihm selber seine Gottesgelahrtheit langweilte, nicht weil er sich über sie erregte. Anerkanntermaßen kam es einfach daher, weil ihn das Latein des Plautus stärker interessierte als das Latein des Augustin, oder das Griechisch des Xenophon stärker als das Griechisch des Chrysostomos. Es geschah einfach, weil er größeres Interesse an einer toten Tradition als an einer starklebendigen Überlieferung besaß. Mit einem Worte, es lag einfach daran, weil er selber ein Typus einer Zeit war, in welcher der christliche Glaube kränkelte. Aber es geschah nicht etwa, weil die Menschen, falls es ihnen möglich gewesen wäre, nicht freudig die herrliche und fast phantastische Vorstellung eines Doktors der Glaubensgelehrsamkeit begrüßt haben würden.

Manche Menschen erklären, wenn es nach ihnen ginge, dann sollte das Christentum etwas Geistiges bleiben. Sie meinen ganz

buchstäblich, sie wünschten, es möchte ein Gespenst bleiben. Aber es ist nicht gewillt, ein Gespenst zu bleiben. Diesem Prozeß scheinbaren Absterbens folgt nicht ein allmählich hinschwindender Schatten, es folgt die Wiederauferstehung des Körpers. Diese Leute sind durchaus geneigt, fromme und ehrfurchtvolle Tränen über dem Grabmale des Menschensohnes zu vergießen, aber sie sind nicht darauf vorbereitet, den Sohn Gottes von neuem über die Hügel des Morgens dahinwandern zu sehen. Diese Menschen, ja, die meisten Menschen hatten sich zeitweilig mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das alte christliche Kerzenlicht in dem Licht des Alltags verblassen würde. Vielen erschien es aufrichtig wie die matte gelbe Flamme einer Kerze, die man bei hellem Tagesscheine brennen läßt. Um so unerwarteter kam es ihnen, und umso klarer erkannten sie, daß der siebenarmige Leuchter plötzlich gleich einem Wunderbaume bis zum Himmel ragte und seine Flamme leuchten ließ, bis die Sonne verblaßte. Auch andere Zeitalter haben den Tag das Kerzenlicht besiegen und dann das Kerzenlicht den Tag besiegen sehen. Wieder und wieder vor unserer Zeit haben sich die Menschen allmählich mit einer verblaßten Lehre abgefunden. Und wieder und wieder folgte auf jene Verwässerung, aus der Dunkelheit hervorbrechend wie ein glühender Katarakt, die Stärke des purpurnen, ursprünglichen Weines. Und wir sprechen heute nur von neuem, wie unsere Vorfäter so oft gesprochen haben: „Lange Jahre und Jahrhunderte früher tranken unsere Väter und die Begründer unseres Volkes, wie sie es träumten, von dem Blute Gottes. Lange Jahre und Jahrhunderte sind verstrichen, seit die Kraft jener riesenhaften Weinlese nur eine Legende von dem Zeitalter der Riesen war. Jahrhunderte vorher bereits war die dunkle Zeit der zweiten Gährung, da der Wein des Katholizismus sich in den Essig des Calvinismus verwandelte. Lange seitdem hat sich der bittere Trank selber verwässert, wurde er ausgeschwenkt und fortgewaschen durch die Wasser des Vergessens und die Woge

der Welt. Niemals wieder glaubten wir jenen bitteren Nachgeschmack der Reinheit und den Geist, noch weniger die reichere und süßere Kraft des purpurnen Weinberges in unseren Träumen von dem goldenen Zeitalter zu kosten. Tag um Tag und Jahr um Jahr haben wir unsere Hoffnungen herabgestimmt und unsere Überzeugungen herabgesetzt, mehr und mehr haben wir uns daran gewöhnt, jene Fässer und Weinberge unter den Wasserfluten versinken und den letzten Duft und den letzten Hauch jenes Besonderen gleich einem Purpurfleck auf grauem Meere verblassen zu sehen. Wir haben uns an diese Auflösung, an ein ewig fortschreitendes langsames Vergleiten gewöhnt. Du aber hast den guten Wein bis heute bewahrt.“

Dies ist der Schlußakt, und es ist der erstaunlichste von allen. Der Glaube ist nicht nur häufig gestorben, sondern er ist an Altersschwäche gestorben. Er ist nicht nur häufig gestorben, sondern er ist eines natürlichen Todes gestorben, in dem Sinne, daß er zu einem natürlichen Abschluß gelangte. Doch klar zeigt es sich, daß er trotzdem die wildesten und die allgemeinsten Verfolgungen von dem Angriff diokletianischer Wut an bis zu dem Ansturm der französischen Revolution überlebte. Und er hat eine seltsamere, ja, eine zauberhafte Zähigkeit, denn er hat nicht nur Krieg sondern auch Frieden überdauert. Er ist nicht nur häufig gestorben, sondern auch häufig entartet und häufig in Verfall geraten. Er hat seine eigene Schwäche, ja, selbst seine eigene Übergabe überlebt. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was so offensichtlich ist: die Schönheit von Christi Ende bei seiner Vermählung von Jugend und Tod. Doch dies ist fast, als hätte Christus gelebt bis zur letztmöglichen Spanne, als wäre er herangereift zu einem weißhaarigen Weisen von hundert Jahren und heimgegangen an natürlicher Altersschwäche, um dann unter Posaunenschall, der den Himmel bersten ließ, in neuer Jugend aufzuerstehen. Mit Recht wurde gesagt, daß das menschliche

Christentum in seiner wiederkehrenden Schwäche sich allzu eng mit den Mächten der Welt vermählt habe, aber wenn es sich vermählt hat, so ist es auch sehr häufig verwitwet. Es ist eine seltsam unsterbliche Art Witwe. Ein Feind konnte zu einem bestimmten Augenblick sagen, das Christentum wäre nur eine Seite der Macht der Cäsaren. Heutzutage klingt das genau so seltsam, als würde man es als eine Seite der Pharaonen bezeichnen. Ein Feind könnte behaupten, es wäre der offizielle Glaube des Feudalismus, und das lautet heute genau so überzeugend wie die Behauptung, es hätte mit dem altrömischen Landhause zugrunde gehen müssen. All diese Dinge liefen ihrem natürlichen Abschluß entgegen, und der Religion schien auch nur der eine Weg zu bleiben, mit ihnen zu vergehen. Sie endete auch, aber sie begann von neuem.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Die Kultur des Altertums war die gesamte Welt. Und die Menschen ließen sich ebenso wenig deren Ende träumen wie das Ende des Tageslichts. Sie konnten deren Ende träumen wie das Ende des Tageslichts. Sie konnten sich keine andere Ordnung vorstellen, es sei denn in einer anderen Welt. Die Kultur der Welt ist vergangen, aber jene Worte sind nicht vergangen. In der langen Nacht des finsternen Zeitalters war Feudalherrschaft etwas so Vertrautes, daß sich kein Mensch ohne einen Herrn sich selber vorzustellen vermochte. Und Religion war so in jenes Netzwerk verstrickt, daß kein Mensch geglaubt hätte, daß eine Trennung möglich wäre. Der Feudalismus selber wurde in Fetzen gerissen und verschwand aus dem volkstümlichen Leben des echten Mittelalters, und die vornehmste und frischeste Kraft in jener neuen Freiheit war die alte Religion. Feudalismus ist vergangen, aber die Worte sind nicht vergangen. Auch die gesamte mittelalterliche Ordnung, in vielfacher Hinsicht so vollkommen und ein fast kosmisches Haus für den Menschen, nutzte sich allmählich ebenfalls wieder ab, und jetzt wenigstens glaubte man, auch die Worte würden sterben. Aber sie überschritten



den strahlenden Abgrund der Renaissance und verwandten in fünfzig Jahren all ihr Licht und ihr Wissen zu neuen religiösen Grundlagen, zu neuen Begründungen der christlichen Wahrheiten, zu neuen Heiligen. Man nahm an, der Glaube müßte schließlich in dem trocknen Lichte des Zeitalters der Vernunft hinwelken; man nahm an, er würde endgültig bei dem Erdbeben des Zeitalters der Revolution zu Grunde gehen. Die Wissenschaft erklärte ihn fort, aber noch immer war er da. Geschichte grub ihn in der Vergangenheit aus, und plötzlich erschien er in der Zukunft. Heute steht er von neuem in unserem Pfad, und wächst unter unseren Augen.

Wenn unsere sozialen Erzählungen und Berichte ihre Kontinuität wahren, wenn die Menschen wirklich lernen, die sich häufenden Tatsachen einer so zermalmenden Geschichte mit Vernunft zu betrachten, dann sollte man annehmen, daß früher oder später selbst die Feinde aus ihrer brennenden und grenzenlosen Enttäuschung lernen werden, nicht fürder etwas so Einfaches wie den Tod dieser Worte zu erwarten. Mögen sie fortfahren, sie zu bekriegen, es wird sein, als führten sie Krieg mit der Natur, als führten sie Krieg mit dem Boden, als führten sie Krieg mit dem Himmelsgewölbe. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Mögen sie auch lauern, daß sie straucheln, mögen sie lauern, daß diese Worte in die Irre gehen. Daß sie sterben, werden sie fürder nicht mehr erwarten. Unfühlfbar, ja, unbewußt werden die Feinde durch ihre eigenen stummen Vorurteile die Bedingungen jener überraschenden Prophezeiung erfüllen; sie werden vergessen, auf das Erlöschen dessen zu warten, was so häufig vergeblich gelöscht worden ist. Und sie werden lernen, zuerst Ausschau zu halten nach dem Auftauchen des Kometen oder dem Erkalten des Sterns.

## Schluß

### Zusammenfassung des Buches

Ein oder zweimal habe ich mir die Freiheit gestattet, den prächtigen Ausdruck Umriß der Geschichte zu entlehnen, obgleich diese Untersuchung einer Sonderwahrheit und eines Sonderirrtums natürlich nicht Anspruch auf einen Vergleich mit der reichhaltigen und vielseitigen Enzyklopädie der Geschichte beanspruchen darf, für welche jener Name zuerst gewählt wurde. Und doch besteht für diese Bezugnahme ein bestimmter Grund, und in gewissem Sinne berührt, ja, durchschneidet dieses eine Ding sogar das andere. Denn die Geschichte der Welt in der Darstellung von Mr. Wells konnte hier nur als ein Umriß kritisiert werden. Und seltsam genug will es mir dünken, daß sie nur als Umriß irrig ist. Sie ist bewundernswert als eine Ansammlung der Geschichte. Sie ist herrlich als Lagerhaus oder Schatzkammer der Geschichte. Sie ist eine prächtige, gründliche Erörterung über Geschichte. Sie ist außerordentlich anziehend als eine Erweiterung der Geschichte. Aber als ein Umriß der Geschichte ist sie restlos falsch. Das eine, was mir an ihr durchaus irrig zu sein scheint, ist ihr Umriß, jene Art Umriß, der in Wahrheit nur eine einzelne Linie sein kann gleich jener, welche den ganzen Unterschied zwischen einer Karikatur des Profils von Mr. Winston Churchill und von Sir Alfred Mond bedingt. In schlichter und vertrauter Sprache meine ich die Dinge, die hervorstechen, die Dinge, die die Einfachheit einer Silhouette ausmachen. Ich halte die Proportionen für falsch, die Proportionen dessen, was gewiß ist im Vergleich zu dem, was ungewiß ist, dessen, was eine große Rolle spielte,

verglichen mit dem, was eine kleinere Rolle spielte, dessen, was gewöhnlich ist und dessen, was ungewöhnlich ist, dessen, was in Wahrheit mit einem Durchschnitt auf gleichem Niveau liegt und dessen, was als eine Ausnahme hervorragt.

Ich sage das nicht als kleinliche Kritik an einem großen Schriftsteller, denn dazu habe ich keinerlei Anlaß, bin ich mir doch bewußt, bei meiner weit geringfügigeren Aufgabe in ganz derselben Hinsicht gefehlt zu haben. Es ist mir durchaus fraglich, ob ich dem Leser den von mir beabsichtigten Hauptpunkt über die Proportionen der Geschichte vermittelt habe, ob ich nicht auch bei gewissen Dingen ungebührlich länger als bei anderen verweilt habe. Ich zweifle, ob ich den Plan erfüllt habe, den ich in dem Einführungskapitel darlegte, und aus diesem Grunde füge ich diese Zeilen als eine Art Zusammenfassung in einem abschließenden Kapitel hinzu. Nach meiner Überzeugung sind jene Dinge, die ich hervorgehoben habe, für einen Umriß der Geschichte wesentlicher als jene Dinge, welche ich zurückgestellt oder bei Seite gelassen habe. Ich glaube nicht, daß die Vergangenheit mit größter Wahrhaftigkeit als Etwas dargestellt werden kann, wobei die Menschheit sich einfach in der Natur verliert, oder die Kultur zum Barbarentum verblaßt, oder die Religion in Mythologie aufgeht, oder unsere eigene Religion in den Religionen der Welt verschwindet. Mit kurzen Worten, ich glaube nicht, daß die beste Methode, einen Umriß der Geschichte zu entwerfen, darin besteht, die Linien auszuradieren. Ich glaube, daß von den zwei Möglichkeiten es der Wahrheit weit näher kommen würde, die Geschichte ganz schlicht gleich einer primitiven Mythe von einem Mann, der die Sonne und die Sterne machte, oder von einem Gott, der in den Körper eines geheiligten Affen sich kleidete, zu erzählen. Daher will ich all das, was früher geschehen ist, in eine realistische und vernünftig abgewogene Erklärung zusammenfassen: in eine knappe Geschichte der Menschheit.

In dem Lande, das durch jenen benachbarten Stern erhellt wird, dessen Feuerbrand das helle Tageslicht ist, gibt es zahlreiche und sehr verschiedenartige, regungslose und sich bewegende Dinge. Unter ihnen bewegt sich ein Geschlecht, das im Verhältnis zu den anderen Wesen, ein Geschlecht der Götter ist. Dadurch, daß dieses Geschlecht sich wie ein Geschlecht von Dämonen benehmen kann, wird diese Tatsache nicht verringert, sondern stärker betont. Diese Unterscheidung ist keine individuelle Täuschung. Es handelt sich nicht um einen Vogel, der sich mit seinen eigenen Federn schmückt, es handelt sich um ein festumrissenes und vielseitiges Geschöpf. Der Beweis liegt gerade in den Spekulationen, die zu der eigenen Ablehnung geführt haben. Daß die Menschen, die Götter dieser niederen Welt, mit ihr in verschiedener Hinsicht verkettet sind, ist richtig; aber das ist nur eine andere Seite der nämlichen Wahrheit. Daß sie heranwachsen, wie das Gras wächst, und herumgehen, wie die Tiere herumgehen, ist eine zweite Notwendigkeit, welche die ursprüngliche Unterscheidung verschärft. Auch ein Zauberer müßte trotz allem das Aussehen eines Menschen haben, und selbst Elfen könnten nicht ohne Füße tanzen. Es ist neuerdings Mode geworden, das Denken nur auf diese oberflächlichen und untergeordneten Ähnlichkeiten zu richten und gänzlich die Hauptsache zu vergessen. Es ist Sitte, zu behaupten, daß der Mensch den anderen Geschöpfen ähnlich sei. Richtig! Aber gerade diese Ähnlichkeit kann der Mensch allein erkennen. Der Fisch spürt nicht dem Fischknochenmuster bei den Vögeln der Luft nach, und der Elefant und der Emu vergleichen nicht ihre Skelette. Selbst in dem Sinne, in welchem der Mensch eins ist mit dem Universum, ist es eine völlig einsame Universalität. Der Gedanke allein, daß er mit allen Dingen verbunden ist, genügt, um ihn von allem zu scheiden.

Um sich schauend bei diesem einzigartigem Licht, so einsam wie die Flamme, die er buchstäblich allein entzündet hat,



macht dieser Halbgott oder Dämon der sichtbaren Welt jene Welt sichtbar. Er schaut sich in einer Welt von einem bestimmten Stil und Typus um. Er scheint nach gewissen Regeln oder wenigstens Wiederholungen fortzuschreiten. Er sieht eine grüne Architektur, die sich ohne erkennbare Hände selber baut, die sich nach einem ganz genauen Plane oder Muster gleich einem, von einem unsichtbaren Finger in der Luft vorgezeichneten Vorbilde erbaut. Es handelt sich nicht, wie heute vage behauptet wird, um etwas Vages. Es ist nicht ein Wachstum oder ein Tasten blinden Lebens. Alles sucht ein Ziel, ein herrliches und strahlendes Ziel, selbst jedes Gänseblümchen, selbst jeder Löwenzahn, die wir über die Ebene eines gewöhnlichen Ackers hervorschauen sehen. Schon in der Gestalt dieser Gebilde liegt mehr als grünes Wachstum, es liegt darin die Endgültigkeit der Blume. Es ist eine Welt der Vollendung. Dieser Eindruck, mag er nun eine Täuschung sein oder nicht, hat dieses Geschlecht von Denkern und Herren der materiellen Welt so tiefgehend beeinflusst, daß die ungeheure Mehrheit sich veranlaßt gesehen hat, sich eine bestimmte Weltanschauung zu bilden. Berechtigt oder unberechtigt sind diese Menschen zu der Schlußfolgerung gelangt, daß der Welt ein Plan zu Grunde liege, wie dem Baume ein Plan zu Grunde zu liegen scheint, sowie ein Ziel und eine Vollendung gleich der Blume. Und solange als dieses Geschlecht von Denkern zu denken fähig war, mußte die Annahme dieses Gedankens eines Planes einen anderen, erregenderen, ja, erschreckenden Gedanken erzeugen. Es mußte ein anderes, irgendein fremdes und unsichtbares Wesen geben, das diese Dinge entworfen hatte, falls sie wirklich planmäßig waren. Es gab einen Fremden, der gleichzeitig ein Freund war, einen geheimnisvollen Wohltäter, der vor den Menschen gewesen war und die Wälder und die Berge für der Menschen Kommen aufgebaut und den Sonnenaufgang zu ihrem Auftauchen entzündet hatte, wie ein Diener ein Feuer entzündet. Diese Vorstellung eines

Geistes, der dem Universum einen Sinn verleiht, erhielt durch Nachdenken und Erfahrungen, weit scharfsinniger und in die Tiefe schürfender als all jene Beweise über den äußerlichen Plan der Welt, in dem Verstande der Menschen eine immer stärkere und stärkere Bekräftigung. Doch es ist hier mein Bestreben, die Geschichte in den schlichtesten und konkretesten Ausdrücken darzustellen, daher genügt hier die Bemerkung, daß die meisten Menschen einschließlich der weisesten zu dem Schluß gekommen sind, daß die Welt einen solchen Endzweck und daher eine solche erste Ursache haben müsse. Aber die meisten Menschen trennten sich in gewissem Sinne von den weisesten Menschen, als es zu der Handhabung dieses Gedankens kam. Zwei Methoden, jene Idee auszuwerten, traten in Erscheinung, und sie bilden im wesentlichen die religiöse Geschichte der Welt.

Die Majorität wie die Minorität hatte dieses intensive Gefühl einer zweiten, in den Dingen liegenden Bedeutung, eines fremden Meisters, der das Geheimnis der Welt kannte. Aber die Mehrheit, der Pöbel oder die Masse der Menschen, neigte von Natur dazu, im Geiste des Geschwätzes an diese Vorstellung heranzutreten. Das Geschwätz enthielt gleich allem Geschwätz ein groß Teil Wahrheit und ein groß Teil Falschheit. Die Welt begann sich selber Geschichten zu erzählen über das unbekannte Wesen und über seine Söhne und Diener und Boten. Einige der Geschichten können in Wahrheit als Altweibergeschwätz bezeichnet werden, das nur sehr entfernte Erinnerungen an den Morgen der Welt verrät. Es waren Mythen über das Mondbaby oder die halbgaren Berge. Einige konnte man mit mehr Berechtigung als Berichte von Reisenden bezeichnen, als seltsame aber zeitgenössische Geschichten aus bestimmten Grenzlanden der Erfahrung stammend, wie etwa Geschichten über Wunderheilungen oder leises Flüstern über das Schicksal der Toten. Zahlreiche von ihnen sind wahrscheinlich wahre Erzählungen, viele dieser Geschichten sind wahrscheinlich so

wahr, um einem Menschen von gesundem Menschenverstande mehr oder weniger das Bewußtsein beizubringen, daß sich in Wirklichkeit etwas ziemlich Wunderbares hinter dem kosmischen Vorhang verbirgt. Aber in Wahrheit wirkt das Wunder nur durch Augenschein, selbst wenn der Augenschein als Geistererscheinung bezeichnet wird. Es ist eine Frage des Erscheinens und Verschwindens. In der Hauptsache sind diese Götter Geister, das heißt, sie sind flüchtige Erinnerungen, und im übrigen ist die Welt von Gerüchten erfüllt, die eingeständenermaßen zum größten Teil Märchen sind. Die überwiegende Mehrzahl der Geschichten über Götter und Geister und den unsichtbaren König werden, wenn nicht einfach um der Erzählung willen, zum mindesten um des Themas willen erzählt. Sie sind Beweis des ewigen Interesses an dem Thema; von etwas anderem sind sie kein Beweis und sollen es auch nicht sein. Sie sind Mythologie oder Poesie, die nicht an Bücher gebunden ist — noch eine andere Bindung kennt.

Die Minorität, die Weisen und Denker, hatten sich inzwischen zurückgezogen und eine gleich geistesverwandte Beschäftigung aufgenommen. Sie entwarfen Pläne dieser Welt, von der alle glaubten, daß sie einen Plan hätte. Sie bemühten sich ernsthaft, den Plan weiter fortzusetzen und in richtigen Maßverhältnissen darzustellen. Sie setzten ihren Verstand in Vergleich zu dem Geist, der die geheimnisvolle Welt geschaffen hatte, nachgrübelnd, was für eine Art Geist er und was sein letzter Zweck wohl sein möchte. Manche von ihnen entpersönlichten jenen Geist weit stärker, als die Menschheit es im allgemeinen getan hat, manche vereinfachten ihn zu einem reinen Nichts; ein paar ganz Vereinzelte bezweifelten überhaupt seine Existenz. Ein oder zwei Besessene vermuteten, daß dieser Geist etwas Böses und ein Feind wäre, genau wie ein oder zwei stärker Heruntergekommene der anderen Klasse, Dämonen statt Götter anbeteten. Aber die Mehrzahl dieser Theoretiker waren Theisten, und sie sahen

nicht nur einen sittlichen Plan in der Natur, sondern entwarfen ganz allgemein einen sittlichen Plan für das Menschengeschlecht. Die meisten von ihnen waren gute Menschen, die gute Werke vollbrachten, und man erinnerte sich ihrer und verehrte sie auf verschiedenfache Art. Sie waren Schriftgelehrte, und ihre Schriften wurden in höherem oder geringerem Maße heilige Schriften. Sie waren Gesetzgeber, und ihre Überlieferung wurde nicht nur zum Gesetz, sondern zu einer Zeremonie. Wir können sagen, daß ihnen göttliche Ehren zuteil wurden, in dem Sinne in welchem Könige und große Heerführer vielfach in bestimmten Ländern göttliche Ehrungen erfahren. Mit einem Wort, wo der andere volkstümliche Geist, der Geist der Legende und des Geschwätzes, zur Geltung gelangte, umgab er diese Männer mit der mystischen Atmosphäre der Mythen, volkstümliche Dichtkunst verwandelte die Weisen in Heilige. Aber das war alles, was geschah, sie blieben dieselben; die Menschen vergaßen in Wahrheit niemals, daß sie Menschen waren, nur in dem Sinne zu Göttern gemacht, daß man sie zu Heroen erhob. Göttlicher Plato war gleich Divus Cäsar ein Titel und kein Dogma. In Asien mit seiner mythologischeren Atmosphäre erinnerte der Mensch weit stärker an einen Mythus, aber er blieb trotzdem ein Mensch. Er blieb ein Mensch einer bestimmten Sonderklasse oder Schule von Menschen, der verdiente hohe Ehren von der Menschheit empfing. Es ist die Klasse oder Schule der Philosophen der Menschen, die es sich ernsthaft zur Aufgabe gemacht haben, in dem anscheinenden Chaos der Vision des Lebens einer Ordnung nachzuspüren. Anstatt auf Grund phantastischer Gerüchte und alter Traditionen und des Endkapitels ungewöhnlicher Erfahrungen über den hinter der Welt verborgenen Sinn und die verborgene Bedeutung zu leben, versuchten sie in gewissem Sinne apriori den ursprünglichen Zweck jenes Geistes zu erforschen. Sie versuchten einen denk-



baren Plan der Welt zu Papier zu bringen, fast als wäre die Welt noch garnicht erschaffen.

Gerade im Mittelpunkt all dieser Dinge ragt eine gewaltige Ausnahme. Nichts anderes ist ihr ähnlich. Sie ist endgültig gleich der Posaune des Jüngsten Gerichts, obwohl sie gleichzeitig ein Stück frohe Botschaft kündigt, eine Botschaft, die zu gut erscheint, um wahr zu sein. Sie ist nichts Geringeres als die laute Bestätigung, daß dieser geheimnisvolle Schöpfer der Welt in eigener Person seine Welt besucht hat. Sie erklärt, daß in Wahrheit und sogar erst jüngst mitten in den historischen Zeiten dieses ursprünglich unsichtbare Wesen, über das die Denker Theorien aufstellen und die Mythologen Mythen schreiben, daß jener Mann, Der die Welt Schuf, in die Welt gekommen sei. Das eine solche höhere Persönlichkeit hinter allen Dingen existiert, war freilich immer schon von den besten Denkern und von den schönsten Legenden als wahr angenommen worden. Aber nichts derartiges war je einem Menschen in den Sinn gekommen. Es ist schlechthin falsch, zu sagen, die anderen Weisen und Helden hätten den Anspruch erhoben, jener geheimnisvolle Herr und Schöpfer zu sein, von dem die Welt geträumt und um den sie gestritten hatte. Nicht einer von ihnen hatte je beansprucht etwas der Art zu sein. Nicht eine ihrer Sekten und Schulen hatte je behauptet, daß sie behauptet hätte etwas dieser Art zu sein. Das äußerste, was je ein Religionsprophet gesagt hatte, war, daß er der treue Diener eines solchen Wesens wäre. Das Äußerste, was je ein Seher behauptet hatte, war, die Menschen könnten flüchtige Blicke der Herrlichkeit ihres geistigen Wesens erhaschen, oder weit häufiger noch von niedereren geistigen Wesen. Das Äußerste, was irgendeine primitive Mythe je angedeutet hatte, war, daß der Schöpfer bei der Schöpfung zugegen gewesen sei. Aber daß der Schöpfer kurz nach den Abendgesellschaften des Horaz auf der Szene erschien und mit Zöllnern und Regierungsbeamten in dem täglichen Leben des römischen Reiches sich unterhielt,

und daß diese Tatsache auch weiterhin nachdrücklich von der Gesamtheit jener großen Kultur mehr als tausend Jahre hindurch bestätigt wurde, das ist etwas so unähnlich allem, daß nichts in der Natur ihm an die Seite gestellt werden kann. Es ist die eine große erschreckende Behauptung, die der Mensch geäußert hat, seit er das erste artikulierte Wort sprach, statt gleich einem Hunde zu heulen. Das Einzigartige dieser Erscheinung kann sowohl als ein Argument dagegen als dafür verwendet werden. Es wäre leicht, diese Tatsache als einen Fall vereinzelter Wahnsinns hinzustellen, diese Tatsache, welche die vergleichende Religionswissenschaft in Staub und Unsinn verwandelt.

Es trat in die Welt mit Sturm und dem Ungestüm eilender Boten, das apokalyptische Vorzeichen verkündend, und es ist keine ungebührliche Phantasterei, zu sagen, daß es noch immer die Welt durchheilt. Was die Welt und ihre klugen Philosophen und die phantasievollen heidnischen Dichter an den Priestern und den Anhängern der katholischen Kirche in Verwirrung setzt, ist, daß sie sich noch immer betragen, als wären sie Abgesandte. Ein Bote grübelt nicht, was seine Botschaft enthalten mag, noch streitet er, wie ihr Inhalt vermutlich lauten möge, er liefert die Botschaft ab, wie sie ist. Sie ist weder eine Theorie noch eine Phantasie, sondern eine Tatsache. Für diesen absichtlich rudimentären Umriss ist es nicht notwendig im einzelnen zu beweisen, daß sie eine Tatsache ist, es genügt der Hinweis, daß die Boten mit ihr verfahren, wie Menschen mit einer Tatsache verfahren. Alles was an der katholischen Überlieferung verurteilt wird, ihre Autorität und ihr Dogmatismus, die Weigerung zu widerrufen und zu mildern, sind nur die natürlichen menschlichen Eigenschaften eines Menschen mit einer Botschaft, die eine Tatsache berichtet. In dieser letzten Zusammenfassung möchte ich all die umstrittenen Wirrisse vermeiden, die die schlichten Linien jener seltsamen Geschichten von neuem verschleiern könnten.

welche ich bereits einmal in Worten, nur allzu schwach, die seltsamste Geschichte der Welt genannt habe. Ich möchte nur jene Hauptlinien aufzeichnen und vor allem anmerken, wo jene große Scheidelinie in Wahrheit gezogen werden muß. Die Religion der Welt in ihren richtigen Proportionen scheidet sich nicht in feine Schattierungen von Mystizismus oder von mehr oder weniger vernünftigen Formen der Mythologie. Sie ist geschieden durch die Linie zwischen den Menschen, die jene Botschaft überbringen und den Menschen, die sie noch nicht vernommen haben, oder immer noch nicht an sie zu glauben vermögen.

Doch wenn wir die Worte jener seltsamen Geschichte zurückübersetzen in die konkretere und unklarere Terminologie unserer Zeit, dann sehen wir sie bedeckt mit Namen und Erinnerungen, deren Vertrautheit gerade eine Verfälschung ist. Wenn wir zum Beispiel sagen, ein Land enthielte soundsoviel Moslemiten, meinen wir in Wahrheit, daß es ebenso viele Monotheisten enthält, und damit meinen wir in Wahrheit, daß es ebenso viele Menschen enthält, Menschen mit der alten Durchschnittsannahme der Menschen — daß der unsichtbare Lenker unsichtbar bleibt. Sie halten an dieser Ansicht fest zugleich mit den Sitten einer bestimmten Kultur und unter den einfacheren Gesetzen eines bestimmten Gesetzgebers, aber das würden sie auch tun, falls ihr Gesetzgeber Lykurg oder Solon wäre. Sie zeugen für etwas, das eine notwendige und edle Wahrheit ist, das aber nie eine neue Wahrheit war. Ihr Glauben ist keine neue Farbe, er ist die neutrale und normale Färbung, die den Hintergrund des vielfarbigem Lebens des Menschen bildet. Muhammed entdeckte nicht gleich den Magiern einen neuen Stern, er erhaschte durch sein eigenes besonderes Fenster einen flüchtigen Blick von dem großen grauen Feld des uralten Sternenlichts. Und genau so meinen wir, wenn wir sagen, das Land enthält so viele Konfuzianer oder Buddhisten, daß es so viele Heiden enthält, deren Propheten ihnen

eine andere noch unbestimmtere Version der unsichtbaren Macht gegeben haben, die diese Macht nicht nur unsichtbar, sondern fast unpersönlich macht. Und wenn wir sagen, daß sie ebenfalls Tempel und Bilder und Priester und wiederkehrende Feste haben, so meinen wir einfach, daß diese Art Heiden menschlich genug sind, um das volkstümliche Element der Pracht und der Bilder und der Feste und der Märchen sich zu gestatten. Wir meinen nur, daß Heiden mehr Verstand haben als Puritaner. Was aber die Götter angeblich sein sollen, was die Priester beauftragt sind zu verkünden, ist kein aufwühlendes Geheimnis gleich jenem, das diese eilenden Boten des Evangeliums zu verkünden hatten. Niemand sonst außer jenen Boten hat ein Evangelium, niemand sonst hat eine Heilsbotschaft, aus dem einfachen Grunde, weil niemand sonst etwas Neues besitzt.

Diese Botenläufer sammeln Kraft beim Lauf. Jahrhunderte später sprechen sie noch, als hätte sich eben etwas ereignet. Sie haben nicht die Schnelligkeit und die Triebkraft des Boten eingebüßt, kaum haben sie den schwärmerischen Blick von Zeugen verloren. In der katholischen Kirche, der Kohorte der Botschaft, leben noch immer diese stürmischen Taten der Heiligkeit, die von etwas Raschem und etwas Neuem künden, von einem Selbstopfer, das die Welt wie ein Selbstmord erschüttert. Aber es ist kein Selbstmord, kein Pessimismus spricht daraus, es ist auch heute noch so optimistisch wie der heilige Franziskus der Blumen und Vögel. Es ist neuer im Geiste als die neuste Schule des Denkens, und es steht fast mit Gewißheit an der Schwelle neuer Triumphe. Denn diese Menschen dienen einer Mutter, die schöner zu werden scheint, während neue Generationen heranwachsen und sie die Gesegnete heißen. Bisweilen möchte man vermuten, daß die Kirche jünger wird mit dem zunehmenden Alter der Welt.

Und dies ist der endgültige Beweis des Wunders, daß etwas so Übernatürliches so natürlich geworden ist. Ich



meine damit, daß etwas von der Außenseite betrachtet so Einzigartiges, von innen gesehen universell zu sein scheint. Ich habe den Umfang des Wunders nicht verkleinert, wie manche unserer sanfteren Theologen es zu tun für klug halten, vielmehr habe ich mit Vorbedacht bei jener unfaßlichen Unterbrechung verweilt, die wie ein Schlag das Rückgrat der Geschichte zertrümmerte. Ich hege große Sympathie für die Monotheisten, die Mohammedaner und die Juden, denen dieses Wunder als eine Blasphemie erscheint, eine Blasphemie, welche die Welt erschüttern müßte. Aber es brachte die Welt nicht ins Wanken, es festigte die Welt. Je länger wir jene Tatsache betrachten, desto gefestigter und seltsamer erscheint sie uns. Ich halte es für ein Stück schlichter Gerechtigkeit all den Ungläubigen gegenüber, die Kühnheit des Glaubensaktes, der von ihnen gefordert wird, zu betonen. Willig und ausdrücklich gebe ich zu, daß es an sich eine Behauptung ist, bei der man erwarten könnte, daß selbst das Gehirn des Gläubigen zu kreisen begönne, sobald er seinen eigenen Glauben begreift. Aber das Gehirn des Gläubigen kreist nicht. Es ist das Gehirn der Ungläubigen, das ins Wanken gerät. Wir können ihren Verstand nach allen Seiten und in jeder Ausschweifung der Ethik und Psychologie in Pessimismus und in eine Leugnung des Lebens, in Pragmatismus und in Leugnung der Logik taumeln sehen, ihre Omen suchend in Alpträumen und ihre Glaubensvorschriften in Widersprüchen, angstvoll zurückschreckend bei dem fernen Anblick von Dingen jenseits von Gut und Böse und flüsternd von fremden Sternen, wo zwei und zwei fünf ergibt. Während dessen bleibt dieses einzigartige Ding, dessen Umriß zuerst so zügellos erscheint, fest und gesund in seinem Kern. Es bleibt der Beschwichtiger all dieser Manien, es befreit die Vernunft von den Pragmatisten, genau wie es das Lachen von den Puritanern befreite. Ich wiederhole, daß ich mit Vorbedacht seinen eingeborenen Trotz und dogmatischen Charakter betont

habe. Das Geheimnis ist, wie etwas so Erschreckendes trotzig und dogmatisch bleiben und dennoch vollkommen und natürlich werden konnte. Freimütig habe ich zugegeben, daß jenes Geschehnis an sich betrachtet, nämlich ein Mensch, der behauptet, er sei Gott, auf gleicher Stufe gestellt werden könnte, mit einem Menschen, der erklärt, er sei Glas. Aber der Mensch, der behauptet, er sei Glas, ist deshalb noch kein Glaser, der für die ganze Welt Fenster macht. Er erscheint nicht noch nach Jahrhunderten als eine leuchtende und kristallne Gestalt, in deren Lichte alles so klar wird wie Kristall.

Dieser Wahnsinn aber ist gesund geblieben. Der Wahnsinn ist Vernunft geblieben, als alles andere wahnsinnig wurde. Das Irrenhaus ist zu einem Hause geworden, in das Menschenalter nach Menschenalter die Menschen ständig wie in ein Heim zurückkehren. Das ist das Rätsel, das bestehen bleibt, daß etwas so Plötzliches und Anormales sich immer noch als wohnlich und gastfreundlich erweist. Ich kümmer mich nicht darum, wenn der Skeptiker sagt, es sei eine überschwengliche Geschichte. Ich vermag nicht einzusehen, wie ein so überhangender Turm so lange ohne Fundament stehen könnte, noch weniger vermag ich zu begreifen, wie er, wie es tatsächlich der Fall ist, zum Heim des Menschen werden konnte. Wäre diese Geschichte nur aufgetaucht und verschwunden, dann könnte man sie vielleicht als den letzten Sprung wilder Täuschung, als die letzte Mythe der letzten Gemütsstimmung erklären, da der Geist nach dem Himmel schlug und dabei selber in Trümmer fiel. Aber der Geist zertrümmerte nicht. Es ist der einzige Geist, der ungebrochen bleibt in dem Zusammenbruch der Welt. Wäre es ein Irrtum gewesen, dann hätte er kaum einen Tag andauern können. Wäre es eine Ekstase gewesen, dann hätte sie kaum eine Stunde währen können. Aber dieses Wunder hat nahezu zweitausend Jahre angedauert, und die Welt ist erleuchteter geworden, verständiger, vernünftiger in ihren Hoff-

nungen, gesünder in ihren Instinkten. Sie ist heiterer und freudiger im Angesicht von Schicksal und Tod, als die ganze Welt außerhalb, denn es war die Seele des Christentums, die von dem unglaublichen Christus stammte, und diese Seele war gesunder Menschenverstand. Wenn wir auch nicht auf sein Antlitz zu blicken wagten, konnten wir doch auf seine Früchte blicken und an seinen Früchten sollten wir ihn erkennen. Die Früchte sind gesund, und die Fruchtbarkeit ist mehr als eine Metapher, und nirgendswo auf dieser traurigen Welt sind Knaben glücklicher auf Apfelbäumen, oder singen Männer in so einstimmigen Chor, wenn sie die Weinreben stampfen als unter dem ständig gewordenen Blitzstrahl dieser plötzlichen und unduldsamen Erleuchtung, dem Blitzstrahl, der ewig geworden ist wie das Licht.

E n d e

### *Nachwort*

Dieses Buch bedarf eines Nachwortes, damit seine Absicht nicht mißverstanden werde. Sein Gesichtspunkt ist historisch, nicht theologisch, und hat mit einer religiösen Wandlung, die das Hauptereignis meines Lebens war, direkt nichts zu tun. Darüber wird eine Streitschrift berichten, an der ich arbeite. Ich hoffe, jeder Katholik ist imstande, jedes Buch über jedes Thema, vor allem über das vorliegende Thema zu schreiben, ohne zu zeigen, daß er ein Katholik ist, und diese Untersuchung befaßt sich nicht speziell mit den Unterschieden zwischen Katholik und Protestant. Ein erheblicher Teil dieser Arbeit ist zahlreichen Arten von Heiden und nicht einer bestimmten Art von Christen gewidmet, und seine These besagt, daß jene, welche behaupten, Christus stände Seite an Seite ähnlichen Mythen und seine Religion Seite an Seite ähnlichen Religionen, lediglich eine schale Formel wiederholen, die von einer überzeugenden Tatsache widerlegt wird. Zum Beweise brauche ich nicht sehr weit über uns allen bekannte Dinge hinauszugehen. Ich erhebe keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit und stütze mich in manchen Fragen, wie es Mode geworden ist, auf jene, die gelehrter sind als ich. Da ich mehr als einmal von Mr. H. G. Wells historischen Anschauungen abgewichen bin, ist es nur recht und billig, daß ich ihm zu dem Mut und dem konstruktiven Geist, der seine umfassenden, verschiedenartigen und interessanten Werke kennzeichnet, beglückwünsche, besonders, nachdem ich das bescheidene Recht des Amateurs betont habe, mit den Tatsachen, die der Spezialist liefert, anzufangen, was ihm beliebt.



## *Inhalt*

### Einführung: Der Plan dieses Buches

#### I. Teil

#### Über das Geschöpf genannt Mensch

- I. Der Mensch in der Höhle
- II. Professoren und prähistorische Menschen
- III. Das Altertum der Kultur
- IV. Gott und vergleichende Religionswissenschaft
- V. Mensch und Mythologie
- VI. Dämonen und Philosophen
- VII. Der Krieg der Götter und Dämonen
- VIII. Das Ende der Welt

#### II. Teil

#### Über den Menschen genannt Christus

- I. Der Gott in der Höhle
- II. Die Rätsel des Evangeliums
- III. Die seltsamste Geschichte auf der Welt
- IV. Das Zeugnis der Ketzer
- V. Die Flucht aus dem Heidentum
- VI. Die fünf Tode des Glaubens

#### Schluß: Zusammenfassung des Buches

#### Nachwort